Herm. Cl. Kosel

Albrecht Dürer ein Deutscher Heiland

Roman

Der Meister

Albrecht Dürer

Zweiter Band:

Der Meister



Albrecht Dürers Selbstbildnis.
(Ölgemälde. 1500. Alte Pinakothek, München.)

Albrecht Dürer
Ein deutscher Heiland

Roman aus
Nürnbergs
Blütezeit von

Herm. Cl. Kosel

Zweiter Band:
Der Meister
Mit 16 Wiedergaben nach Werken Dürers

Erstes bis zehntes Tausend

Verlag von Rich. Bong in Berlin W.

Druck von Hallberg & Büchting (Inh.: L. A. Klepzig), Leipzig

Vom Canale Grande drangen die gedehnten, eintönigen Hoio-Rufe der Gondoliere in die Werkstatt Dürers, der am Fenster saß und an seinen Freund Wilibald Pirkheimer mit viel Mühe einen Brief schrieb. Das Schreiben war eine ungewohnte Sache für den Meister, er fand nicht die Worte, aus denen er klingende Sätze hätte fügen können. Die Kielfeder war nicht Pinsel und nicht Stichel, widerwillig lief sie über die weiße Fläche des rauhen Handpapiers. In nürnbergischer Mundart schrieb er:

„Dem ehrsamen und weisen Herr Wilbolt Pirkamer zu Nörnberg, meinem lieben Herren.

Item ich wunsch Euch viel guter seliger neuer Johr und all der Eueren.

Mein willigen Dienst zuvor, lieber Herr Pirkamer. Vernehmt mein Gesundheit, viel Bessers begehr ich Euch von Gott. Item als Ihr mir verzeichet hant, etlich Perlen und Schtein zu kaufen, sond Ihr wissen, daß ich nix Guts oder seins Gelds wert kann bekummen, es ist Alls von den Dewtzschen aufgschnappt. Die auf der Riv [1]) umgahnd, die wöllen denn allweg 4 Geld [2]) doran gewinnen, wann sie sind die untreuesten Leut, die do leben. Es bdarf sich Keiner keins getreuen Diensts zu ihr Keinem versehen. Dorum etlich ander gut Gesellen haben geseit, ich soll mich vor ihn huten, sie bescheißen Vich und Leut, man kauf zu Frankfürt besser Ding zu geringen Geld, denn zu Fenedich. Und der Bücher halben, die ich Euch bestellen sollt, das haben Euch die Imhoff ausgerichtt. Aber bedürft Ihr sunst etwas, das laßt mich wissen, das will ich Euch mit ganzen Fleiß ausrichten. Und wollt Gott, daß ich Euch großen Dienst kunnt than, das

wollt ich mit Freuden ausrichten. Wann ich erkenn, daß Ihr mir viel thüt. Und ich bitt Euch, habt Mitleiden mit meiner Schuld, ich gedenk öfter doran denn Ihr. Alsbald mir Gott heim hilft, so will ich Euch ehrbehrlich zahlen mit großen Dank."

[1]) Riva, Uferstraße. [2]) das Vierfache.

Ärgerlich fuhren Dürers Finger über seine gekräuselten Locken; was hätte er dem Freunde alles schreiben wollen von Venedigs Pracht und Herrlichkeit, aber er vermochte das nicht mit der Feder zu schildern, was in seinem Innersten nach Ausdruck drängte. Er hörte im Geiste Wilibald lachen über seine Schreiberei, die doch so ganz was Unnützes für einen Malermeister sei, wie er sagte. Die langen Locken baumelten über dem Briefblatt. Ja, die ließen sich williger formen als schmucke Sätze.

Schwer lag es dem Meister auf dem Herzen, daß er immer mit Schulden zu kämpfen hatte, wußte er doch, wie mühsam er arbeiten müsse, ehe wieder eine Schuld abgezahlt werden konnte. Auch die Sorge um seine Lieben daheim drängte sich ihm näher in die Schreiberei hinein als die Bilder der Schönheit Venedigs, die ihn berauschten. Die zu schildern, waren schwere Dinge für den Maler, das konnte er nicht in Buchstaben veranschaulichen.

Mit traurigen Augen blickte er über dem engen Wasserkanal den düsteren Wandschatten des nahen Hauses an. Schatten, immer nur Schatten waren seinen Augen bestimmt zu sehen, und jetzt weilte er im Lande der Sonne. Rasch flog sein Blick der Ecke zu, wo er einen Spalt frei fand, der das Bild des Canale Grande öffnete. Dort lag an der Sonne die herrliche, prunkvolle Fassade des Cà d'Oro. Aus den Fensterrosetten lachte die Freude, die sich in dem bleischweren, dunklen Gewässer abspiegelte. Dieses Bild in Worten zu malen, wäre dem Meister jetzt eine Lust gewesen, aber ach, das konnte nur ein Dichter, ein Gelehrter wie Wilibald. Wie hätte der über ein solches Ansinnen des Handwerksmeisters gelacht.

Der Lärm vom Fischmarkt schrillte zum Fenster herein in die dürftige Werkstatt mit dem Schlafalkoven, die von den deutschen Kaufherren für Dürer in ihrem Lagerhause ärmlich eingerichtet worden war. Die Glocken der Türme schlugen an. Mit einem Male überkam den Meister die Sehnsucht nach der Heimat. Deutsche Laute wollte er hören, deutsche Gesichter wollte er sehen; Venedig war ihm zu laut, zu prunkvoll, zu unehrlich. Was mochten sie zu dieser Stunde daheim tun? War Agnes noch auf der Frankfurter Messe? Betete die Mutter in St. Sebaldus? Und Hans, der Leichtfuß, frommte ihm die Arbeit, tat er gut bei Meister Wolgemut? Diese Fragen stürmten so mächtig auf Dürer ein, daß er die Feder hinwarf und durch die Werkstatt lief.

Vor dem rohen Malgerüst blieb er versonnen stehen. War diese Farbenskizze, die er für die Altartafel der deutschen Kaufherren malte, *sein* Werk? Diese Farben, diese Grazie der Madonna, die Entfaltung von Prunk, war das *seinem Geiste* entströmt? Die wenigen Wochen Freiheit in Freude und Sonne, haben sie ihn so verwandelt, daß seine harte, farblose Kunst zur jubelnden Festesfreude wurde? Das hatte Venedigs Rausch gemalt, nicht er. In dem glühenden Bunt, dem vom Sonnenlicht übergoldeten Schmutz der Kanäle, auf deren dunkler Flut die grellen Farben im jubelnden Beieinander zitterten, in diesem Prunken der Paläste, vom Gold und Purpur des Himmels überdacht, wer konnte da mit nüchterner Wahl in ernsten Farben malen? Alles Gold der Stunde floß im Reichtum verschwenderisch über die Lagunen; wer konnte sich da arm fühlen? Nur in Nürnberg war alles grau und kalt und arm.

Wenn Dürer auf der Gondel über die dunklen Gewässer schaukelte, tranken seine Augen das Unaussprechliche südlicher Schönheit, die er nicht begriff; er sah sie im Rausch, im Taumel, genoß sie wie im Traum. Ihm war sie nicht Wirklichkeit, ihm war sie das flammende Wunder, das einen Bellini, einen Giorgione, einen Tizian zu

arkadischen Orgien trieb, die, mit der Schönheit des Weibes verschmolzen, Bilder schufen, aus denen der Rausch Venedigs wieder aufstieg und neue Gestalt annahm.

Und er, Dürer, der mit Ausdauer und peinlichem Fleiß daheim allezeit über der Kupferplatte gegrübelt hatte, den kalten Stichel in die glatte Fläche schnitt und mit erfinderischen Instinkten die Wirkung von Scheidewasser und Ätzgrund abwog, empfand nun mit einem Male die Inbrunst und Bangigkeit des Malers, der, die flammende Wirkung der Farbe in sich trinkend, den Boden verliert und taumelnd im Rausch der Sinne lachen, jubeln und lieben lernt.

Das Leben! — Kannte er das Leben? — Hier genießt es ein jeder. Bei Lautenspiel, Gesang und Wein rauscht es auf; wie ein Falter aus der Puppe gleitet, breitet es die Flügel aus und schwebt über alle Erdenlasten frei in die Sonnenglut hinein. Unter den Lichtgirlanden toller Nächte steigt die Freude auf und kränzt die Stirn mit Rosen. Im Kreise der Heiteren versinkt das Heimatsgefühl, wenn glühende Lippen, wogende Busen, lachende Augen das Evoe der bacchantischen Lust singen; da flüchtet die Kümmernis in die grauen Schatten zurück, und das Leben triumphiert.

Albrecht Dürer, hast du es gewußt, daß hinter der Mauer deiner Einsamkeit ein Arkadien des Lebens jubelt? Hast du es gewußt, daß hinter der Pflicht, die nur die Wahrheit will, die sinnliche Schönheit lauert? Hat Jacopo de' Barbari zu dir in jener Mondnacht auf der Burg nicht die Worte gesprochen, die dir die Sehnsucht nach der Sonne so heiß machten: „Im Schwelgen des Lebens und der Sinnentrunkenheit erglüht die Kunst zur Harmonie.“? Hat er nicht gerufen: „Warum wollt Ihr im Büßergewande einhergehen? Ziehet die Toga der Freude an, bekränzet Eure Locken mit Rosen und lachet der Schönheit entgegen. Über aller Pflicht, über allem Recht stehet Ihr selbst und habt Euch vor Eurer Kunst zu verantworten!“? Sprach nicht so die Lüge der Verführung?

Dürer ließ sich in den Stuhl sinken, die Worte Barbaris erschreckten ihn damals, und sie erschreckten ihn heut. Er hatte sich in den ersten Wochen in Venedig dem Rausch hingegeben. In den Kreisen junger Enthusiasten umjubelte man ihn. Seine Gestalt, seiner Stimme Wohlklang und seiner Augen Tiefe wirkten bezaubernd auf die Venezianer. Die Weiber umschwärmten ihn, die Männer priesen ihn, er verlor sich in den Lobeserhebungen und sträubte sich nicht dagegen. Dann kamen die Intrigen neidischer Maler. Giorgione verlachte, Previtali verhöhnte, Markanton bestahl den deutschen Meister. Er wurde nüchtern. In den verlogenen Dithyramben, die Dürer von freundlich gesinnten Edelleuten zu hören bekam, erblickte er leere Phrasen, unlautere Gefühle; die Weiber kannten nur Lüsternheit, sinnlichen Begehrungen huldigend; er fand kein Gemüt, keine Aufrichtigkeit und kam sich in dem Trubel der Berauschten vor wie ein Bettler, der den Hunger an den Bissen stillen mußte, die andere auf der Tafel des Lebens übrigließen. Er empfand den bitteren Bodensatz des ausschweifenden Lebens, ihn ekelte bald das Prahltum der Venezianer an, seine deutsche Wahrhaftigkeit siegte über die gleißnerische Lüge. Wieder vereinsamt, schloß er sich in seine Arbeit ein. Viel Geld hatte er vertan, und erbarmungslos stand das ernste Wort „verdienen“ in seiner Ernüchterung.

Diese Bilder zogen, nun er vor seiner Staffelei saß, im Geiste wieder an ihm vorbei wie ein nächtlicher Spuk: Freude, Lachen und Küssen, Freiheit und der Neid der Maler, der ihn bedrohte; ihm war, als hätte er das alles nur erträumt. „Verdienen!“ schrie es in ihm. Die Not daheim lindern, die Schulden abzahlen, arbeiten — arbeiten, nicht aber lachen und jubeln! Und er hatte sich eine Weile eingebildet, es den Malerfürsten in Venedig gleichtun zu dürfen. Zu dieser Freiheit gehörte ein freies Leben, das seine aber war gebunden, verpflichtet und zur Arbeit verurteilt. Dürer kam sich nun wieder so arm vor wie in Nürnberg, die Kümmernis stand hinter ihm. Sein „Rosen-

kranzfestbild" war ihm nun nichts anderes mehr als eine Arbeit um Geld. Das Gefühl, sich frei zu entwickeln, nur der Kunst zuliebe zu schaffen, verlor sich wieder in der Nüchternheit dieser Stunde der Erkenntnis irdischer Drangsale.

Aller Sinnenzauber war verrauscht. Er stand auf, schritt zum Fenster, sah scheu hinaus, und dann schrieb er weiter an seinem Briefe:

„Wann ich hab den Tewtzschen zu molen ein Tafel, dovon geben sie mir hundert und zehen Gulden rheinsch, dorauf geht nit 5 fl.[1]) Kostung[2]). Die wird ich noch in acht Tagen verfertigen mit Weißen und Schaben[3]). So will ich sie von Stund anheben zu molen. Wann sie muß, ob Gott will, ein Monet noch Osteren auf dem Altar stehn. Das Geld hoff ich, ein Gott will, alls zu ersporen. Dovon will ich Euch zahlen. Wann ich gedenk, ich dürf der Mutter noch dem Weib alsbald kein Geld schicken. Ich ließ der Mutter 10 fl., do ich wegritt, so hat sie in mittler Zeit 9 oder 10 fl. löst aus Kunst, so hat ihr der Trottziher[4]) 12 fl. bezahlt, so hab ich ihr 9 fl. beim[5]) Bastian Imhoff geschickt, dovon soll sie den Pfintzing, dem Gartner ihr Zins 7 fl. bezahlen. So hab ich den Weib 12 fl. geben und hat 13 empfangen zu Frankfurt, ist 25 fl. Gedenk ich, es hab auch kein Not. Und ob ihr geleicht manglet, so muß ihr der Schwoger helfen, bis daß ich heimkumm, so ich ihm ehrberlich wieder zahlen.

Hiemit laßt mich Euch befohlen sein. Datum Fenedich an der heiling 3 Kung Tag[6]), im 1506 Johr.

Grüßt mir den Steffen Pawmgartner und ander gut Geselln, die noch mir fragen.

Albrecht Dürer."

[1]) Gulden. [2]) Unkosten. [3]) Grundieren. [4]) Drahtzieher. [5]) durch den. [6]) 6. Januar.

Versonnen siegelte er den Brief mit dem Ringe, in dem sein Wappen eingraviert war: ein offenes Tor auf drei

Wolken, wohl die Ableitung des Namens Dürer von Thürer (Torwart). Eine namenlose Sehnsucht ergriff ihn nach der Größe und Weite des Meeres, er fühlte sich so beengt, so unfrei, daß es ihn hinauszog in die offene Natur. Wie ein Rausch kam es ihm wieder zum Bewußtsein, daß er ja in den gesegneten Gefilden Hisperiens sich befinde, wo im leuchtenden Sonnenglanz Himmel und Meer ineinandertaumelten.

Als jagte ihn die Kümmernis aus der düsteren Werkstatt, lief er in den klaren, goldigen Winternachmittag hinaus, über die Rialtobrücke, durch die enge Merceria nach der Piazzetta, wo er eine Barke bestieg, die nach dem Lido fuhr.

„Freiheit und Sonne!" rief er, während er die schmale Insel durchquerte. „Lasset mir eine Stunde Frohsinn, dann will ich wieder weiterschaffen. Ach du liebe Kunst, wie willst du mir hier nahen? Ist's Wahrheit, ist's Lüge, die mir die Schönheit zeigt? Oh, wüßt' ich, was Schönheit ist, ich wollte sie in Maße fassen und festhalten. Bist du das, Weib? Wer kann das Weib ergründen? Nur dem ist die Form wissend, der den Blick an nackten Frauengestalten üben kann. Dir, Giorgione, geben sich die Weiber hin in eitler Sinnenlust; ich aber weiß keines, das mir zum Modell sich enthüllte. Wie bin ich arm!"

Das Meer warf mit mächtigem Wellenschlag im lauten Tosen die Fluten über die Sanddünen. In unvergleichlicher Pracht, wie dunkler Malachit, der unter dem weißen Schaum der Wogen funkelte, lag das unendliche Meer, vom tiefblauen Himmel überwölbt, vor den Blicken Meister Albrechts. Die fernen Segler glitten wie braune und weiße Falter auf dem Lapislazuli des Spiegels, wie eine Prozession, die das Heil sucht beim allmächtigen Gott. Weit draußen die Segel schimmerten wie die Flügel der Cherubim über die scharf geschnittene Fläche, als wollten sie gen Himmel schweben.

In dieser Unendlichkeit schwang sich jedes Geschöpf wie eine Mücke. Was war die Kunst, was war Menschengeist

gegen solche ergreifende Größe der Schöpfung? Dieses Gefühl riß in Dürers Seele alle Wunden auf, die seines Grübelns Balsam ihm zu heilen schienen. Wie ein Ungeheuer, dessen scharfe Krallen ihn im Versinken emporrissen, rüttelte es an seinem Streben, das in Sehnsucht nach Größe aufschrie. Klein und erbärmlich kam er sich vor, dieser Allgewalt gegenüber, und die ganze Bitterkeit seines Ringens versank in dem Tosen und Branden des Meeres. Nichts, was er sich eingebildet hatte, erreicht zu haben, blieb bestehen, alles Haltlose in Dürer brach vollends zusammen. Er glaubte, den Aufschrei seiner Seele zu hören, den Aufschrei von tausend Schiffbrüchigen, die dem fernen Ziele zustrebten und im großen Meere des Lebens versanken.

Die Abendsonne färbte das goldige Flimmern in grellen Purpur. Die weißen Wolken ballten sich zusammen, überflammt von blutiger Röte, und formten sich zu einer Gestalt, die einem Weibe ähnlich wurde. In begehrlicher Trägheit lag das Wolkenweib in der Luft und bewegte sich. Die ungeheure Weite schien sich zusammenzudrängen, aus der Klarheit der Farben wurde allmählich das Grau der Dämmerung.

Und Dürer sah die Wolkenform zerfließen in eine unförmige Masse; so wichen seine Träume vom Weibe, im Wachen der Schönheit entkleidet. Wird sich das Weib als Schönheitsideal des Herzens, seiner Kunst bemächtigen? Wird es seiner Sehnsucht Erfüllung werden? Was hatte er ergründet von des Weibes Formen? Was er als Geselle an Vanna und als Meister an Agnes sah. Dort das unverstanden antikische Schöne, hier das verstandene Häßliche. Kein Ideal, das sich mit Maßen feststellen ließe. Mit schamhaften, von Sitte und Moral gepeitschten Gefühlen der Liebe und Sehnsucht nach dem Sinnenzauber, der ihm hätte des Weibes geheimnisvollen Reiz enthüllen können, stand er im Ringen nach des Frauenleibes Gestaltung, wie ein Tantalus unter den fruchtbeladenen Bäumen.

Diese Gefühle des Ausgestoßenseins aus des Lebens

Freuden ließen ihn an der Kunst verzweifeln. In dieser Stunde, wo ihm die Größe und Schönheit des Meeres zu mächtig und die Kunst zu gering schien, fühlte er so ganz die Enttäuschung seines Lebens.

Seines Genius Drang aber raffte ihn wieder auf, als er sich vom Meere abwendete. Aus dem Zweifel an seiner Kunst sprühte der Götterfunke in ihm wieder auf, rang sich ein neuer Mut durch: er wollte siegen. Siegen im Kampfe mit den Enttäuschungen an Kunst, Weib und Leben. Wie in neues Weites hinein, schritt er dem Fischerhafen zu, wo ihn eine Barke aufnahm und mit ihm zur Riva degli Schiavoni segelte.

Arbeiten, nur arbeiten! Rastlos Tag für Tag! So konnte er die Bangigkeit bezwingen, die ihm so schwer im Gemüte lag. Mit neuer Schaffensfreude schloß er sich in seiner Werkstatt ein, taub und blind vor den Verlockungen Venedigs.

Durch das offene Fenster drang der warme Sonnenschein in die dürftige Werkstatt Dürers; er vergoldete die kahlen Wände und den grauen Steinboden und lag wie ein Strahlenkranz zu Füßen des emsig schaffenden Meisters, der gar nicht bemerkte, wie seit geraumer Zeit Hans Imhoff, der sein Nürnberger Handelshaus in Venedig vertrat, hinter ihm stand und die feinen Finger bestaunte, die so zierlich den Pinsel führten. Er sah, wie die milden, schwärmerischen Augen des Meisters die Farbenmischungen prüften, die den Gestalten bunt und fröhlich Leben gaben, die Dürer in der ersten Übermalung seiner Altartafel schon wirkungsvoll herausgearbeitet hatte.

Endlich räusperte sich Imhoff, und in den Frieden dieser traumverlornen Schaffensstunden flutete seiner Stimme Wohlklang:

„Das gelingt Euch, Meister Albrecht. Venedigs Farbenglut haben Nürnbergs Kälte erwärmt, und aus Eurer Herbheit ist ein Wunder an Harmonie entstanden. Es war doch kein Vermessen von uns, Euch aus dem kalten

Norden in den farbenfrohen Glanz des Südens zu locken, Ihr gewinnt dabei mehr, als Ihr selbst glaubt. Eure Kunst belebt sich und treibt farbenfrohe Lenzblüte!“

Von den Worten des reichen Kaufherrn bewegt, sprang Dürer auf, warf Farbenplatte und Pinsel auf den Tisch und streckte beide Hände dem Besuch entgegen:

„So seid Ihr wieder in Venedig? Lange wart Ihr in Nürnberg. Habt Ihr den Wilibald und den Paumgartner und den Ehrbaren Hieronymus Holzschuher gesehen?“

„Alle hab' ich gesehen, und sie entbieten Euch Dienst und Gruß. Der Wilibald ist ein Hitztopf, schäumt über auf jedem Herd, und kein Schürzlein ist vor ihm sicher. Er schlemmt dahin in seiner göttlichen Versunkenheit und will es an Geist und Sitte den alten Griechen gleichtun. Wie aber ergeht es Euch, Meister, habt Ihr das Wunderbare erfassen können, das hier durch die Lüfte tobet? —“

Dürer sah den Kaufherrn lange an; die stille, abgeschlossene Schaffensfreude strahlte aus seinen hurtigen Augen, und eine Wehmut verklärte sein mildes Gesicht mit einer Duldermiene.

„Das Wunderbare? Wißt Ihr etwan davon? Hat es Euch auch sagen können, wie gering eines Menschen Geist wird im Ermangeln an Verstehen und Erkennen? Ich leide einsam in dem Fragen und Jubeln, ich find' keine Antwort und kein Lachen nit. Wenn ich die Menschen hier so ohne Sorgen erschaue, wie sich in ihren Augen Freude und Lust widerspiegeln, und wenn ich den ärmsten Fischerknecht stolz und selbstbewußt daherschreiten sehe, als fühle er sich wie ein Fürst; wenn ich die Hungrigen lustig singen höre, da ist mir oft zumute, als wär' ich ein Ausgeschiedener, ein Gebannter, dem jede Freude verwehrt ist. Meine Seele hanget noch allzusehr an meiner Heimat, und ich hab' so Angst, als könnt' mir in dem Taumel Venedigs mein geliebtes Nürnberg versinken!“

Imhoff stützte beide Hände auf seine Knie und sah ver-

wundert den bangen Meister an, der wieder nach der Farbenplatte griff, als jagte ihn ein mahnendes Wort zur fleißigeren Arbeit.

„Ihr wisset halt nit Bescheid mit dem Schönen und Freien, armer Meister! Seid in dem Land, wo die Freude an den Ästen der Bäume baumelt, die ein Kind erreichen kann, und Ihr habt eine Angst davor wie Adam vor dem verbotenen Apfelbaum."

Dürer legte die Pinsel aus der Hand, seine Augen wurden trübe, als er sprach:

„Die Angst! Sie behindert mich an allem. Wenn ich am Morgen aufwach', ist sie da. Bei der Arbeit wehrt sie mir jedes sündhafte Hinauswagen aus der Grenze, die mir gesteckt ist. Sie treibt mich ins Freie, und sehe ich ein schönes Weib, da fällt sie mich an wie ein Büttel. Sie geht mit heim und läßt mir keinen Frieden, selbst im Träumen zeigt sie mir noch die Unrast, mit der ich ringen muß."

„Wisset Ihr, was das für eine Angst ist?"

„Ja, Ehrbarer. Es ist, weil ich noch nit reif bin für die Antike; dazu gehört mehr als feine Pinsel und bunte Farben. Das Auge muß in Maßen feststellen, was Schönheit ist."

Imhoff lachte. Mit leisem Spott sah er den hilflosen Meister zwinkernd an.

„Damit fangt Ihr keine Venus ein."

Dürer ließ die Arme hängen.

„So muß ich wie Adam voller Angst vor dem verbotenen Baume stehen."

Diese entsagende Versunkenheit Dürers in seine Ergebenheit belustigte Imhoff dermaßen, daß er hell auflachen mußte.

„Euch fehlt die Eva, die mit flinker Hand das rote Früchtlein pflückt und Euch hinhält: ‚Da, Furchthase, beißet hinein! Was Gott im Paradiese hat wachsen lassen, soll der Mensch verkosten.' Ihr grübelt allzu ernst, als fürchtet Ihr den Engel mit dem Schwerte. Ach Meister, was seid Ihr doch für ein zaghafter Geselle! Das Leben

müßt Ihr genießen, es ist dazu da, so wird Euch auch die Kunst leichter werden. Seht Euch die Maler in Venedig an, die verstehen es, sich zu berauschen im Glanz ihrer Feste, an der Schönheit der Weiber, an Farbe und Sonne! Ihr wollt immer nur aus dem harten Kupfer Eure Kunst herausstechen, sie ist Euch nit Kunst genug, wenn nit Eures Geistes Qualen und Eurer Hände Fleiß daran kleben. Und das ist's auch, warum Euch Venedigs Maler verlachen. Wisset Ihr, daß sie Euch einen Grübler des Häßlichen schimpfieren und sagen, daß Ihr nur ein Kupferstecher, aber kein Maler seid?"

Dürer ließ seinen Kopf hängen, er mußte über die Worte nachsinnen, die Imhoff sprach. Schwer seufzte er:

„Warum sollt' mich das verdrießen, was die Maler von mir reden? Könnten sie in mein Seelenkämmerlein die Blicke richten, da fänden sie nur frommen Kram und kein Fünklein Überhebens, das hervortreten wollt', um zu prahlen. Ich trage kein Verlangen darnach, meiner lieben, trostreichen Kunst ein lustig Fastnachtskleid umzuhängen. Ich hab' sie viel zu lieb. Und was man liebt, das führt man nit auf den Markt als Gaukler. Ich bin halt ein Deutscher, treu und gründlich. Der Zwang, den mir die kummervolle Jugend auferlegte, will sich mir zwar lösen in der Farbenglut, die ich allhier erschaue, aber er wird mich nimmer vergessen lassen, daß ich dem Gotte meiner Heimat, nit aber den Götzen in der Fremde dienen soll."

Imhoff war gerührt von des getreuen Meisters Worten; er konnte keine Erwiderung finden, denn er hing ebenso wurzelfest an seiner deutschen Heimat. Dürers Fleiß ergriff ihn, er bestaunte die Feinheit an den Englein, die er malte, die dem Papst und den Kaufherrn die Rosenkränze auf die Köpfe setzten und um die Muttergottes flatterten, in frommer Geschäftigkeit. Er erkannte, daß dieser Mensch es nie vermocht hätte, sinnliche Weiber zu malen, Orgien der Lust zu feiern oder in die Verlockungen der venezianischen Frauengunst zu versinken. Und so wußte auch Imhoff, daß Dürer seine sich selbst auferlegten Lasten

durch die Sonnenschönheit Venedigs tragen und wieder heimbringen werde in seine Heimat, die ihm alles war.

Die Abendsonne verfärbte sich allmählich. Aus dem schimmernden Gold tauchte violetter Purpur hervor, das Zerrinnen des Lichtes lag wie eine farbenprächtige Verzückung auf den Wellen des Canaletto. Es flammte und glühte, als wäre alle Herrlichkeit des Himmels herabgefallen auf das schmutzige Wasser. Dürer sprang auf:

„Sehet, Ehrbarer, so lockt die Farbenhelle eine zage Seele. Wie sie da draußen farblose Dinge mit Gold und Purpur überkleidet, so umgleißt die Ergriffenheit von dem Wunder meine inneren Gesichte und überstrahlt meine Angst, bis sie in dem Rausch der Schönheit ertrinket."

Imhoff war mit Dürer ans Fenster getreten. Ergriffen sprach der Meister weiter:

„Könnt Ihr es erfassen, was mich in die Ängste treibt, wenn ich die Deutung des Himmels staunend betrachte, die mir das Dasein wie von Kunstbegehren überstrahlt? Die flammenden Farben, die über das Düster taumeln, lösen mir die Rätsel des verlorenen Lebens auf. Auch ich hätte sieghaft werden können, meine Armseligkeit wäre in der Purpurglut der Sonne zum Rausch geworden, und ich könnte die Not vergessen. Aber die Angst ist bei mir, denn ich erkenne, daß die Abendglut, die Venedig überglüht, nur darum so verschwenderisch ist, weil der Tag stirbt. Wie ein König liegt er im Purpurmantel auf dem Sterbebett und ruft alle seine Freuden in der letzten Stunde zu sich, um Abschied zu nehmen von ihnen. — Was jetzt Venedig so schön macht, wird bald im Schmutz der Wirklichkeit ersterben. — Und da ist mir zumute, als wäre die Schönheit ein fremd Ding, und ich langte wie ein Bettelmann darnach. In dem Farbenwunder wächst meine Begehrlichkeit, und ich weiß doch, daß sie sich mir nie erfüllen wird. Auch ich werde wieder zurückmüssen in die Düsternis, und mein Verlangen wird sterben, wie der Tag stirbt in Venedig. Oder soll ich prahlerisch über mein deutsches Gewand den welschen Purpur umhängen?

Würde ich da nit ausschauen wie ein Akteur, der einen König spielen will und doch nur der Gaukler bleibt? — Deutsche Art kann nit im erborgten Gewand bestehen; deutsche Art muß sich selbst getreu bleiben!"

Gerührt sah Imhoff den Meister an, der die Freude verscheuchte und die Wahrheit rief; der wie Christus, an den Pfeiler seiner Qualen gebunden, den Hohn duldete, da man ihn als den König der Juden ausrief.

Draußen war der Farbentraum verglüht. Aus den schmutzigen Kanälen stiegen die grauen Schatten auf, die Gondeln durchfurchten das schwere Gewässer in müdem Ruderschlag, als müßten sie in dem Schlamm versinken. Der Himmel war bleigrau, und übelriechende Dünste stiegen empor. Imhoff zog Dürer vom Fenster weg.

„Ihr sollt Eurer Schwermut Urlaub geben. Der Augenblick, der über die Not goldene Brücken baut, soll Eurer Stimmung erhalten bleiben. Berauscht Euch an der kurzen Freude; tragt Ihr sie in Eurem Herzen, dann wird sie weiterleben. Inwendig müsset Ihr Euch mit ihr bekleiden. Denket an den alten Meister Giovanni Bellini, der saugt sich an der Freude fest und bleibt jung dabei im Schaffen. Er lebt im schönen Licht der Gotteswelt und flieht die ernsten Schatten. Weiß ist sein Haar, aber rosenrot sein Gemüt. Wie würde der sich erfreuen an Euch, könntet Ihr vom Kummer Abschied nehmen. Er lobt Euch und Eure Kunst. Bleibet an der Sonne, Meister! Fliehet nit in den Schatten Eurer Ängste. Ihr brauchtet einen Führer, der Euch mit sanfter Hand aus der Kümmernis in die Freude zieht! Ihr seid ja jetzt in Venedig! Leget den Handwerker ab und fühlet Euch als Künstler, da werdet Ihr den Purpur nit wie ein Gaukler tragen brauchen. Ihr stellt ja Euer eigenes Licht unter den Scheffel! Ihr seid der Mann darnach, der im Purpurmantel der Schönheit die deutsche Art niemalen verleugnen wird. Es gibt auch deutsche Fürsten im Reiche des Geistes, Ihr müsset ja kein welscher werden!"

Da fiel Dürer dem Gönner um den Hals. Er erkannte

mit einem Male, daß er ein Leugner der Schönheit sei, daß er schwelgen wollte in seiner Kümmernis und daß sein Gemüt krank war. Die Worte Imhoffs gaben ihm wieder Mut; er wies alles Düstere von sich, und seine Augen strahlten wieder hell. Sein rasch wandelbares Gemüt verscheuchte die Ängste, die ihm so arg zusetzten, und seine Tränen verwischend, lächelte er wieder. Imhoff sah diese Wandlung und nutzte sie:

„Sehet her, Meister, was ich Euch bringe. Ein Schreiben von Wilibald Pirkheimer. Ergötzt Euch daran, Euer Freund ist nahe dabei, sich mit der Rosenthalerin zu verstricken. Ist ein herrlich Weibsbild. Mir scheint gar, daß er die Wittiberschaft satt hat. Er will, daß Ihr ihm so viel Schmuckwerk besorget, um die liebe Freiheit, die ihn allzu übermütig macht, dafür gegen ein Hauskreuz umzuhandeln."

Dürers Gemütsumdüsterung verschwand nun ganz, mit frohem Gelächter rief er:

„Wilibaldus, der Schürzenjäger und Schlemmer, wollt' sich wieder ein Hauskreuz anhängen? Das vergunnt' ich ihm!"

Rasch öffnete er das Schreiben, das eine launige Epistel enthielt über des Wittibers Verlassenheit und des Ehemannes Seligkeit. Aber auch eine Epistel über seine Gelehrsamkeit und seine Rednerkunst war dieser Brief, der kundtat von dem Ruhme, den er sich als Rhetoriker am Reichstage zu Augsburg erworben hatte. Diese prahlerisch schalkhaften Ausbrüche über die Großtaten Pirkheimers entfachten die Eifersucht Dürers.

„Er soll sich nit allein aufblähen, der ehrbare Herr Doktor," rief er, übermütig werdend, „mein armes Stündlein ist auch ruhmreich geworden! Hei ja, was er vor dem Herzog in Augsburg Rühmliches geredet hat zu Nutz und Frommen Nürnbergs, das hab' ich allhier in Venedig auch mit meinem Pinsel geschaffen. Wird er geehrt vom weisen Rat, ich werd' es auch vom Malerfürsten Bellini. Wenn er sich bläht, daß seine Weisheit ihm viel

Neid schaffe, des prahle ich mich auch, denn meine Kunst hat mir allhier noch viel ärgere Neider erbracht. Wenn er sich dünkt, daß ein Lorbeerreis seiner Stirn gut stünde, ich werd' mir auch ein Kranzl von dem nimmerwelken Kraut mit heimbringen. Item, günstiger Herr Imhoff, sehet mich an, bin ich nit gewandelt genug für Euer Wohlgefallen? Ei ja, die liebe Eitelkeit hat mich schon, lachet mich nit aus, Ihr seid schuld daran!"

Imhoff lachte nicht. Erfreut von Dürers Wandlung sah er ihn mit inniger Bewunderung an, während der wie aus schwerem Traume erwachte Meister den Brief zu Ende las und dann launig rief:

„Was würd' all sein schamloses Weiberzeug, die Gärtnerin, die Quastin, die Blümelfee, die Rechenmeisterin, die ihn umbuhlen, so daß ihn das Zipperlein arg packt, dazu sagen, wenn sich der Seidenschwanz, der zibetduftende Landsknecht eine neue Hausfraue nehmen wollt'. Da hätte bald sein sündhaft ‚Griechenland' ein schmähliches Ende! Was so ein' Weisheit doch für Dummheit treibt! Ich glaub's aber nit. Herr Imhoff, da wird noch viel Wasser in der Pegnitz fließen, ehdaß Wilibaldus seiner Freiheit entsaget. Er bindet uns einen böhmischen Bären auf, der Schalk!"

Wie die beiden noch lachten über des Herrn Pirkheimers Ulk, rumorte vor dem Fenster ein Häuflein Jünglinge, und ein wundersames Lautenschlagen hub an. So temperamentvoll erklang die Weise, so gemütstief, wie es die italienische Musik nur vermochte. Die Lauten sangen, daß dem weichherzigen Meister die Tränen der Rührung in die Augen traten.

„Sie ehren Euch, Meister!" flüsterte ihm Imhoff zu: „Die Jugend ist voller Enthusiasmus für Euch, auch sie will Euch beweisen, wie Euch Venedig liebt. Seid froh!"

Als das Lied zu Ende war, drang das Häuflein Jugend wild und laut in die ärmliche Werkstatt und schrie begeistert:

„Evviva Maestro Alberto, Evviva!"

Toll umreigten die Jungen Dürer und freuten sich an seiner Freude. Einer der Jünglinge, der Goldschmied Kaspar Prim, ein schöner, energischer Bursche voller Kraft und Lebensfreude, trat an Dürer heran und rief:

„Laßt uns die Freude, Euch preisen zu dürfen! Eure Kunst ist uns ein gar wertvoller Edelstein. Wenn wir auch nicht alle die Kunst betreiben, so erfreuen wir uns doch an ihr; aber einer ist unter uns, der sich nicht neidisch stellt wie die Maler hier. Einer will Euch sagen, daß er die ernste Kunst sucht, es ist der Liebling Bellinis, der Riese Tizian von Cadore, der göttliche Heide, der den Getreuen Giorgiones das Banner voranträgt; ein Maler, wie Gott Vater seine Freude an ihm hat, er will Euch grüßen, Meister!“

Der junge Tizian schritt zu dem Bilde, das in der Dämmerung wie ein leuchtendes Wunder wirkte. Lange besah er sich die Arbeit, verlegen blickte er den Meister an, als traue er ihm soviel Kunst nicht zu. Sprachen doch die Maler in Venedig dem Deutschen jedes Gefühl für die Farbe ab. Und nun sah er sein Bild, wie er noch wenige an Farbenharmonie gesehen hatte.

„Mit dieser Tafel werdet Ihr Euch alle Herzen der Venezianer erobern“, sagte er versonnen zu Dürer. „Was Ihr in den Stichen und Holzschnitten an Kraft und Sicherheit gestaltet, das überbietet Ihr in diesem Bilde an Gemüt und Farbe. Wie wird sich Maestro Bellini freuen, wenn ich ihm sagen werde, daß er sich in Euch nicht getäuscht hat.“

Dürer besah den jungen Hünen, dessen Augen in Jugendglanz strahlten, wie man einen Neider belauert. Die Worte Tizians aber sagten ihm bald, daß dieser Maler nicht zu den Mißgünstigen gehöre. Erfreut streckte er ihm seine Hände entgegen und rief im fließenden Italienisch:

„Ich weiß, daß Bellini meine Kunst ehrt und weiß auch, daß sie von seinen Schülern verlacht wird, weil ich nicht die Lüge der Lust male. — Wenn Euch mein Tafelbild schon in der ersten Übermalung gefällt, dann wird es

auch den andern gefallen, bis es fertig ist, und mich mit ihnen versöhnen. Ein Deutscher wird in Venedig mißtrauisch angesehen, das mag daran liegen, weil die deutsche Kunst arm ist und sich nicht überheben darf. Wer an der Sonne lebt und die Freude kennt, der weiß nicht, wie schwer sich aus der Finsternis einer emporarbeiten muß. Und tut er's mit Fleiß und Liebe zur Kunst, da glauben die Welschen, daß er sie bestehlen will. So wächst die Mißgunst, weil man dem Deutschen nichts gönnt."

Tizian sah forschend in die Augen Dürers, dann sagte er beschämt: „Ich erkenne Euch so, wie Euch Eure Kunst schildert: in der Tiefe der Seele den Leidensweg Christi, im Herzen die Liebe zu Eurer Heimat, im Gemüt den ehrlichen Drang, die Schönheit zu suchen. Ich warne Euch, Meister! Die Schönheit ist nicht leicht so zu finden, wie Ihr denkt. Sie ist keine Erhöhung reiner Gefühle; nur in der Sünde lohet sie uns entgegen, und wer sie greifen will, der sinkt mit ihr in sein Selbstvergessen. Das Opfer, das die Schönheit verlangt, kann nicht der geben, dem die Sitte zum Gesetz des Lebens wurde. Viele sagen, daß Ihr die sinnenfrohe Kunst verachtet; ich verstehe es nun, Ihr verachtet nicht den Abglanz harmonischer Schönheit, Ihr verachtet die Lüge, die sich vom Weib in die Kunst verpflanzt. Und das kann Euch keine Erfüllung sein."

„Das Weib." Dürer sah Tizian fragend an. „Ist das Weib so viel, daß sich seine Lüge in die Kunst verpflanzen kann? Ist es das einzige, was schön ist? Ich frage mich darnach und kann mir keine Antwort geben."

„Das Weib ist die Form, die nur der erschaut, dem es sich enthüllt. Die meisten Menschen sehen es nicht so, der Künstler muß es ihnen zeigen. Wie tief er aber sein Gefühl stellen muß, das sagt der Rausch, der ihm die Lüge zeigt. Im Rausch der Sinne ist die Schönheit Vollendung. Zwingt Ihr alle Begierde nieder, dann bleibt Euch das Weib ein Gebilde, an dem Ihr nur Mängel sehet. Und darum müssen wir die Kurtisane zum Modell nehmen, weil ihre Sinnenlust den Denker um die Wahrheit betrügt

und er die Schönheit erlebt, die ihm Vorbild wird. Könnt Ihr den trügerischen Rausch nicht aufbringen, Meister, dann wird Euch das Weib keine Venus sein, sie wird die Magdalena bleiben, die vor Christus ihre Scham schuldbewußt verhüllte."

Wieder suchten die Blicke Tizians das Bild.

„Wer solche Schönheit in sich trägt und sie den Augen der Menschen so zeigen kann, dem braucht kein nacktes Weib im Sinnenrausch ein Vorbild sein. Ich will es dem Meister Bellini verkünden, er erwartet das von Euch."

Und wieder wuchs der Mut in Dürer; Tizians Worte sagten ihm dasselbe, was er empfand. Ihm schien das Weib nicht so viel zu bedeuten wie den Venezianern, weil er das Weib in seinen sinnlichen Tiefen noch nie erschaut, die Schönheit von seinen Ängsten noch nicht befreit hatte.

Er stand im Schatten des Fensterpfeilers und lauschte ergriffen den ruhigen Worten des prächtigen Jünglings. Er wußte, wie die welschen Neider seine Kupferstiche nachahmten, seine Bilder kopierten, an seinem Geist sich bereicherten; er wußte, daß sie seine Tafeln in Kirchen boshaft beschädigten, und ausschrien, daß seine Kunst häßlich und hart sei. Er wußte auch, daß Giovanni Bellini seine Stiche vor den Edelleuten gelobt hatte. Ihn machte das Lob nicht übermütig und der Tadel nicht bekümmert. Die Gehässigkeit der Maler konnte sein argloses Gemüt nicht beschweren, wenn er auch in seinen Briefen an Pirkheimer über die „ungetreuen, verlogenen, diebischen Bösewichter" berichtete. Er kannte keine Furcht vor ihnen und dachte, so wie jetzt Tizian, müßten auch sie einmal seine Kunst schätzen, bis sie das „Rosenkranzfest" gesehen haben werden.

Den Lautenschlägern war der Augenblick, in dem die beiden Maler in ihren Seelen wühlten, ein willkommener Anlaß, ein neues Lied zu spielen; sie umringten Dürer voller Ungestüm und rissen ihn mit sich fort in das Getriebe der Straßen. Der fröhliche Schwarm zog singend und spielend zum Markusplatz in eine Weinschänke. Sprü=

hender Leichtsinn, lustiges Temperament und glücklicher Übermut verscheuchten Dürer eine Zeitlang alle Grübeleien, so daß er unter den Sprühgeistern des jungen Volkes eine glückliche Stunde verlebte.

In einem übelriechenden, engen Seitengäßchen der Riva del Carbone, unweit des Ponte di Rialto, im Hause des reichen Tuchhändlers Pender aus Augsburg, hatte der Handschriftenhändler und Buchführer Jakomini seinen Kaufladen. Die Pulte darin waren alle vollgelegt mit alten Pergamentbänden griechischer Schriften, mit italienischen und deutschen Druckwerken und Kupferstichen, wie sie als Seltenheiten von Gelehrten oder Kunstfreunden begehrt wurden. Aus diesem Durcheinander und Vermengen von Gelehrsamkeit und Kunst war es für den Fremden schwer, das Gewünschte herauszusondern.

Im erhöhten Alkoven, im rückwärtigen Raume des Buchladens, saß beim hellen Fenster die Tochter des Jakomini in ihrer lenzfrischen Lieblichkeit und schrieb mit hurtiger Hand auf das rauhe, handgeschöpfte Papier. Die Kielfeder knirschte, wenn die zarte Hand mit Nachdruck einen bedeutsamen Gedanken eines Gelehrten, den die Jungfrau in deutscher Sprache übersetzte, unterstrich. Die feinen, kupferblond glänzenden Haarsträhne umflochten das volle, liebliche Gesicht der Schreiberin, aus dem die blauen Augen herausleuchteten und hurtige Blicke über die Zeilen warfen. Die Jungfrau war in das emsige Schreiben so vertieft, daß sie den Käufer gar nicht beachtete, der im Laden ihres Vaters auch heut wieder nach Seltenheiten suchte. Es war Albrecht Dürer.

Jakomini, ein freundlicher, alter Mann, ordnete geschäftig die Schriften und Bücher in den Gestellen und reichte solche, die begehrt wurden, über den Ladentisch dem verärgerten Dürer zu, der unter dem Papierkram stand und aus den Briefen Pirkheimers die Titel der Bücher, die er ihm kaufen sollte, herausbuchstabierte.

In den weiten Pelzmantel gehüllt, das Sammetbarett

in die Stirne gedrückt, unter dem die braunen Locken in langen Strähnen auf die breiten Schultern herabflossen, das bleiche Christusgesicht des deutschen Meisters jugendlich umrahmend und die stattliche Gestalt idealisierend, suchte Dürer aus der Unmenge von Büchern die gewünschten heraus. Dieses Suchen der fremdsprachigen Schriften war aber für den verträumten Maler eine gar ungewohnte Arbeit. Die feingegliederten Finger des Meisters umklammerten widerwillig den Brief des Freundes, denn der Nürnberger Gelehrte hatte eine rasche Hand beim Schreiben, und es war ein eitel Bemühen, sein Gekritzel zu entziffern. Da seufzte denn der so geplagte Meister gar ungeduldig in den Brief hinein:

„O Wilibaldus, was zeigt dein Begehren doch für Unergründlichkeit! Aus diesem fremden Borne soll ich jeglich Ding hervortun, so du daheim dir wünschest! Die grausamste Phantasterei und die ausgegorensten Heidensünden des Ariosto; den Streithandel des ungestümen Hetzers Machiavell; die lüsternen Legenden der Götterbuhlschaft, das hängst du mir auf, zu suchen, auf daß dein heißes Blut sich daran noch mehr erhitze! Das ist reichlicher Wucherzins für die Guttat, die du mir erwiesen hast! Wie beschaulich könnt' ich dieweil meiner Madonna das Rosenkränzlein malen, wenn deine begehrenden Brieflein mich nit gar so arg stören wollten! Ein Schlemmer bist du, ein Schlemmer jeglicher Völlerei und gelehrsamer Ungenügsamkeit, Wilibaldus, du grausam Lieber!"

Der geduldige Jakomini, der Dürer schon seit Wochen kannte, lachte über den langen Stoßseufzer. Er sah ihm die Qualen an und wußte, daß das Büchersuchen kein Amt für ungeduldige Maler sei, er langte nach Wilibalds Brief:

„Ihr habt geringe Geduld, edler Meister, so es sich um ander Ding handelt als um das Schaffen in Eurer Kunst. Gebt mir getrost das Schreiben, meine Tochter wird es leichter entziffern, da sie der Handschriften gelehrter Männer kundig ist, und ich will Euch alles zusammentragen, was Euer Freund begehrt."

„Das ist ein gülden Wort, das lohn' Euch der Himmel", seufzte Dürer erleichtert auf. „Da habt Ihr den Ketzerbrief, ich aber will wieder heimgehn."

„Harret noch eine Weile, Meister!" Jakomini langte nach einem Bündel Kupferstiche und breitete sie vor Dürer aus: „Sehet diese Stiche vorerst noch an. Sie gleichen sich wie ein Held einem Krüppel, und beide sind doch dasselbe Bild, beide tragen das gotische Meisterzeichen: das große A mit dem kleinen D. Wer das eine schuf, Ihr wisset es wohl, wer aber das ander nachgestochen hat, das könnte Euch der bucklige Perci Rossa sagen, der ein gar heimliches Gewerbe betreibt bei einem alten Juden in der Merceria. Seht Euch den Diebstahl an, doch grämt Euch nit zuviel, es ist welsche Art, den Deutschen auszurauben an Seele und Leib. Wer aber könnte Euren Ruhm schmälern?"

Dürer besah sich die Stiche, legte sie aber rasch wieder hin. „Ach, der Not! Jacopo de' Barbari hat mir in Nürnberg solch erbärmliche Nachbildung schon gewiesen, insbesondere solche des Markanton, der mein ‚Marienleben' diebisch nachgestochen hat. Alle die welschen Maler stehlen mir meinen Geist, auch Barbari hat mich bestohlen, und dann sagen sie noch, ich könne nichts, da ich nit antikisch schaffe. Gott geb', daß mir die Signorie zu meinem Recht verhelfe! Ich will Klage führen gegen diese Wegelagerer, die mir meinen Verdienst schmälern und meine Kunst verstümmeln!"

Jakomini zupfte den erregten Meister am Ärmel und raunte ihm zu:

„Nehmt Euch in acht! Die Welschen hassen die Deutschen, und unter den Malern habt Ihr nur Feinde. Euer Ruhm ist ihnen ein Ärger, und Euer Können ist ihnen zu groß. Sie fürchten, Ihr könntet in Venedig seßhaft werden, da sinnen sie nach Rache, sie wollen Euch an den Leib. Ich hör' so mancherlei in meinem Laden flüstern. Viel Gift und Gewaffen irren in der Lagunenstadt umher; wer die Heimlichkeit nit kennt, erliegt ihr. Trauet

keinem, und haltet Eure Wehr bereit, so Ihr allein in düstren Gassen streifet! Ich kenne einen, dessen Seele schwarz ist wie seine Kunst, sein Dolch trifft gut, er steht im Solde einer gewalttätigen Kurtisane, die ein beliebtes Modell der Maler ist. Ich warne Euch, Meister!"

Dürer lächelte verträumt den mahnenden Alten an. Auch Imhoff und Tizian hatten ihn gewarnt, aber seine Seele war frei von Neid und Falschheit, und er, der vor sich selbst in Angst geriet, fürchtete sich nicht.

„Ich steh' in Gottes Hand. Hab' keinem ein Leid getan, sie werden mir nit nahe kommen. Euch danke ich für Eure Warnung; mich dünkt, Ihr meint es gut mit mir!"

Jakomini trat ganz nahe an Dürer heran, als fürchte er, belauscht zu werden.

„Wisset Ihr denn nit, daß ich ein Deutscher bin aus Köln am Rhein? In meinem Laden geben sich die Deutschen gern die Hände, seit ich die geheimen Schriften für sie verborgen halte. Sie kommen alle, die Gelehrten, Künstler und Handelsherrn, den Heiltrank dieser Schriften zu begehren. Ihr seid allzuviel in Eurer frommen Kunst versponnen und höret nit, was manch einer durch die Lande ruft. Sie suchen sich ihren Gott nit mehr in der Kirche, sie weisen ihm andere Gewalten an als die Pfaffen mit Ablaßbrief und Reliquienschwindel. Da, leset in dieser heimlichen Schrift. Ein Augustiner Erleuchteter hat sie verfaßt, der Gott in seiner Seele fand, wie schon vor ihm seit Hunderten von Jahren andere die Mystik vom lebendigen Gott, der uns so nahe ist, verkündet haben. Leset das, es ist viel frommer noch als unsere Messiade. Alle Fäden der Freigeister laufen in meinem Laden zusammen, mich dünkt, daß auch Eure Seele nur die Wahrheit suchet und ein Buch ist, das aller Gaukelei verschlossen bleibt."

Dürer nahm die Schrift und steckte sie zu sich:

„Die Wahrheit. O Jakomini, wer die ergründen könnt', wer mich den Gott erkennen ließe, wie ich ihn fühle, wie wollte ich ihm folgen! In mir regt sich seit langem schon ein Atheist, denn was ich in der Natur ge-

funden hab', ist so geheimnisvoll, daß es mir keine Gottes-gelahrtheit enträtseln kann. Es mag wohl eine tiefere Erkenntnis bestehen, die uns Kunde gibt von Gott, als von dem Einzigen, der imstande ist, die volle Wahrheit über die Welt des Geistes zu offenbaren. Die Welt des Geistes ist keiner andern Macht unterstellt als der ihres Schöpfers. In all den Stunden grüblerischer Einsamkeit ist immer eine Kraft in mir lebendig gewesen, die mich zum Bewußtsein rief: der Wille. Er nur kann uns dem Ziel entgegenbringen, denn er ist in uns das stärkste. Nennt ihn ein Gelehrter: ‚Gott', so muß ich's glauben. Denn der Wille zum Schaffen ist auch die Kraft dazu, und in ihr ist des Schöpfers Seele zu suchen. Das müssen wir in uns erkennen!"

Jakomini nickte versonnen. Er hatte Dürer durchschaut. „Ihr habt die Erkenntnis in Euch, die der mächtigste Schützer des Geistes ist. Seit den ältesten Zeiten, wo die Religionsgeschichte noch ein Anfang war, haben sich Brüder des Geistes gefunden, die Gott in allem sahen, die ihn in jedem fanden. In ihren Schriften haben sie Lehren verbreitet, die wir jetzt geheimhalten müssen, die aber aus jeder Religionssekte auftauchen, wie strahlende Sonnen, ungekannt und unverstanden von den Unwissenden, verleugnet von denen, die fromm sein wollen und doch niemals zu ihrem Gotte gelangen. Ihr, Meister, seid ein Erleuchteter. Ihr habt es in der ‚Apokalypse' ausgeströmt, und das Urteil über den Antichrist gesprochen. Dem Grübler gabt Ihr Euer Grübeln zum Weiterbauen des tieferen Erkennens einer göttlichen Macht, die zu einem anderen, reineren Glauben ruft: dem Willen zum Licht! Meister, lasset den Gedanken in uns reifen. Und jetzt will ich Euch zeigen, was mein liebes, kluges Kind, das in der Gelehrsamkeit so reinen Kinderglaubens geblieben ist, im ersten Tasten nach Kunst geschaffen hat. Sie ist voller Bewunderung für Eure Stiche, sie erbaut sich daran und grübelt Eurem Geiste nach. Ihr habt keine Seele so in Flammen gezündet wie die unschuldsvolle Seele

meiner Tochter. Neulich hat sie mein Konterfei aufgerissen, beurteilt's milde, Meister, es ist die erste Knospe, die so gern in Eurem Garten sich entfalten möchte."

Dürer, dessen Augen von dem Vernommenen über Seele und Gott erglühten, nahm das Blatt und besah die feine Silberstiftstrichelarbeit der Jungfrau. Diese war, als ahnte sie, was ihr Vater zu dem Meister von ihr sprach, wie ein aufgescheuchtes Vöglein vom Pult aufgesprungen und zu Dürer geflattert. Sie wollte ihm die Zeichnung aus der Hand nehmen, der aber hielt sie fest und sprach, seine leuchtenden Blicke in ihr jugendschönes Gesicht versenkend:

„Lasset mich's noch länger besehen, Jungfraue, das ist ein gar gut Ding. Ich kann Euch nur loben. Ihr bekundet ein feines Verstehen der Kunst. Wer das kann, braucht sich nit zu schämen! Ist wohlgetroffen, das Konterfei; ich hab' es nit besser vermocht, da ich den ersten Schritt zur Kunst wagte."

Die Jungfrau erglühte, von dem Lob des Meisters erregt, wie ein Röslein. Zu ihrem Vater sprach sie eifernd, als wehrte sie einer Unbesonnenheit:

„Was zeigt Ihr mein Unvermögen dem Meister. Ich weiß ja, sein Sinn ist zu edel, als daß er mich tadeln könnte. Strahlt doch die milde Sonne in seinen Augen, die jedem Menschen wohltun will! Ach Meister, nehmt das Ding nit ernst. Wie kann ich dummes Mägdlein Euer Lob verdienen?"

Dürer strich ihr leicht liebkosend über die flatternden Locken, er sah verträumt in ihre klaren Augen, aus denen ihm der lenzfrische Frohsinn entgegenstrahlte, dann neigte er sich über sie und flüsterte leise:

„Ihr seid bescheiden, das steht Euch gut an, Jungfrau. Ihr seid geübt, den Menschen in die Seele zu sehen. In Euch mag ein tieferes Wesen hausen, wenn auch aus Euren Äuglein ein Schalk schauet. Ich hab' Euch neulich belauscht, wie Ihr dem guten Peter Pender das Verslein aufsagtet, das Ihr ersonnen habt und das den alten Dogen

spottet, da er sich dem jungen Meere vermählen wolle. So wie Ihr das Meer verebben ließet, vor den Augen des Greises, so mag Euer Spott auch manch einen treffen können, der sich der Jugend nahet mit grauen Haaren am Scheitel. Ich will mich hüten vor Euch. Aber so Euer Knöspl ein Kunst in meinem Garten Blüte treiben will, verwehre ich's Euch nit."

Diese milden Worte, aus denen sie so viel Herzensgüte heraushörte, verwirrten die Jungfrau derart, daß sie die Hand Dürers ungestüm erfaßte und an ihre Lippen hob. Gerührt stammelte sie:

„Ich will Euch mit meiner Wißbegierde nit plagen, Meister. Wenn Ihr mir aber vergönnt, Euer Tafelbild, von dem Kaspar Prim so Rühmliches spricht, anzusehen, das wär' für mich ein Feiertag. Und daß ich Euer spotten könnte, Meister, das glaubt Ihr doch nimmer! Es ziemt sich nit für eine Jungfraue, einem Manne ihre Verehrung zu zeigen, aber ich bin von Eurer Kunst so erfüllet, daß ich dem Künstler sagen darf, wie ich ihn lieben muß. Verargt mir's nit."

Dürer sah stillversonnen das freudig erregte Mägdlein an. Die Schönheit der Jungfrau entfachte in seiner Seele ein heilig Feuerlein, das aufflackte, sooft er sie ansah. Heut stand neben dieser Schönheit die Klugheit, heut hielt sie ihm die Seele entgegen, und es war ihm, als strahlte eines Sonnenmorgens Glanz seinem verzagten Gemüt Wärme zu. Mit trunkenen Blicken sog er das lenzschöne Gehaben dieser schlichten und doch so tiefen Frauenseele ein, und seine Stimme bebte, als er sprach:

„Ich steh' so einsam da in dieser sinnenfrohen Fremde, wo alles lacht und singt, und die Sehnsucht nach der Heimat ergreift mich oft. Ihr seid mir wie ein Gruß aus deutschen Landen, wie eine Blume, die auf deutscher Erde erblühte. Aus Euren klugen Augen lese ich heraus, daß Ihr Schätze in Euch berget, die mehr wert sind als eitle Frauengunst und Liebe. Wollt Ihr mir Eure Freundschaft geben, das würd' mich reich machen und zufrieden,

denn meiner Seele tut ein Schwesterlein not, das sie aus all dem Kummerträumen herauslache!"

Dürer dachte an die Worte Imhoffs: „Euch fehlt die Eva, die mit flinker Hand das Früchtlein pflückt — Ihr braucht einen Führer, der Euch die Seele an die Sonne zieht!" Ja, den brauchte er.

Der alte Jakomini ergriff Dürers Hand und drückte sie: „Wie soll ich Euch danken, Meister! Ihr ehret mich in meinem Kinde. Ihm aber gebet Ihr die Weihe, die sie von Euch heimlich ersehnte."

„Vater," rief Anna, dem Alten um den Hals fallend, „sprechet nit also, was soll der Meister von mir denken?"

„Was ich von Euch denken soll?" Dürer lächelte schalkhaft, der verwirrten Jungfrau über die Locken streichend: „Wär' ich ein freier Springinsfeld, jung und schön, da wollte ich um Eure Minne werben, wüßte ich, daß Ihr es zustande brächtet, dem lieben Peter Pender den Laufpaß zu geben um meinetwillen. Aber so einem verhärmten Manne, dem schon die Haare grau werden aus Kümmernis und Not, der so arm ist wie seine Kunst, dem würdet Ihr Euren lustigen Peter nimmer opfern! Eher ließet Ihr es geschehen, daß ich Euch als Madonna malte."

Anna schlug ihre Hände über ihr Gesicht, so schämte sie sich, daß Dürer ihr Herz durchschaut hatte. Er aber zog sie sanft wieder fort:

„Ihr seht in mir ja nur die Kunst, nit den Mann! Wie sollt' ich's anders deuten? Drum dürft Ihr Euch auch meinen Händen anvertrauen, sie werden Euch gerne führen. Es ist ja des Künstlers schönster Trost, daß sich ihm eine Frauenblume zuneigen darf. Ich will die Kammern meiner Seele auftun, daß Sonne hineinkomme!" Er war so erfüllt von einem taumelnden Gefühl, daß er die Jungfrau in seine Arme geschlossen hätte; ein heftiges Pochen an der Tür aber erweckte ihn wieder zur Vernunft.

Jakomini öffnete, und Kaspar Prim, der Goldschmiedegeselle, trat erregt in den Laden, auf Dürer zu; in atemloser Hast rief er ihm mahnend entgegen:

„Meister, ich warne Euch! An der Ecke harret der Bucklige. Ich sah ihn lauern und nach Euch in den Laden spähen. Der kann nichts Gutes vorhaben, denn sein Gewerbe ist das eines Bravo *), da ihn die Kupferstecherei nit genug verdienen läßt. Hütet Euch vor ihm, er ist der wahrhaftige Teufel."

Dürer lächelte milde und sah Anna an: „Alle himmlischen und höllischen Mächte verlangen nach mir: erst der Engel, dann der Teufel! Will sehen, wer der Stärkere ist. Lebt wohl, Jungfraue, und Ihr, Jakomini. Kommet, Kaspar, ich habe keine Furcht."

Als Dürer und Kaspar auf die Gasse traten, sahen sie, wie der Bucklige, in einen Mantel gehüllt, das Barett tief in die Stirne gedrückt, an den Häusern entlang zum Canale schlich. Kaspar zog den Meister in seine Gondel, erfaßte das Ruder und stürzte auf den Buckligen los, das Ruder wie eine Keule schwingend. Der Bucklige aber sprang wie eine Katze über die Mauer eines Gartens und verschwand. Kaspar rief ihm nach: „Spute dich, Perci Rossa, ich habe dich erkannt! Ein andermal entwischest du mir nimmer!"

Ein Stein flog dicht an Dürers Kopf vorbei und klatschte ins Wasser, das rasche Ringe zog, die Dürer in seiner Gedankenverwirrung zählte, bis sie verrannen und vom Ruderschlag einer Gondel zerrissen wurden. Sein Grübeln sah die rasch sich bildenden Ringe auf der Wasserfläche, aber er sah nicht die Ursache, den Stein, der ihn hätte treffen können, der seine Stirn hätte zerschlagen müssen, mit solcher Kraft ward er geschleudert. Dürer träumte den Wellenringen nach und sagte zu Kaspar, der hurtig die Gondel in Bewegung setzte:

„Sehet, lieber Kaspar, so ziehen die Ringe in meiner Seele, und kein Stein rührt sie auf. Eine sanfte Frauenseele berührt den Spiegel mit ihrem Flügelschlag, und da bewegt er sich in Kreisen dahin. Mir ist so wohl jetzt, daß ich keine Furcht habe vor Menschen."

Kaspar sah den Meister erstaunt an.

*) Bravo = Meuchelmörder.

„Sahet Ihr denn nit, wie der Stein an Euch vorbeiflog? Er war Euch bestimmt!“

„Es muß nit immer Arges bringen, was für uns bestimmt ist. Es mag sein, daß ein Bestimmtes, das uns bedrohet, viel ärger ausschaut, als es ist. Wer den Stein warf, wird sich besinnen, daß er nit dazu von Gott berufen ist, dem anderen zu schaden. O mein guter Kaspar, da Ihr mich beschirmen wollet, könnte es sein, daß ein Unsichtbares nach mir zielet, und Ihr wisset es nit, und niemand kann es wehren. Dem Sichtbaren kann man entweichen, dem anderen nimmer. So wie der Stein, der mir vermeint war, vielleicht einem Würmlein am Wassergrund wehtut, hat er mir in den Ringen am Wasser ein vielliebes Gleichnis gezeigt: daß in meine Seele auch ein Steinlein fiel, und dort ein neues Regen, neue Ringe am ruhenden, trüben Spiegel der Gedanken aufrührt.“

Kaspar verstand ihn nicht. Er tummelte die Gondel in den Canale hinein und steuerte sie der Werkstatt Dürers zu. Dürer war in sein Grübeln versponnen und sah nicht den sorgenden, ehrerbietigen Blick des jungen Burschen, der ihn mit so viel Liebe betreute und um ihn so in Sorge war. Kaspar hatte erfahren, daß der Bucklige von Markanton und seiner Geliebten, der schönen Judith, gedungen sei, dem Meister den Aufenthalt in Venedig zu verekeln, ihn in Gefahr zu bringen oder ihn unschädlich zu machen. Er wußte, daß der Bucklige tückisch genug sei, das Vorhaben auszuführen, winkte ihm doch reichlicher Lohn. So hatte sich Kaspar vorgenommen, den geliebten Meister, den er bei dem Tuchhändler Pender kennengelernt hatte, und den er als Menschen so verehrte, zu beschützen vor den neidischen Malern.

Als Kaspar dem Meister aus der Gondel half, bat ihn Dürer, noch eine Weile in der Werkstatt bei ihm zu verbringen. Er setzte sich sofort zu seinem Rosenkranzfestbilde und seufzte:

„Sehet, Kaspar, da steht mein Kunstverlangen wieder vor der Tür meiner Unbeholfenheit und kann nit herein

zu mir. Jetzt scheint mir die Madonna, wie ein lüsternes Dirnlein mit begehrlichen Blicken, das sich von den Kaufherren umbuhlen läßt. Wieder fehlt das Innerliche, das alles Irdische abstreift!"

Kaspar lächelte, er wußte, was den Meister unzufrieden machte.

„Ihr habt in Jungfrau Annas Angesicht den unirdischen Glanz gesehen, das ist's, was Euch nun so beirrt, Meister!"

Dürer ließ den Kopf eine Weile sinken; zitternd nahm er ein Schabmesser, schabte von dem Gesicht der Madonna die Farben herunter und strich einen hellen Elfenbeinton über die Fläche, bis jede Spur der früheren Arbeit verdeckt war. Seufzend sprach er dabei:

„Item will ich die holdselige Jungfrau Anna bitten, mir zur Himmelskönigin ihres Angesichts sanfte Schönheit zu leihen. Vielleicht gelingt mir's dann so gnadenreich, wie ich's erträume."

Als er die Arbeit beendet hatte, stand er auf und sah Kaspar lächelnd an:

„Ihr seid ja der Kunst kundig, da könnet Ihr ermessen, wie schwer es ist, den Gedankenbildern zu folgen. Die wecken oft unerreichbare Vorstellungen von Schönheit und Ideenfülle, wie soll da die Hand nachkommen? Die armselige Hand, die armseligen Farben und das armselige Können liegen mit dem Wollen in ewiger Fehde. Wie ergeht es Euch beim Schaffen? Ringet Ihr auch so schwer wie ich? Ihr habt das Antikische in Euch, wie lebt es sich in den heidnischen Empfindungen? Eure Schmelzkunst bewundere ich gar sehr, weil sie so schöne Formen und so klare Farben zeigt. Habt Ihr viel gotisches Empfinden niederringen müssen, ehe Euch der antikische Geist so klar geworden ist?"

Kaspar war von des Meisters Frage überrascht. Darüber hatte er noch nie nachgedacht. Ihm verursachten Gestalten, die er in seiner Goldschmiedekunst verwendete, oder die er in feinem Emailschmelzwerk ausführte, kein Grü-

beln, kein Fragen; ihn trieb nur der Sinn nach dem selbstverständlich Schönen.

„Ich forme, wie mir's gefällt; ob gotisch oder antikisch, das frage ich nit. Für mein Schmuck- und Becherwerk, wie es die Venezianer verlangen, steht es nit gut an, Heilige zu punzen, noch den ‚Schmerzensreichen' zu schmelzen oder zu gravieren; da ist eine Venus oder ein Bacchus besser angebracht. Den Zecher, der aus meinem Becher trinkt, stört die Frömmigkeit, sie mahnt ihn zur Mäßigung. Sieht er den tollen Dionysos tanzen, hei! da läßt er sich den Trunk gar weidlich munden. Den leichtlebigen Kurtisanen wieder ist ein Sinnenzauber lieber als ein Madonnengesicht. Bei Kuß und zärtlicher Umschlingung wollen sie ein nackendes Venusbild am Halse zwischen sich und den Liebsten pressen; ein Heiligenbild müßte sie gemahnen, der Minne sündhaft Gewähren zu entraten. Sehet, Meister, da forme ich, was der Reichen Begehren ist, und frage nit, ob Christlich oder Heidnisch! Wenn ich die Schönheit fassen will, so nehme ich sie aus mir heraus, sie ist mir willig."

Dürer schloß die Augen; ihm war zu Mute, als versänke er in seine Grüblerwelt. Wie rang er um die Schönheit, wie viele Jahre hatte er gebraucht im Suchen nach ihr, und noch immer war sie ihm ein verschlossenes Buch. Nun hörte er Kaspar reden davon, als rede er von einer klaren Sache. Ein leiser Schmerz durchzuckte ihn, so daß er die Augen wieder aufschlagen mußte. Er ließ sich in den Stuhl sinken und deckte die Hände über sein Gesicht.

„Was Schönheit ist, ich weiß es nit. Ihr sprechet so, als wäre sie ein verstanden Ding. Ich hab' in mein Schreibbüchlein viel Ergründliches eingekritzelt über Messung und Proportion. Ich hab' die Natur gefraget: Warum ist d a s schön und d a s nit? Hab' keine Antwort vernommen! Bei uns daheim ist die Schönheit nit erwiesen. Dem Welschen mag sie das sein, was aus den Weibern lacht. Er nimmt sie aus seinen Freuden und stellt sie in sein Werk hinein. Ihm ist die Schönheit keine

Formel, ihm ist sie ein Rausch, der aus seiner Trunkenheit steigt. Wenn's eine ‚Schönheit' gäbe, so wie es ein Ding gibt, das man fassen kann, das man zergliedert und wendet, das ein Maßstab wäre mit festen Zahlen, dann glaubet ich daran. So aber ist nur schön, was nit mißgestaltet ist; eine Schönheit, die in allem sein kann, gibt es nit. Alles in der Natur ist Wahrheit. Was in uns sich gestaltet, sind Truggebilde. Ich hab's erlebt. Gehet nit abwegs von der Natur, Kaspar, sehet sie Euch gut an. Ihr könnt sie nimmer bessern, aus Euch heraus nit vervollkommnen, denn sie ist wahrhaftig und von Gott!"

Erstaunt sah Kaspar den Grübler an. Er hatte noch nicht daran gedacht, sein Schönheitsideal zu befragen, aus was es bestünde. Ihm war die schöne Form, die ideale Linie ein selbstverständlicher Sinn, der nicht zergliedert werden braucht. Jetzt machten ihn des Meisters Worte schwanken. Hatte er Schönes geschaffen? Oder war es nur sein Begriff vom Schönen gewesen, der ihn führte? Verstand Dürer wirklich nicht, was schön sei?

„Mir ist, als fragtet Ihr nach Gottes Herkunft und sichtbarer Gestalt, ehe Ihr an ihn glauben wollt. Meister, die Schönheit ist doch kein Ding, das man zergrübelt, sie ist wie ein Gedanke, der kommt und besteht. Sie ist wie ein Traumbild, das anders ist als das Leben. Sie kann uns alles vorzaubern, was man in ihr finden will. Sie soll ein Mäntlein sein, das Häßliche zu verhüllen, und das Mäntlein muß sich jeder selber schneidern. Wer's nit kann, ist übel dran."

Dürer flüsterte die letzten Worte leise nach: „Wer's nit kann, ist übel dran." Hatte der junge Geselle Macht über ihn gewonnen? Mit einem Male schien sich das Rätsel zu lösen: Vor seinem geistigen Auge tauchte ein Bild auf, eine wunderholde Frauengestalt, die war so fein und wohlgestaltet, wie er noch keine sah. Ihm schien es, als trüge sie die Züge von Jakominis Tochter. Er hob die Hände vom Gesicht, dem Traumbilde entgegen. „Willst du mir das Mäntlein leihen?" dachte er. Die Gestalt

neigte sich und nickte. Während Dürer diesem Traumgesicht nachging, sprach Kaspar weiter.

„Ich hab' in meinem jungen Leben nur Schönes gesehen. Meine Mutter, die selbst so schön ist wie eine Maienhuldin, hat mir alles Häßliche verscheuchet."

„Eure Mutter?" Zerstreut warf Dürer die Frage hin.

„Meine Mutter, der die Natur keine Stimme gab, um ihrer Gedanken Schönheit in Worte zu fassen, die aber mit den hellen Augen sprechen kann. Sie ist des Schreibens kundig wie ein Gelehrter. Sie mag aber ein Geheimnis in sich verschließen, das mir viel zu denken gibt. Mit keinem Schriftzeichen erwähnt sie meines Vaters. Ihre Papiere geben kund, daß sie eine Nürenbergerin ist, sie selbst verschweigt mir ihrer Jugend Geheimnis. Es mag sie ein stolzer Wüstling verführet, er mag ihre Schönheit mißbraucht, ihre Unschuld geschändet haben. Spiele ich auf der Laute, so tanzet sie fein. Wenn sie träumt und glaubt, ich beachte sie nit, da schlingt sie eine güldene Kapsel von ihrem Halse los, öffnet sie und küßt das Bildnis, das darin verwahrt sein mag. Mir hat sie es noch nie gezeigt. Es mag wohl jenen Lüstling darstellen, der ihr das Glück zerbrach und sie dann schmachbeladen mit der sündhaften Liebesfrucht im Leibe in die Fremde verbannte, an das Gestade des Gardasees. Sie denkt voller Liebe an ihn, der wohl mein Vater sein mag, ich aber muß ihm fluchen!"

In Dürers verträumtes Sinnen sprang mit einem Male eine feine, biegsame Gestalt, die seiner Jugend Sehnsucht war. In Kaspars Worten wurde sie lebendig. Er sah sie nun, wie sie unter dem Fliederstrauch auf der Wiese tanzte, sah, wie sie unter dem Gertenhieb der Tucherin zusammenbrach; in dem armseligen Kittelchen stand sie am Pranger, das Bildnis Hirschvogels küssend. Sie war es, die der Barbara den Stahl der Rache ins Herz stieß und floh, um ihrem Liebsten jede Schande zu sparen. Er sah die feine Gestalt am Gestade des Sees mit dem lieblichen Knaben spielen und wußte nun, daß Kaspar ihr

Sohn sei. „Margarete“, flüsterte er; aber Kaspar hörte es nicht, er sprach weiter:

„Wie hat sich meine geliebte Mutter abgemüht mit Spitzenklöppeln und Stickarbeiten, die sie wunderfein ersann, eh ich so groß wurde, um bei dem Meister aus Bologna das Goldschmiedehandwerk und die geheimnisvolle Schmelzkunst zu erlernen. Unlängst brachte ich ihr von Jakomini Eure ‚Apokalypse‘ und die Blätter aus Eurem ‚Marienleben‘, da weinte sie; sie hat das Buch besehen, als wär's ein Gebetbuch. Ich hab' ihr erzählt, was ich von Euch wußte; da schrieb sie auf ein Täfelchen: ‚Ich hab' ihn als Knaben gekannt.‘ Weiteres konnte ich nit erfahren von ihr, sie hält das Geheimnis ihrer Jugend fest verschlossen in ihrem Herzen und will Euch nit sehen.“

Dürers Hände zitterten, er erhob sich. Seine Arme breiteten sich aus, als wollte er Kaspar umfassen, fielen aber wieder wie erlahmt nieder. Durfte er, der Wissende, dem Sohne das Geheimnis seiner Mutter verraten? Warum hatte sie es vor ihm verschlossen in ihrem Herzen? Warum verschwieg sie ihm, wer sein Vater ist? War es die Angst vor der Schuld, die sie auf sich nahm? Die Angst, ihr Verbrechen könne einen Makel auf Sohn und Vater werfen? Durfte er dem Sohne den guten Glauben an seine Mutter nehmen? Niemals!

„Die Märtyrerin!“ stöhnte er qualvoll und sank wieder in den Stuhl zurück. Kaspar sprang erschrocken zu ihm. Dürer wehrte ab.

„Lasset, Kaspar, gehet jetzt. Aus meiner Jugendzeit tritt eine barmherzige Jungfrau zu mir heran, die mir einmal den Sinn nach der Schönheit geweckt hat, wie sie ihn in Euch weckte. Sie ist eine Heilige. Fraget mich nit, sie wird Euch wohl selber einmal ihres Herzens Geheimnis lösen. Ich darf es nit, es wäre ein Frevel, den mir Gott nimmer verzeihen könnte. Grüßet Eure liebe Mutter von mir und saget ihr, daß ich sie nit vergessen hab' in meiner Kümmernis, und saget ihr, daß ich ihres Herzens Geheimnis heilig halte, das niemals über meine

Lippen treten soll, es sei denn, daß sie mir's gebietet. Lasset ihr das heimliche Gedenken an ihren Herzliebsten. Es ist ein Bild der Schönheit, das, mit allen Maßen gemessen, das schönste ist! Es trägt lebendige Klänge und ein Gralsleuchten in die Abendstille ihres einsamen Lebens. Rühret nit daran. Es kommt die Stunde, wo sie Euch die Weisung gibt, den Vater zu suchen; dann will ich Euch helfen."

Kaspar war zum Fenster getreten, Tränen standen in seinen Augen, die wollte er dem Meister nicht zeigen. Dürer aber saß in sich versunken, seine Seele hatte ein wunderbares Bild geschaut. Da schlich sich Kaspar scheu davon; die Worte Dürers gaben ihm zu denken.

Als Dürer allein war, faltete er die Hände, und traumverloren sprach er vor sich hin:

„So hat sich der Liebe Wunder erfüllet in dem getreuen Herzen Margaretens. Ihr Sohn ist geworden, wie sein Vater war, so schön, so edel und so voller Sonne. Lieber Gott im Himmel, halte deine schützende Hand über dem Geheimnis der Gemarterten und strafe die Schuld der Mutter nit an ihrem Sohne!"

Der Abend hatte alle Farbenpracht des Himmels verlöscht, aber in Dürers Seele glühten die Farben seiner Jugend, und Kaspars Mäntelchen verhüllte alles Häßliche daraus und ließ ihn nur die Schönheit sehen.

Wilibald Pirkheimer hatte wieder an Dürer geschrieben, er möge ihm einen Saphirring, kostbare Perlen und Gläser aus Venedig schicken. Hans Imhoff war wieder der Überbringer des Briefes, der diese Gelegenheit gern wahrnahm, den Meister, mit dem er in Nürnberg rege verkehrte, aufzusuchen. Da gab's ein fleißig Fragen nach daheim, Dürer war so frohgemut, daß er seine Arbeit stehen ließ und mit Imhoff auf die Suche nach einem Saphirringe ging. Sie traten in der Merceria in den Laden eines Edelsteinjuden, denn Imhoff war der Meinung, daß bei den bescheidenen Krämern die Dinge viel

billiger zu erstehen seien als in den prunkvollen Juwelierläden am Markusplatze.

Ein nicht mehr junges, aber in rassiger Schönheit erblühtes Mädchen saß vor dem Ladentisch und fädelte Korallen an eine Schnur. Ihr stahlschwarzes, reich aufgetürmtes Haar gab einen herrlichen Kontrast zu ihrem rosigen Fleischton. Große, sinnlich verlangende Augen glühten die beiden Fremden an. Dürer erschauerte vor dem Ausdruck dieser Augen und sah mit raschem Künstlerblick die üppigschönen, gutproportionierten Formen dieses Weibes, das ihre Schönheit gar wenig verbarg. Aus dem losen Schnürleibchen quollen die halben Brüste hervor, die prächtigen Arme waren bis über den Ellenbogen entblößt. Die vollen, runden Schultern ließen einen feingebogenen Hals, der im Nacken eine schöne, edle Linie zeigte, frei zur Geltung kommen. Als sie aufsprang, trat erst ihre ganze Gestalt, die üppig und doch schlank, groß und elastisch war, ins volle Licht. Dürer war überrascht, er flüsterte Imhoff zu:

„Seht die schöne Jüdin! Ist doch eine prächtige Menschenrasse!“

Imhoff lächelte über den entzückten Meister:

„Die wäre nach Wilibalds Geschmack. Daß sie aber Euch gefällt?“

Dürer wußte sich ertappt bei seiner rasch entzündbaren Bewunderung. Er versuchte es, gleichgültig zu erscheinen, konnte aber seine Blicke von der Jüdin nicht ablenken, die darüber ein kokettes, verlockendes Lächeln zeigte.

„Freilich,“ wendete er ein, „eine Madonna ließe sich nach ihr nit malen, wohl aber eine feurige Judith!“

Die Jüdin hatte diese Worte gehört, sie trat näher an Dürer heran, um ihn mit ihren lüsternen Augen zu betrachten. Dürers schöne Gestalt, sein edles, ernstes Gesicht mit den durchdringenden Augen machten sie verwirrt, aber sie gewann bald wieder Gewalt über sich. Lächelnd sprach sie in deutscher Sprache:

„Ich heiße auch so, schöner Deutscher! Auch bin ich

Eurer Sprache mächtig; bin ich doch als Kind im Deutschen Reiche aufgewachsen. Mein Geliebter, Markanton Raimondi, wird auch nach mir einen Stich in Kupfer ausführen, als Judith mit dem Kopf des Holofernes."

Dürer lächelte über den Stolz, mit dem Judith berichtete.

„Ihr wollet dem Markanton Modell stehen, schöne Judith?"

„Warum nicht?" eiferte sie verwundert, „stehe ich doch anderen Malern auch Modell!"

Dürer trat nun näher; er konnte sein Erstaunen nicht bemeistern; daß gerade dem diebischen Nachahmer seines „Marienlebens" die schöne Judith Modell stehen wollte, das konnte er nicht verstehen.

„Warum gerade dem Markanton? Er ist der geringste unter den Venezianern. Vielleicht harrt er, bis er ein Bild der Judith findet, das er nachstechen kann. Wozu braucht er so ein herrlich Modell?"

Zornflammend blitzten die Augen der Jüdin Dürer an; sie maß ihn verächtlich und kreischte:

„Wie kommet Ihr dazu, meinen Geliebten zu schmähen! Was wisset Ihr von ihm? Er ist ein großer Künstler. Previtali, Basaiti und Cima sagen es auch!" Sie sah Dürer in die Augen und erschrak; sie schienen ihr in die Seele zu tasten, sie griffen ihr ans Herz wie eine magnetische Gewalt. Solche Augen sah sie noch nie. Leise erschauerte sie, dann wendete sie sich rasch ab.

Dürer schien sich an dem Zorn der Jüdin zu weiden. Ironisch lächelte er:

„So habt Ihr wohl von Venedigs Malergilde alle an Eurer Seite? Aber warum wählet Ihr gerade die Geringeren?"

Judith stampfte temperamentvoll mit dem Fuße auf.

„Ihr wollt mich reizen, Fremdling! Aber ich werde Euch beweisen, daß mein Geliebter ein trefflicher Künstler ist. Ob Ihr aber von Kunst etwas verstehet, das ist eine andere Frage! Sehet her!"

Sie entnahm einer Lade einen Kupferstich, den sie

triumphierend vor die Augen Dürers hielt. Imhoff wollte den Meister warnen, denn Judith kam ihm verdächtig vor; der aber, als er einen Blick auf den Stich geworfen hatte und seine „Flucht nach Ägypten" aus dem „Marienleben" erkannte, stieß das Blatt von sich und rief entrüstet:

„Sagt' ich's doch, daß Euer Markanton ein Dieb ist! Hat da dem deutschen Meister Albrecht Dürer einen Holzschnitt nachgestochen! Er ist einer von denen, deren Kunst es ist, von anderen zu stehlen, was ihnen fehlt!"

Wie eine strafende Göttin reckte sich Judith in ihrem Zorn. Mit leidenschaftlicher Stimme schrie sie in Dürer hinein:

„Das lügt Ihr. Diese Maria hat er nach mir aufgerissen, ich bin ihm Modell gesessen dazu, lange Stunden. Das mag der Dürer von ihm gestohlen haben! O wie hasse ich diesen deutschen Maler, der nichts kann als häßliche Weiber malen und in Holz schneiden! Alle Maler hier lachen über ihn." Dürer wich entsetzt vor ihrem Zornausbruch zurück.

Mit einem kräftigen Stoß wurde eine Tür aufgerissen, die rächende Göttin zur Seite geschleudert, und ein altersgebeugter Jude mit einem kahlen Scheitel, darüber bis über die Ohren eine schwarze Kappe gestülpt war, stand mit tiefen Bücklingen vor den Fremden.

„Schrei nit so, mein Kind, geh in deine Stube, du vertreibst mir die kauflustigen Fremden! Was sollen die Herren denken von uns?"

Judith aber konnte sich nicht beruhigen, wütend schrie sie Dürer zu:

„Markanton stiehlt von einem Deutschen nichts, er hasset sie. Ihr versteht von der Kunst wenig, — schöner Mann!" Dann lief sie davon.

Dürers Augen verfolgten sie, schmerzlich rief er:

„Ich weiß es, daß in Venedig auf die Deutschen Haß und Intrigen lauern, weil unser Kaiser sein Recht verlangt. Ich wundere mich nur, daß die Venezianer trotz

des Deutschenhasses den Geist der Deutschen bestehlen. Kein Maler muß mit der Kümmernis so ringen wie ein deutscher. Keinem wird die Kunst so mühselig. Was hier in Venedig aus dem Sinnenrausch aufsteigt und den Heidengöttern dienstbar wird, ist daheim bei uns Sünde. Wir leben wie sehnsüchtige Bettler, während in Venedig die Maler, von Schönheit übersättigt, das Gold verschwenden. Und diese Glücklichen betrügen den ärmsten Deutschen um seine so schwer errungene Kunst, wie sie den Kaiser Max um die römische Krone betrügen!"

Erschrocken flüsterte der alte Jude Dürer zu:

„Herr, redet nit so laut, in Venedig ist jeder Deutsche rechtlos, wie in Nürnberg die Juden."

Er lenkte versöhnend ein, fand für Markanton tadelnde Worte, für Judith bat er um Verzeihung. Dürer starrte den Alten an; ihm war, als müsse er ihn schon einmal irgendwo gesehen haben. Er konnte sich aber nicht entsinnen. Schließlich lachte er über das Erlebnis, und der gutmütige Jude lachte mit. Imhoff drängte fort, ihm kam die Sache unheimlich vor, er wollte seinen Freund keiner Gefahr aussetzen. Auf sein Begehren legte der Alte Saphirringe vor, die aber Dürer zu teuer schienen. Der Jude brachte ein anderes Kästlein und zeigte auf einen Ring mit einem großen, blauen Steine:

„Den will ich Euch lassen um nur fünfzehn Dukaten!"

Dürer fand den Stein groß und schön, legte ihn aber wieder zurück:

„Mehr denn zwölf Dukaten soll ich nit hergeben!"

Der Jude zögerte, wog den Ring in der Hand, während Dürer sich im Laden umsah. Durch die offene Tür zum Nebenraume, aus dem der Alte hervorkam, erblickte er eine Kupferdruckpresse, die anders war als die seine. Das machte ihn neugierig.

„Ich will Euch den Ring um zwölf Dukaten lassen, ist schon das Gold soviel wert", sagte der Jude lächelnd.

Dürer ging den Kauf ein. Dann fragte er, auf die Presse im Nebenraum deutend:

„Seid wohl ein Kupferstecher?"

Der Jude sah erschrocken die offene Türe und drückte sie rasch zu. Dürer aber ließ sich nicht abweisen:

„Darf ich mir Eure Presse nit ansehen? Sie ist ein schönes Stück und wohl neuartig gebaut? Ich hab' noch keine solche gesehen."

Ohne weiter zu fragen, öffnete Dürer die Tür und trat in den Raum hinein. Imhoff und der Alte folgten ihm zögernd.

Der Raum war groß. Am Fenster saß ein buckliger Geselle, das Gesicht von einem großen, grünen Augenschirm überdacht, er grub mit flinkem Stichel auf einer Kupferplatte, die von dem gesammelten Licht einer großen Wasserkugel bestrahlt wurde. Der Bucklige nahm gar nicht Notiz von den Fremden, er war es scheinbar gewöhnt, daß der Alte seine Käufer in diesen Raum führte.

„Ihr interessieret Euch wohl für Kupferstiche, Herr?" fragte unterwürfig der Jude. Dürer nickte. Da brachte der Alte eine Mappe und schlug sie auf; Blatt für Blatt legte er behutsam vor. Dürer besah sie rasch und erkannte, daß es Nachbildungen seiner Stiche waren.

„Prächtige Bilder, die Albrecht Dürer in Nürnberg gestochen hat!" näselte der Jude, die Stiche anpreisend. „Kennet Ihr den Meister?"

Dürer erbleichte. Er sah in der Presse eine eingeschwärzte Platte liegen, die seinem „Adam-und-Eva-Stich" nachgeahmt war. Hastig riß er sie hervor und prüfte sie. Sogar sein Namenstäflein war gefälscht und auch sein Meisterzeichen. Er legte die Platte wieder nieder, griff den Alten an der Schulter und schrie ihn an:

„Hat Euch der Dürer auch diese Kupferplatte gegeben? Oder habt Ihr sie nachgestochen? Wer seid Ihr, wie heißet Ihr?"

Ängstlich duckte sich der Jude unter dem Zornblick Dürers und kreischte:

„Warum fraget Ihr mich so zornig? Bin ich doch ein ehrlicher Jud und heiße Daniel Squarro."

„Wenn Ihr der Daniel Squarro seid," entsetzte sich Dürer, „so habt Ihr es damals verdient, daß Euch der Nürnberger Rat hat auspeitschen lassen, als Ihr meinen guten, ehrlichen Vater betroget und ihn verleumden wolltet. Nun betrügt Ihr mich um meine Kunst, wolltet mich zu Schaden kommen lassen an Geld und Ehre! Lasset sehen!" Er riß dem Alten die Kappe vom Kopfe und sah, daß ihm das Ohr fehlte, welches ihm die Nürnberger Folterknechte abgebrannt hatten. Entsetzt wich Dürer zurück. Der Alte stand ratlos da, stülpte sich aber bald wieder die Kappe über den kahlen Schädel und verdeckte damit die schreckliche Stelle der Schande.

„Ja, Ihr seid's", stöhnte Dürer, von innerer Erregung überwältigt; wußte er doch nun auch, daß Judith jenes lüsterne Dirnlein war, das er einmal am Burggraben so herzinnig geküßt und das ihm später Rache geschworen hatte, als sie den Vater so verstümmelt und blutrünstig sah, wie ihn die Büttel aus Nürnberg hinauspeitschten. Aber Dürer konnte sich nicht beruhigen.

Imhoff faßte ihn am Arm, wollte ihn aus dem Laden ziehen, der aber, einmal aus der bewahrten Fassung gebracht, ließ nicht von dem Juden ab.

„Wer gibt Euch das Recht, meine Stiche zu fälschen, Daniel Squarro, mein Meisterzeichen nachzumachen? Wisset, ich selbst bin der Albrecht Dürer. Ich hab' mit großer Mühe und viel Fleiß die Arbeit ersonnen und vollendet. Ihr stehlet mir ja meiner Seele tiefste Regungen! Ich werde Euch bei der Signorie verklagen, Euch und den Buhlen Eurer Tochter, den diebischen Markanton!"

Wie Dürer so außer Fassung seiner Entrüstung Luft machte, stürmte ungestüm ein Schwarm betrunkener Jünglinge und Dirnen in den Raum; sie kamen offenbar von einem wüsten Zechgelage und suchten, übermütig und vom Wein berauscht, nach neuer Lustbarkeit. Zurufe von Spott und Gejohle gellten durch die Räume des Ladens, und ein Tumult entstand, in dem Dürers Worte erstarben. Ein Übermütiger faßte den zusammengeschrumpften Daniel

Squarro um die Mitte und tanzte mit dem sich Sträubenden um die Kupferdruckpresse herum. Ein anderer schrie, sich auf einen Stuhl schwingend:

„Daniel in der Löwengrube, wo habt Ihr Eure feurige, schwarze Judith? Sie soll mit uns tanzen, nackt und schön, so wie sie uns Modell steht!"

„Und der Perci muß uns die Fackeln tragen!" rief ein anderer. „Auf! du buckliger Hund!" Er faßte den verkrüppelten, häßlichen Gesellen am Kragen und zog ihn mit sich fort, an Dürer vorbei. Mit scheuen Blicken stierte der Bucklige den zurückgedrängten Meister an, der, von Imhoff gedeckt, an der Mauer lehnte. Dürer erkannte ihn sofort als jenen, der den Stein nach ihm warf. Der Tumult wurde immer größer. Halbnackte Dirnen drängten sich in den Raum, von den Burschen umschlungen, und tollten durcheinander in ihrem Weinrausch. Die eine trug einen Weinkrug mit sich und ließ die anderen daraus trinken. Ihr Mieder war aufgerissen, Leidenschaft brannte in funkelnden Augen, sie sang ein Lied von Horaz mit herrlicher Stimme: „Evoe, Evoe! Chloe mit den liederreichen Lippen hat mir's angetan." Dürer und Imhoff drängten immer tiefer in den Raum zurück, niemand beachtete sie, aber Imhoff lockerte seinen Degen.

Plötzlich schrie von der Türe her die gellende Stimme des Buckligen:

„Der deutsche Stecher ist drin, fanget ihn, erschlaget ihn, lasset ihn nicht entweichen!"

Da war doch eine Angst über Dürer gekommen, er gedachte der Warnung seiner Freunde. Imhoff stellte sich vor ihn hin und zog seinen Degen. Das Gejohle verstummte, glotzende Augen stierten auf die beiden Deutschen. Ein verwegener Bursche sprang auf Imhoff zu, wollte ihm den Degen entreißen, aber er kam übel an; von einem Hieb getroffen, taumelte er zurück. Wütend wollte er sich wieder auf Imhoff stürzen, da packte ein starker Arm nach seiner Schulter und hielt den Burschen fest. Eine mächtige Stimme schrie durch den Raum.

„Wer den deutschen Meister anrührt, springt über meine Klinge! Schämet euch, einen friedlichen Fremden so zu überfallen! Ihr wollt venezianische Maler sein?"

Dürer erkannte die Stimme des jungen Riesen Tizian. Da wußte er, daß ihn dieser Jüngling beschützen werde. Tizian drängte sich durch den aufgeregten Schwarm der Betrunkenen und faßte nach Dürers Hand. Ruhig sprach er zu ihm:

„Ihr seid unter die Unbändigen geraten, Meister. Ich habe Euch gewarnt. In dieser Höhle, wo der Geist in Gefahr gerät, könnte auch ein Leben zu Schaden kommen. Fürchtet nichts, sie sind berauscht vom Weine."

Er führte Dürer durch die Menge erhitzter Jünglinge und Dirnen, die willig Raum gaben. Eine gewisse Scheu vor dem gerühmten Nürenberger ließ sie ruhig mit ansehen, wie Tizian ihn hinausführte auf die Gasse. Keiner drohte ihm, keiner schrie, es war, als seien sie alle nüchtern geworden, oder als fürchteten sie die Kraft des hünenhaften Jünglings. Als aber Dürer und Imhoff um die Ecke der engen Merceria schritten und den Blicken der Jünglinge entschwunden waren, erwachte der Übermut bei den Malern. Sie wollten nachdrängen, einer rief:

„Jetzt war er in unsrer Gewalt. Warum lasset ihr ihn entweichen?"

Aber Tizian stand vor der Tür, mit dem Degen in der Hand, und schrie:

„Was hat er euch getan? Er ist edler als wir alle!"

Da kreischte die Stimme Judiths aus dem Tumult:

„Er hat uns beschimpft. Er hat Marcantonio einen Dieb, meinen Vater einen Betrüger geheißen. Er hat Basaiti, Previtali und Cima geringe Maler genannt. Er ist ein Deutscher. Ich hasse die Nürnberger!"

Tizian schleuderte ihr einen wütenden Blick zu und schrie sie an:

„Dein Haß ist bekannt. Du bist ein gefährliches Weib in deinem Zorn und in deiner Leidenschaft! Hüte dich vor mir. Und dein Geliebter ist wahrhaftig ein Dieb,

der den Dürer bestiehlt. Wir wissen es alle! Es ist eine Schande, wie ihr die Deutschen verfolgt!"

„Diese Barbaren," gellte Judiths Stimme wieder, „diese Menschenschinder! Meinen Vater haben sie blutig gepeitscht aus Nürnbergs Tore hinaus. Meine Mutter ist an der Schmach verstorben. Ich hab' müssen fortziehen wie eine Bettlerin; da soll ich die Deutschen nicht hassen?!"

Previtali stellte sich drohend vor Tizian auf und rief, mit den Armen um sich schlagend:

„Warum nimmst du den Deutschen in Schutz? Weißt du nicht, daß er ein Schädling ist für uns? Er schmälert unsere Einkünfte, verkauft seine häßlichen Tafeln und Stiche in Venedig. Er will uns vom Wettbewerb um die Fresken am Fondaco wegdrängen. Er entzieht uns Arbeiten, die uns gebühren!"

„Das ist eine Lüge!" Zornig rief es Tizian in die Menge hinein. „Er malt keine Fresken, er ist bescheiden und bleibt bei seinen kleinen Tafeln und Stichen, die ihn größer machen als Malereien über große Wände. Wenn unser Meister Bellini den Deutschen hervorhebt, dürfen wir ihn nicht erniedrigen. Lernet ihn erst kennen, dann werdet ihr ihn auch lieben müssen wie ich!"

Da kreischte Percis Stimme durch den Tumult:

„Er will Marcantonio und andere bei der Signorie verklagen wie Diebe und Verbrecher. Laßt euch das nicht gefallen, zeigt es ihm, dem Verhaßten!"

„Wir werden i h n verklagen, den deutschen Schmarotzer!" schrie Markanton. „Er hat unserer Zunftlade nicht gezinst."

Ein wüster Tumult entstand, alle schrien durcheinander:

„Vor die Signorie mit ihm, vor die Signorie mit dem Deutschen!"

Tizian war empört von diesen falschen Burschen. Er reckte sich in seiner ganzen Größe auf, und mit dröhnender Stimme rief er ihnen höhnisch und entschieden zu:

„Ihr wäret es fähig! Oh, was seid ihr für Ehrenmänner! Erst hasset ihr den Deutschen und verfolget ihn,

aber seine Werke stehlt ihr ihm. Wie könnet ihr einem Maler seine Ideen stehlen, den ihr schmähet, als wäre er der letzten einer? Wenn ihr selbst keine Ideen habet, so bestehlt doch den Botticelli oder den Lionardo, die ihr rühmet! Jetzt gehet heim, ihr habt genug getrunken, es ist eine Schande für den Maler, wenn er sich aufführt wie ein Landsknecht! Was wird unser geliebter Meister Bellini sagen, wenn er von dem wüsten Streit erfährt? Wie werdet ihr euch schämen müssen, wenn ihr den Rausch verschlafen habt. Folget mir, gehet heim!"

Markanton lehnte an der Hausmauer, in seinen Armen hielt er Judith, die er küßte. Lachend schrie er:

„Ihr seid Narren und Dummköpfe! Von wem sollen wir fürderhin nachstechen und stehlen, wenn ihr den harmlosen Dürer umbringt! Er zergrübelt sich sein Hirn, verhärmt sich sein schönes Christusgesicht, und für wen? Für uns! Wir können die goldenen Körner ernten, die sein Fleiß gesät hat. Laßt mir doch den gutmütigen Deutschen! Er ist jetzt Mode in Venedig, und das bringt mir manchen Goldddukaten."

Über diesen Hohn lachten nun alle, Basaiti johlte:

„Schutz dem Dürer für Marcantonios Geldbeutel!"

Judith aber stieß den Geliebten von sich. „Ihr Feiglinge! Pfui über euch!"

Eine Dirne hielt den leeren Weinkrug hoch und grölte: „Evoe! Seid ihr denn noch die lustigen Maler? Vergesset ihr unser Gartenfest? Hei, lasset uns ziehen, das soll eine tolle Nacht werden! Evoe, Evoe!"

Da vergaßen sie den deutschen Maler und nahmen ihre Dirnlein um die Mitte. Johlend und singend zog der Schwarm der Übermütigen durch die abendliche Merceria.

Judith blieb zurück. Einer ungekannten Wehmut nachgebend, schlich sie in ihre Kammer. Prüfende Blicke, die sie in den Spiegel warf, sagten ihr, daß sie in der Blüte ihrer Schönheit stehe. Ein fernes, leises Mahnen, unbestimmt und doch Gefühle ausdrückend, die ihr fremd

geworden, läutete in ihre Gedanken hinein. Sie dachte an ihre Jugendzeit. — Was war sie heut? Ein begehrendes, leidenschaftliches Weib, das von einem Manne zum andern taumelte, sich hingab im Feuer ihrer Liebesbrunst, das sich verloren hatte in der Sinnenlust ihres unersättlichen Genußlebens. Und damals? Stand sie nicht schon als Kind auf den Zehenspitzen und rankte sich sehnsüchtig an dem schlanken, hoch aufgeschossenen Malknaben hinauf, den ersten Kuß begehrend, der in ihr die Sehnsucht nach dem Manne wachrief?

Diese glückerfüllte Berührung von Mund zu Mund war ihr niemals aus dem Sinn gekommen. Lag sie in heißen Liebesnächten in den seidenen Kissen, berauscht von genossener Lust, dann trat diese stille, scheue Stunde in ihre Empfindung, in der sie den Knaben Dürer in verlockendem Spiel an ihre Brust drückte.

Und heut stand der Mann Dürer vor ihr, schön und würdevoll. Seine hohe Gestalt, seiner Stimme Wohlklang berührte sie wie ein neues Erleben, wie ein reines Erheben aus dem Sumpf, in dem sie versunken war. Und diese Augen! Jetzt standen sie wieder wie zwei überirdische Gestirne vor den geistigen Blicken Judiths. Tief und unfaßbar mild, suchend und in sie dringend, wie Wünsche der Sehnsucht, wie Sonnen geistiger Entflammung, wie Forderer und Bezwinger.

Erschüttert von den Strömen inbrünstiger Ergriffenheit, warf sich Judith über ihr Bett und stöhnte: „Diese Augen! O diese keuschen Augen! Einmal sie austrinken dürfen in heißer Liebesversunkenheit! Einmal wieder diese sinnlichen Lippen küssen dürfen — —“ Rasch sprang sie auf, sah sich scheu um, ging zum Spiegel und prüfte ihre Schönheit. Ja, sie war schön, sein Malersinn hatte ihre Reize gewürdigt und begehrt. Seine Augen hatten sich festgesogen an ihren reifen Formen. Verlangte er nicht das Weib für die Kunst? Gab sie sich nicht allen Malern hin, die sie als Modell wollten? Konnte sie nicht auch diesen schüchternen Schwärmer an ihre Reize ketten? Oh,

ihn, den Heiligen, in einer Liebesnacht verrückt machen, ihn von den Weibern seiner Heimat reißen, ihn verderben, zertreten, sein Deutschbewußtsein töten in den tollen Leidenschaften ihrer Sinne — das wäre Rache an den Nürnbergern. Den einzigen, der über diese Krämerseelen und Folterknechte hinausragte, der ihnen Ruhm und Ehre galt, verderben, entwürdigen, herabzerren in die Verkommenheit — das wäre Rache an Nürnberg!

Ihre schwarzen Augen schossen Blitze, ihr sinnlicher Mund öffnete sich, ihre Arme zitterten, als hielten sie schon ihr Opfer umschlungen wie eine Spinne, die es mit ihren Fäden umspann und sein Blut aussaugte. Langsam öffnete sie ihr Gewand, ließ es vom Körper gleiten und besah ihre strahlende Schönheit, die so viele Maler als Venus, Galatea, Susanna und Leda gemalt hatten. Triumphierend reckte sie den herrlichen Leib und lächelte, wie eine Siegerin lächelt, die ihren Feind unter ihre Füße zwingt. Sie wollte, mußte über Dürer siegen! —

Perci, der bucklige Kupferstecher, saß in dieser Nacht allein in der Werkstatt vor der großen Wasserkugel und stichelte emsig an einer Kupferplatte. Die Öllampe hinter der Glaskugel qualmte und flackerte, so daß dem emsigen Gesellen die Augen brannten. Aber er mußte fleißig sein, der Jude Daniel zahlte geringen Lohn für die Stiche, die Perci nach Vorlagen bekannter Meister nachstechen mußte.

In der Seele des Häßlichen stand Judiths Schönheit wie ein Ideal. Er betete es an. Wenn sein Stichel über die Kupferplatte fuhr und eine glänzende Spur zurückließ, seufzte er. Wie feurige Funken glomm in ihm die Sinnlichkeit auf. Er sah das leidenschaftliche Weib in seiner blendenden Nacktheit, wie er es einmal in Markantons Werkstätte gesehen hatte, als es ihrem Geliebten Modell stand. Oh, wie haßte Perci diesen diabolischen Burschen, dem alle Schönen zuflogen und die er alle für seine Ausschweifungen mißbrauchte, um sie wieder von

sich zu stoßen mit brutaler Gleichgültigkeit. Der Bucklige konnte nicht mehr arbeiten, ein Beben lief durch seinen Leib. Er sprang auf und lief durch die Werkstatt wie gehetzt.

„Sie muß die Meine werden, sie muß!“ stöhnte er. „Hat sie nicht versprochen, mir zu Willen zu sein, wenn ich den Dürer unschädlich mache?“ Er kannte das rachedurstige Weib, das über alle Begriffe hassen konnte, und er war ihr Werkzeug. Ihre lodernden Blicke, ihre verheißenden Lippen, ihre berückende Schönheit zwangen ihm den Dolch in die Hand, wenn sie ein Opfer ihrer Sinnengier, das sie verschmähte oder betrog, beseitigen wollte. Weil sie wußte, daß er sie wahnsinnig liebe, zwang sie ihn zu jedem Verbrechen. Er war in ihrer Gewalt, aber sie enttäuschte ihn. Alle ihre Versprechungen, ihm diese Dienste mit Liebe zu lohnen, brach sie. Das brachte den Buckligen zur Verzweiflung.

So sann er heut dieser zwiespältigen Empfindung nach, die für Judith aufloderte, einmal in flammender Begierde, das andere Mal aus gequälter Enttäuschung. Sein dämonisches Seelenleben lag an ihren Ketten; wie sie daran riß, so entstanden in ihm Liebe oder Haß. Würde sie diesmal halten, was sie versprach, wenn er Dürer in seine Falle brächte?

Heut konnte er an ihn nicht heran, auch hielt ihn eine geheimnisvolle Scheu ab, sich diesem Manne zu nahen, den er als Künstler so hoch schätzte und dessen gerechter Zorn ihn so erschütterte. Traf ihn doch sein Zorn zuerst, denn er hatte die „Adam-und-Eva-Platte“ gestochen. Und den sollte er vernichten, um die Rache eines verbuhlten Weibes zu kühlen? Er sank auf eine Bank und vergrub sein Gesicht in die Hände. Hier Kunst — hier Leidenschaft! Was wog schwerer? Seine Liebe zur Kunst war ihm ja der Trost für sein mühseliges Leben. Und Judith? Perci sprang wieder auf, heiße Glut lief durch seinen Leib. Das Weib gab ihm noch mehr, es gab ihm die Schönheit, die ihm Bilder vorgaukelte, an denen

er Tag und Nacht sich berauschte. Sie stand vor seiner Seele als ein Meisterwerk des Schöpfers.

Mit einem Male überkam ihn die Angst, daß auch diesmal Judith ihn täuschen werde. Wieder lief er aufgeregt durch die finstere Werkstatt. Plötzlich blieb er stehen, zuckte zusammen, ihm kam der Gedanke, von Judith heut schon den Lohn zu begehren.

Leise, wie ein Dieb, stieg er die Treppe in dem nachtstillen Hause hinauf, schlich zu Judiths Kammertür. Sie war verriegelt. Wie eine Katze kroch er zum Gangfenster hinaus auf die Loggia und tastete sich an das Fenster heran, hinter dem Judith schlief. Das Fenster hatte sie wegen der Nachtschwüle nicht geschlossen, Perci sprang in ihre Kammer hinein. Sein Atem keuchte, als er sie im Bett liegen sah. Die Nacht war so hell, daß er die Schönheit ihrer halbverdeckten Leibesfülle besehen konnte. Seine trunkenen Augen starrten das Frauenwunder an und sogen es in seine flammende Seele hinein. Sein Blut raste, aber eine ängstliche Scheu, die jede Kreatur vor dem Göttlichen erschauern läßt, hielt ihn zurück, die Schlummernde zu berühren. Wie anbetend sah er sie an; mit einem Male kam sie ihm keusch und heilig vor. Er schlug die Hände an seine Stirn und stöhnte. Dann berührten seine Lippen inbrünstig ihre Stirn, und rascher, als er gekommen war, verließ er das Gemach. Wie konnte er es wagen, von Judith Liebe zu fordern, er war ja ein erbärmlicher Krüppel, den sie verachten müsse.

Es war ein stummseliges Dahinträumen für Dürer, als er vor seinem „Rosenkranzfest“ saß, mit den wunderfeinen Edelfingern den Pinsel so leicht wie ein Federlein über Mariens Antlitz führte und Strich um Strich das holde Leuchten und wundersame Erglühen aus den Zügen Annas auf die Tafel übertrug. Die Jungfrau war wie in ein heiliges Erschauern getaucht, nun sie als Modell für die Gnadenmutter vor Dürer saß und seiner Blicke Wärme in ihre Seele tauchen fühlte. Wenn sie

ihre großen Augen zu ihm aufschlug, da war es ihr, als trügen ungekannte Seligkeiten einen Schimmer Himmelslicht aus seinem Wesen zu ihr herüber.

Über den Lagunen sangen die Gondoliere scherzhafte Ritornelle. Von den vielen Kirchtürmen klangen die Aveglocken, und die Sonne lag wie Gold über den Wassern der Kanäle.

„Wie ein Feiertag ist's in mir, Jungfrau Anna", flüsterte Dürer zaghaft; ihn hatte die völlige Ruhe und Annas Schönheit so feierlich gestimmt, daß er nicht laut zu sprechen wagte. „Wie ein Läuten von Glocken aus weit, weit her strömt es durch mein Gemüt. Alle verklärten Stunden, wie sie meine Jugendzeit vertan hat, grüßen mich. Was ich einmal nit verstanden hab', wird mir jetzt klar, und Eure Augen deuten mir geheimnisvolle Traumgesichte. Ihr habt ein still Feuerlein in meiner Seele entfacht mit Eurer Holdseligkeit, Jungfrau Anna! Ich hör' auch den Klang vom Geläute, das mir drei Glöcklein als holde Botschaft vom Freudenhimmel zugetragen haben. Das eine sang von einem frühreifen Mägdlein, des Sinne erwachten durch meinen ersten Knabenkuß; aus ihr ist ein schönes Weib geworden, das mich hasset. Das andre Glöcklein sang mir eine Melodie der Schönheit und weihte meine erste Sehnsucht mit ihren Lilienlippen. Der Ton ist mir der heiligste, ich hörte ihn vor kurzem wieder läuten. Das dritte Glöcklein sang von einem Schwesterlein, das über Dornenwege schritt, des Lebens Schwere vergaß, um mir den Weg zu weisen, den ich suchte; ich hab' es nit erkannt, ihr Opfer war zu groß!"

Er sprach die Worte so versonnen, so vom Gespinst der Traumerscheinung durchwoben, daß Anna den Atem anhalten mußte, so rührte sie des lieben Meisters Gedenken an vergangene Zeit. Seine klangvolle Stimme erbebte leise, als er weitersprach:

„Ich hab' ein Büchlein daheim in meinem Schrein, das spricht zu mir in heiligstillen Stunden von diesem Seelenschwesterlein, das mich erlösen wollte und nit

konnte. Es ist ein Grab geworden, das Büchlein, kein fremdes Auge sieht es mehr; doch in den Stunden, wo ich's in meinen Fingern halte, singt mir ein Waldvöglein ein rührend Lied von einer, die mir Schwester war."

In den verträumten Augen Dürers glitzerte eine Träne. Da weinte auch Anna vor sich hin. Ein Bangen hatte sie erfaßt, ein Bangen um die Seelenruhe dieses Wunderbaren, der wie das verkörperte Leid vor ihr saß und den Blick zur Decke erhob.

„So saget mir, wer jenes Schwesterlein war, das Euch erlösen wollte und nit konnte", flüsterte sie scheu dem Meister zu. „Ich will das Schwesterlein so liebhaben wie Ihr, Meister. Mag sein, daß es auch mir ein Schwesterlein werden kann. Ich bin gekommen, Euch zu erlösen von Zweifeln, die die Kümmernis in Euer Suchen auftürmt. Doch will ich nit im Schrein begraben liegen, ich will um Euch leben. Seht, lieber Meister, ich hab' aus Euren Bildern eine Sehnsucht kommen sehen, die in Eurer Seele träumt. Nehmt diese Sehnsucht in die wunderfeinen Hände und traget sie ans Licht, daß ich sie verstehen kann. Dann will ich Euch suchen helfen. Doch müßt Ihr selber wissen, wonach, sonst hilft Euch keine Schwester!"

Dürer ließ den Pinsel sinken. Seine Augen schlossen sich, er hauchte leise:

„Und wieder ist ein Glöcklein von Gott, dem Meister Glockengießer, gegossen worden, das mir seine Töne in die Seele singt. O Wunder! Ich trau' mich kaum den Glockenstrang zu ziehen. Ich bin nit würdig, dieses Glöcklein läuten zu hören, denn eherne Bande lassen die Sehnsucht nit in meine Hände nehmen, um sie Euch im Licht zu zeigen. Euer Geist aber erkennt sie, auch wenn sie in meiner Enge träumt. Ihr seid auch Eurem Vater ein willig Kind; so er Euch den Gemahl bestimmt, werdet Ihr Euch fügen. Ich habe auch mein Weib durch meinen Vater bestimmen lassen. Sein Gebot war mein Gehorchen, so wie es Sitte ist im Deutschen Reich. Meine

Seele aber hat kein solches Glöcklein läuten hören, das fühl' ich heute erst. — Ich klage nit! Meine Agnes ist gut, ist tugendsam und fromm — doch ach, in meine Seele ist sie nie gekommen. Stand immer nur als Mahnerin zum Broterwerb in meiner Werkstatt. Ich möchte, frei von Kümmernis wie Giorgione, in eine andere Welt versinken können, wo mir das Weib die Schönheit weist."

Dürer schwieg. Seine Augen öffneten sich wieder, ihm war, als stünde Frau Agnes hinter ihm und flüsterte: „Stech mir ein neu Marienbild für meine Kunstware!" Er faßte verängstigt nach Pinsel und Farbplatte und strichelte liebevoll an dem holden Munde seiner Madonna.

Anna fühlte den Seelenkummer des Meisters. Da konnte sie ihm nicht helfen. Das war ein grausamer Zufall, daß er einen Lebenskameraden haben mußte, der ihn nicht verstand, der ihm den Flug zur Höhe wehrte.

Vom Canale drang ein verirrtes Rufen in die Stille der Werkstatt. Die Wellen plätscherten rhythmisch über die Steinstufen, wenn eine Gondel vorbeizog. Die Sonne flutete golden durchs offene Fenster herein und legte einen Strahlenkranz zu Füßen des Meisters, der zu Anna sprach:

„Wenn Ihr den Kopf ein wenig seitlich neigen wolltet, so wie's das Bild braucht, da malte ich jetzt Eurer Augen Milde in das Antlitz der Madonna."

Anna neigte den Kopf so, wie es ihr Dürer gezeigt hatte. In dieser stillen Stunde, in der die Seelen der beiden ineinanderschwangen, entstanden die seelentiefen Augen der Madonna, die so himmlisch das Rosenkränzlein besahen, das ihre feine Hand dem Kaiser Maximilian auf das Haupt legte.

„Jungfrau Anna, Ihr habet mir alles Grübeln nach dem gnadenbringenden Ausdruck der Madonna ersparet. So hingebungsvoll mag die Mutter Christi in den Willen Gottes gewesen sein, wie Ihr jetzt in den meinen."

Dürer sagte es bescheiden. Die Blicke der beiden hingen wieder ineinander. Anna erglühte über ihr Gesicht.

„Das Rosenkränzlein, das die Heilige auf das Haupt

des Kaisers legt, vermeinte ich in Eure Locken zu drücken, Meister! Es war mir wie eine heilige Handlung, aus Euren Dornen ein blühendes Zweiglein zu wandeln. Das Kränzlein, wie ich's meine, würde aber in Eurem Schrein, wo das Büchlein aufgebahrt liegt, welken, wenn Ihr wieder daheim seid. Darum soll es Euch in Venedig blühen und duften!"

Dürer war aufgestanden, er trat zu Anna hin, und seine Augen leuchteten:

„Euer Kränzlein wird mir daheim in voller Blüte bleiben. Daran will ich die Maße nehmen, die eine Seele braucht, um die Nähe des Himmels zu messen. Ich werde Eure Sonne und Eure Schönheit mit heimbringen, alles, was mir Venedig geben konnte."

Anna erhob sich auch, und beide traten ans Fenster. Sie sah ihn fragend an:

„Saget mir nun, Meister, warum es Euer Schwesterlein nit vermochte, Eurem Schaffen Licht und Farbe zu geben. Hat sie Euch denn nit liebgehabt?"

Dürer sah sie erstaunt an. Anna schmiegte sich sanft an ihn, er fühlte ihr Kupferhaar, in das die Abendsonne rote Funken warf, seine Wangen streifen. Scheu genoß er die Nähe der Holden, seine Hand fuhr sanft liebkosend über ihr flammendes Haar, dann sprach er ernst:

„Habet Ihr ein Bild gesehen, das einmal ein armer Maler an eine Wand gemalt hat in einem feuchten Gemach? Keiner erkennt heut den Zauber, der dem Bilde innewohnte. Die Salzluft und der Moder haben es verwüstet, weil der Maler es nit an die Sonne gestellt hat."

„Wollt Ihr mir nit das Bild des armen Malers weisen? Vielleicht ist noch so viel Farbe daran, daß Ihr es wieder übermalen könntet! Erzählet mir von dem Wunderbaren!"

Dürer nickte. Die träumerische Stille im Gemach und die Seele der Jungfrau, die ihm so nahe war, schlossen seines Herzens Tiefen auf. Mit klarem Männerverstand erzählte er das Erlebnis seiner Jugend, wie er auf der

Wanderschaft Vanna fand und tröstete, wie sie ihn als Christus ansah in ihrem Jammer. — Anna weinte bewegten Herzens, als er ihr von dem traurigen Erlöserwerk der unglücklichen Vanna berichtet hatte.

„Könnt Ihr es verstehen, was die arme Dulderin bewog, vor mir ihren Leib zu enthüllen? Könnt Ihr es verstehen, warum sie ihr Leben zerstören mußte?"

Anna zitterte leise, auch ihre Stimme bebte als sie sprach:

„Ich kann es wohl verstehen. Wer Euch in die Seele sieht, Meister, dem könnt Ihr alles sein. Aus Erbarmen habt Ihr die Unglückliche getröstet, ihr den Glauben wiedergegeben und das Schreckbild aus der verängstigten Seele gelöst. All das Unheilige, das ihre Schmach über sie goß, habt Ihr durch Euren Edelmut gereinigt und ihrer Seele ein neues Leben gegeben, das ihr den Mut ließ, das zerschlagene zu ertragen. Da besaß sie nur noch Euch, Ihr wart es, der ihrem Leben Inhalt gab, alle Welt war für sie erstorben. So seid Ihr ihr ein Erlöser gewesen, in dem sie Christus erblickte. Da wollte ihre Liebe Euch befreien von den Zweifeln an der antikischen Kunst; sie wollte Euch Schönheit geben, auf daß sie Eurer Kunst dienstbar werde, da Ihr wohl noch kein schönes Weib in göttlicher Nacktheit gesehen hattet. Vanna fühlte das, sie mochte Eure Sehnsucht erlauscht haben. Da mußte sie sie auch erfüllen. Euer frommer Sinn aber konnte die Schönheit im Leben nicht ertragen. Jetzt sehe ich das Bild des Wunderbaren, das der Maler an die modrige Wand gemalt hat, so daß es verdarb. Es ist das Bild der Todgeweihten, die, enttäuscht vom Leben, ihre keusche, große Liebe mit hinübernahm in den Brunnen des Todes. Ihr habt das nit verstanden!"

Dürer wußte, daß Anna die arme Vanna verteidigen und ihre Liebe richtig deuten würde.

„Nit verstanden!" stöhnte er. „Wie hätt' ich das verstehen sollen? Das Weib war mir ein Rätsel. Wenn ich mein altes Büchlein aus dem Schrein nehme und den Auf-

riß von Vannas schönem Leib beschaue, da fühl' ich's erst, wie arm mein Leben geworden ist, daß ich nimmermehr die Geister werde wecken können, die einen Giorgione und Tizian berauschen. Im Grübeln und Besinnen bin ich allezeit an dem vorbeigegangen, was mir die Schönheit hätte begreiflich machen können."

Dürer setzte sich wieder vor seine Tafel und wollte weitermalen, Anna ließ sich zu seinen Füßen auf eine Farbentruhe nieder. In ihrem Innern rang sich ein heroischer Entschluß durch, der ihr die Röte auf die Wangen trieb.

„Meister. Ihr solltet das alte Bild, das Euer Gram und Unverstand verdarb, mit frischen Farben übermalen!"

Dürer sah sie verträumt an, er wußte, daß sie mit ihm fühle, und ihm helfen werde.

„O könnt' ich das! Ich müßte wie eines Jünglings Sehnsucht einem Zauber entgegenträumen, der mir ein Ideal verheißt. Ich müßte wie der arme, entmutigte Geselle von ehedem vor dem Weibe stehen und reifen Verstand haben. Dann könnt' ich die heiligen Schauer fühlen im Anblick von niegeschauter Schönheit. Heut würd' ich nit denken, das Schöne könne nur ein Werk der Hölle sein, heut wär' es mir ein Heiliges!"

Anna schmiegte ihr Kinn an Dürers Knie, ihre hellen Augen sahen ihn voller Erbarmen an. Was mußte diese Grüblerseele durchgemacht haben in all den Fesseln, die sie einengten?

„Armer Meister," flüsterte sie, „Eure Jugend war lichtlos, Eure Meisterjahre glanzlos. Mit harter Hand hat Euch das Schicksal angefaßt, das hat auch Eure Kunstform ungelenk gemacht. Reißet Euch endlich los von der Grübelei, sehet ins Leben hinein, alles hat Farbe, alles kann lachen, und jeder Tag bringt neues Sonnengold. Lasset mich Euer Schwesterlein sein in der Freude, Ihr brauchet Licht, daß sich das Bild auf der modrigen Wand mit neuen Farben aufhelle! Meister, lieber Meister!"

Sie sprang auf, schlang ihre Arme um seinen Hals und hielt ihm ihre jugendroten Lippen entgegen. Dürer

erbebte von diesem spontanen Ausbruch. Als er das Madonnenantlitz so nahe dem seinen sah, da neigte er sich nieder und küßte den süßen Kindermund. Mit verklärten Blicken sah sie ihn an, ihre weiche Hand tastete über seine hohe Stirn, und verschämt flüsterte sie:

„Ihr habt nach Frauengunst gedürstet, so nehmt die meine, die Schwesterliebe. Sie ist nit reich, aber rein und voller Verehrung für Euch und Eure Kunst. Ihr seid ein Erlesener und fliehet die Sünde. — Höret mich an, Meister, ich bin ein unwürdig Mägdelein und wohl nit wert, zu Euch aufzuschauen; es ist Gnade für mich, daß ich Euch liebhaben darf. Eure Augen sehen so tief in mich hinein, als müßten sie erst ein weites Meer überblicken, ehe sie meine Seele finden. Und ich sollt' vorbeidenken, wenn ich diese Augen sehe? Ich will Euch die Schönheit suchen helfen, die Eure Kunst ersehnt. Habet Ihr aber mein Liebhaben anders gedeutet, Meister, dann lasset mich gehen, zu einer Buhlin tauge ich nit!"

Die Augen Dürers strahlten wieder hell und sonnig, er hielt das liebe Mädel an seine breite Brust gepreßt und küßte es auf die weiße Stirne; wie von einem Zwang befreit, atmete er auf:

„Wie sollt' ich's anders deuten können? Ihr meint es doch gut mit mir. Eure Huldigung ist mir ein Jungbrunnen, auf dessen klarem Spiegel kein Stein Ringe ziehen soll! Was Vanna meinem Unverstande nit hat sein können, das sollet Ihr meinem Verstande sein: Eine Führerin zur Schönheit. Jetzt hab' ich erst erfaßt, was Ihr mit dem Rosenkränzlein der Madonna meintet."

Die Abendsonne hatte wieder ihren Purpurmantel über Venedig gehängt. Dürer und Anna standen in dem Farbenzauber wie ein königliches Paar. Die Jungfrau wies jubelnd mit der Hand zum Fenster:

„Meister, lieber Meister, sehet, die Sonne freut sich über Brüderlein und Schwesterlein! Lasset ab vom Bangen; das Leben ist doch so schön, und so kurz sein Lenz. Die liebe Gottesgabe dürfen wir nit kränken!"

Der greise Malerfürst Giovanni Bellini war Dürer wohlgesinnt. Er schätzte ihn als Menschen wegen seiner Bescheidenheit und Seelengüte, und er schätzte ihn als Künstler wegen seiner wahrheitsgetreuen, kraftvollen Kompositionen und der ungemein fleißigen, feinen Ausführung seiner Tafeln und Stiche, die er bewunderte. Der Einfluß Bellinis wirkte veredelnd auf Dürer. Das Demütigende der Marienarmut, wie es die deutsche Kunst vorschrieb, verklärte der Venezianer zu einer prunkvollen, hoheitgebietenden Religionsanschauung. Bellinis Madonnen waren keine abgequälten, schmerzentstellten Klageweiber, wie sie Wolgemut, Grünewald oder Holbein malten, sie saßen königlich am Throne, sinnlich, nicht überirdisch, lebendig in Farbe und durchgeistigt von Seelenadel. Sie zeigten den Willen, den Beschauer zu demütigen. Sie waren schöne Venezianerinnen, keine unindividuell erfundenen Schönheitsphrasen mit Duldermienen. Bellini gehörte zu jenen Künstlern, die das Neue ergriffen, ihr Leben lang Lernende und dabei große Meister sind, und das führte Dürer dem Venezianer nahe.

Die Zeitläufte brachten es mit sich, daß die Welschen gegen die Deutschen in Waffen standen. Kaiser Maximilian, der sich die römische Krone erzwingen wollte, weil sie ihm der Papst verweigerte, rüstete zum Kriege. Venedig und Rom hielten zusammen, und es wurde viel über den armen Kaiser und die Deutschen gespottet. Aber gerade die vornehmsten Venezianer fühlten sich zu Dürer hingezogen, alles, was Namen besaß, besuchte ihn. Seine Werkstatt war von Gentiluomini und Kunstfreunden oft so angefüllt, daß er sich dagegen schützen mußte, denn er hätte kaum arbeiten können. Sein wundersames Wesen, das alle begeisterte, und seine Kunst waren bald so beliebt, daß in Venedig von Dürer überall in Verehrung gesprochen wurde.

Darüber waren die neidischen Maler nicht erbaut, sie ließen den Ruhm des Deutschen nicht gelten, spotteten über sein Suchen nach der Schönheitsform, verlachten

seine sämtlichen Madonnen und derben Heiligengestalten auf Tafeln und Stichen und sprachen ihm jede Fähigkeit zum Malen ab.

Das hatte Bellini des öftern erfahren, er nahm aber stets Dürer in Schutz, so wie es Tizian tat. Es wurde ihm zum Bedürfnis, zu Ehren Dürers ein Gartenfest zu geben, zu dem er die vornehmsten Nobili und nur solche Maler einlud, von denen er wußte, daß sie dem deutschen Meister gutgesinnt seien.

An einem herrlichen Sommerabend fanden sich die Gäste im Garten Bellinis ein. Es war einer jener venezianischen Abende, an denen der Sonnenpurpur wie eine mächtige Fahne über die Lagunen schwebte und bezaubernde Reflexe über das Wasser und die Bäume der Gärten spielen ließ. Bellinis Garten war mit den bunten Farbenströmen überflutet. Die Augen des greisen Meisters konnten sich nicht satt schauen daran.

„Seht doch, Meister Alberto,“ sagte er zu Dürer, „Euch zu Ehren hat der Himmel seine schönsten Purpurtücher aufgespannt. Er will Euch zeigen, woher die Venezianer ihre Farben nehmen, und will Euch anspornen, es ihnen gleichzutun.“

Wie er das sprach, sprang durch das Gebüsch eine Feuergarbe der Sonne, die sich um sein weißes Haar wie eine Gloriole schlang. Dürer sah es und war ergriffen von diesem Anblick.

„Euch, vieledler Meister,“ sprach er feierlich, „hat die Sonne der venezianischen Kunst, die Ihr geschaffen habet, das Diadem des ewigen Ruhmes um das Haupt gewunden. Ihr traget es königlich! Ihr habt Eurer Kunst das Wunder der Farbe verliehen, nun krönt das Wunder der Farbe Euer edles Haupt. Ihr seid der König unter den Malerfürsten Eures Reiches!“

Diese Worte, die wie ein Jubelruf neidlos und ehrerbietig aus Dürers Munde strömten, entzückten den Greis und die Gäste. Freudig umringten sie den deutschen Meister und dankten ihm für diese Ehrung.

Vittore Carpaccio erhob stürmisch den Weinpokal und trank Dürer zu; dann sprang er auf und sprach:

„Meister Alberto, Eure Deutung ist weise und gerecht, so wie Eure Stiche und Tafeln es sind! Wenn Ihr in unserem Maestro die venezianische Kunst ehrt, so haben wir auch teil daran. Er hat uns geführt mit seinem Geiste, wir haben seine Wege nur verlassen, weil auch er der antikischen Art zustrebt und für die Kirchen genug geschaffen hat. Unser Barbarelli, den wir Giorgione nennen, der Priester der Liebe, der Anbeter der Schönheit, der trunkene Zauberer, hat uns eine neue Welt der Schönheit erschlossen, in der wir die wahre Renaissance gefunden haben. So wie ein Sklave aus den Fesseln in die Freiheit springt, so folgen wir ihm, sein Ruf ist Priesterwort. Die Deutschen wissen nichts von unserem Sturm; sie leben noch den Schmerzensmännern und der Mariendemut nach, nur Ihr, Meister Alberto, strebt aus der Zeit des Messias heraus. Ihr werdet es verstehen lernen, warum bei uns das Leben andere Gesetze hat. Nennet es nicht sittenlos, wenn wir das goldene Haar der Gentildonna und den nackten Leib der Kurtisane höher als heilige Madonnen werten. Sehet hin gen Florenz und Rom, wie sich Lionardo und Michelangelo erheben aus hierarchischem Zwang! Sollen wir noch vor den Altären knien, die alle Freuden verbieten? Sollen wir Asche auf unser Haupt streuen und dem Kreuzträger nachziehen, wenn uns das Bacchanal ruft und unsere Stirnen mit Rosen bekränzt? Laßt den Patriarchen zürnen, ein zweiter Savonarola wird uns bereit finden, gegen das Pfaffentum zu Felde zu ziehn. Wir lieben das Leben! Das ganze Volk steht hinter uns: Doge und Gondoliere beten die Schönheit an, die wir in unseren Armen halten, die uns im Rausch dahinträumen läßt. Meister Alberto, folget uns, das Leben ist schön, unsere Kunst soll das Leben feiern!"

Jacopo Palma riß den ungestümen Sprecher wütend am Arme:

„Was schreist du wieder für gewagte Worte hinaus,

Vittore! Willst du, daß wir unsere Freiheit büßen sollen? Wenn dich ein Pfaffe hörte, er klagte dich als Gotteslästerer an. Siehe hin, Meister Alberto ist entsetzt von deinen wilden Worten. Schone seinen frommen, deutschen Sinn!"

Dürer aber war nicht entsetzt, er war erstaunt über die Kühnheit des Carpaccio, der das Leben pries und die Schönheit über die Frömmigkeit stellte. Sein lebendiges Wort hatte Dürer aufgeweckt, er rief Jacopo Palma zu:

„Was Carpaccio spricht, ist kein Entsetzen für mich, Jacopo. Ich freue mich, ein Temperament zu hören, das sich nicht scheut, die Wahrheit zu sagen. Auch im Deutschen Reiche weht der Wind gegen den Pfaffenzwang, aber der Deutsche ist unfrei. Gesetze der Sitte, Krämergeist und Kirchenstrenge lassen ihn nicht unbehindert schaffen. Was der Patrizier von der Kunst verlangt, ist wenig. Wir haben keine Nobili, die ihre Paläste schmücken mit heiterer Kunst. Unsere Stuben sind düster wie Kirchen. Der Kaufmannsgeist, der die Deutschen befähigt, sich über die Welt zu verbreiten, sammelt keine Kunstschätze, er türmt Waren auf, um den Wohlstand des Volkes zu mehren. Es ist deutsche Art, erst das Haus zu bestellen, ehe es geschmückt wird. Unser Garten ist noch öde. Da müssen wir erst alle pflanzen helfen! Ich bin ein Stämmlein, das, auf deutscher Erde erwachsen, nur Früchte trägt, die ein Deutscher begehrt. Und hier in Venedig sehe ich das Leben lachen. Ich habe bei euch erkannt, daß die Freude am Leben mehr ist als das Fegefeuer, wie es die Pfaffen im Deutschen Reiche ausmalen. In eurer Sonne wird mein Stämmlein blühen und fruchten, und das will ich dann in deutsche Erde pflanzen. Ich danke euch, ihr Sterne, die auf meinem Himmel leuchten. Nehmt's nach dem Sinn, mein Herz will überfließen!"

Die Worte Dürers zündeten die Gemüter der Temperamentvollen in Flammen. Die Glockenstimme des Meisters strömte auf sie ein und entfesselte helle Begeisterung.

Die Venezianer umringten den Deutschen, die Gläser stießen aneinander, und jeder suchte die strahlenden Augen Dürers, der unter ihnen stand wie Christus unter den Aposteln. Tizian schloß ihn in seine Arme, dann rief er im Pathos:

„Durch diese Worte seid Ihr uns noch nähergekommen, Meister Alberto. Wie ein Dornengekrönter habt Ihr gezeigt, wie erhaben Ihr über dem niederen Spott und Neid der Maler aus unserem Kreise steht. Nun verstehen wir Euch. Im deutschen Lande friert die Kunst. Auch bei uns war es nicht anders. Wir haben aus dem Byzanz die Kunstform übernommen, wie sie aus der Schule von Murano herauswuchs. Bartolommeo war der erste, der das Überhimmlische der Madonnen seines Bruders Antonio Vivarini zur Erde zog. Er führte die Wahrheit ein und schreckte vor dem Häßlichen nicht zurück, bis Bellini Giovanni kam, der venezianische Dürer, der das Alte mit dem Neuen vereinigte zu einem Großen und Erhabenen. Und Bellini hat gesiegt über alle. Sein Geist fand zur Natur zurück, er ging in die Antike über und schuf die Renaissance in Venedig. Wir haben jetzt überwunden, auch Ihr werdet überwinden. Eure deutschen Sitten werden sich auch lockern wie bei uns. Was ist die Gentildonna für ein züchtiges Weib gewesen! Als Sklavin der Sitte litt sie, von der Kirche gepeinigt. Aber ein freier Geist im schönen Weibe ist erwacht, das wir Kurtisane nennen. Sie ist keine gemeine Buhlin, sie hält auf Zucht und Würde. Ihr verdanken wir unser Schönheitsideal, wie es die Dichter Firenzuola und Luigini preisen. Die Kurtisane ist die Königin unserer Feste, sie gibt uns Geist und Liebe, ist uns Modell und Geliebte zugleich. Ohne Liebe und Sinnenlust ist die Kunst leer. Das, Meister Alberto, fehlt euch Deutschen, und darum ist eure Kunst noch arm."

Lorenzo Lotto sprang auf und rief in seiner sensiblen Art Tizian zu:

„Du nimmst uns alle mit, wenn du von deinen Kurtisanen sprichst. Meister Dürer wird an den verlotterten

Sitten ebensowenig Gefallen finden wie ich. Diese lüsternen Weiber sind verderbt bis in die Seele hinein! Pfui den Frauen, die für eine Handvoll Gold den Leib der Liebe und der Kunst verkaufen!"

Ein Sturm der Entrüstung erhob sich über Lottos Rede. Der aber beachtete ihn nicht und fuhr unbeirrt fort:

„Schade, daß Giorgione jetzt in Castelfranco ist, ich würde ihm ins Gesicht hinein sagen, daß er unsere Kunst in Abenteuer und Sittenlosigkeit gestürzt hat. Er ist ein Kind der Liebe, und die Liebe macht ihr Kind zum Buhlen. So ist auch seine Kunst. Sie huldigt nur dem Weibe, das in seinen Armen liegt. Wie soll sich Meister Alberto, der Fromme, an diesem Schwärmer ergötzen? Er verschmäht die Dirne. Auch ich verschmähe das sittenlose Weib, das uns den Moder in die Seele haucht. Wehe dem Maler, dem das Fleisch mehr gilt als der Geist! So wie Bellini in seinen heiligen Frauengestalten den Ausdruck der Frömmigkeit, des Schmerzes und der Duldung ergrübelt und seinen Madonnen die erdentrückte Seele gibt; so wie unser deutscher Meister seinen Gestalten die Wahrhaftigkeit, die erlauschte Wahrheit aufprägt, so sucht Giorgione die fleischlüsterne Dirne, die ihre Nacktheit schamlos preisgibt, weil sie damit die Schönheit deuten soll."

Tizian war empört, Carpaccio schlug auf den Tisch, ein neuer Tumult entbrannte; aber Lotto wehrte ab, als ihn Tizian am Arme faßte, ihm Schweigen gebot und auf den Sitz drängen wollte:

„Laß mich nur ausreden, Tizian, ich weiß, daß dir meine Rede mißfällt; ich aber glaube nicht, was Giorgione predigt. Die Schönheit ist nicht das nötigste für die Kunst. Sie ist nur dekorativ. Wie ihr sie darstellt, ist sie unsittlich, weil ihr die Keuschheit mangelt. Ich suche das Mystische zu ergründen. Hinter all den Tatsachen, die in der Fabel liegen, steht die Ursache, die Deutung oder der Glaube an das Ungewöhnliche. So erblicke ich im Frauenleib immer nur die Verführung, die

Schuld, das Laster. Eine **reine** Schönheit gibt es nicht, sonst wäre sie das Symbol der Frömmigkeit geworden."

Lotto konnte nicht weitersprechen, der Tumult war so groß geworden, daß er das eigene Wort kaum hörte. Er setzte sich achselzuckend und sah auf Dürer. Der erkannte in Lottos Worten auch seine eigentliche Empfindung über das Weib in der Kunst. Er nickte versonnen dem Jüngling zu und dachte daran, wie er es nicht vermocht hatte, in dem nackten Leibe Vannas das Verführerische zu übersehen.

Als sich der Tumult gelegt hatte, sprang der jugendliche Brausekopf Sebastiano*) Luciani auf und rief zu Lotto hinüber:

„Aus dir spricht der Bergamese, der Provinzler, der melancholische Grübler, der du bist! Der Kutte, aus der du entsprungen, kannst du dich immer noch nicht erwehren, du Weiberfeind! Deine Mystik ist Hohn! O könnte ich einmal so stark werden, daß ich das Gewaltige, Riesenhafte hinaufheben dürfte auf den Thron der Kunst, ich wollte ein Titan werden, alles sinnliche Gewinsel übertönen mit dem Ausdruck der Kraft. Schönheit wollte ich mir vermählen mit Größe und Heldentum."

Lotto lachte über den Titanenmut des schwächlichen Sebastiano. Spöttisch rief er ihm zu:

„Höre auf mit deiner Kraft und Größe. Deinen Titanentraum flötest du auf deiner Laute besser, das zwingt wenigstens zum Weinen!"

„Laß mir den Titanentraum, du mißgünstiger Geselle!" stöhnte Sebastiano, und seine Gestalt reckte sich. „Er wird zur Wahrheit werden. Hier im verweichlichten Venedig nicht, aber in Rom. Michelangelo hat ihn auch geträumt, jetzt erlebt er ihn!"

Tizian, der den aufbrausenden Feuergeist Sebastianos kannte, wollte den Streit beenden. Lachend rief er ihm zu:

„Spiele dem deutschen Meister zu Ehren auf deiner Laute. Da bist du ein Meister ohnegleichen, das kannst du

*) In späteren Jahren als Siegelbewahrer des Papstes: Sebastiano **del Piombo** genannt.

besser als das Malen. Deine Prahlerei erfreut Bellinis Gast wenig."

Dürer hörte das alles wie aus einem Traume. Solche Temperamente, wie sie da beisammen waren, machten auf ihn einen tiefen Eindruck. Er wehrte Tizian ab:

„Lasset ihn, Tizian! Oh, es muß ein starker Jugendmut sein, der sich an das Große heranwagt, wie es aus der Urkraft herauswächst. Ich wußte nicht, was die Kunst für Ziele haben kann. Ich bin wie ein Kind unter euch; was ihr da alles sagt, ist mir neu. Hier teilt sich die Empfindung unter die Charaktere, und das ehrsame Weib: Kunst ist allen Mutter. O ihr Jugendmutigen! Stürmet nur und reißet nieder, ihr könnt es tun; was ihr aufbaut, ist schöner. Noch auf euren Trümmern glüht das Sonnengold und blüht der Lorbeer. Wer nicht mit euch kann, der erliegt. Ihr seid mir wie eine Apokalypse; eure Offenbarungen werden neue Erscheinungen in die Zukunft der Kunst rufen, die ein neues Jerusalem auf die alten Gemeinplätze errichten."

Bellini trat auf Dürer zu, sein weißes Haar flatterte um sein ausdrucksvolles Gesicht; er setzte sich an die Seite des Deutschen und nahm seine Hand.

„Ihr erkennt es mit Freuden, ich mit Schmerzen. Mein Weg führt zu Tale, der Eure zur Höhe. Aber ich will nicht traurig sein, habe ich doch diesen Stürmern den Mut gegeben zum Kampfe um die Freiheit der Schönheit. Ihr habet ja auch Eure Freude an ihnen. Sie streben alle einem Ziele zu: der neuen Zeit. Die Samenkörner, die ich in das lockre Erdreich gesäet habe, gehen auf. Tragt auch solch goldene Körnlein in Euer Heimatland, denn mit Euch ist die Fruchtbarkeit, Ihr werdet sie nicht verkümmern lassen." Er wendete sich gegen das Ende der langen Tafel, wo Sebastiano seine Laute und Tizian die Viola stimmten: „Und nun spielet dem edlen Gaste eine Weise auf, die ihm Freude machen soll. Ich höre euch viel lieber musizieren als streiten."

Die späte Dämmerung war noch durchtränkt von den

Reflexen der untergegangenen Sonne. Über dem Canale flammten die Lichter in den Fenstern auf. Es dunkelte. Da erhob sich eine Melodie, farbenprächtig, sinnentrunken und süß wie die Bilder des Giorgione. Der weiche Klang der Laute vermischte sich mit den getragenen, wehmütig singenden Tönen aus Tizians Viola. Es war berauschend wie ein Farbenwunder. Die Klänge wuchsen wild auf, sie stiegen sieghaft empor in vollen Akkorden. Die Hörer waren ergriffen, als die Kraft der Töne in eine Jubelhymne überging und in verzagenden, wehmutweichen Flüsterlauten zu ersterben schien.

Da, mit bacchantischem Geschrei, strömten eine Schar Maler und Dirnen, berauscht vom Weine und der Liebe, in den Garten, dieselben, die Dürer bei Daniel Squarro bedroht hatten. Wüst und johlend störten sie das wundersame Konzert.

Dürer erkannte eine kreischende Weiberstimme, es war die der Judith. Sie hing in den Armen Markantons, ihr Haar war aufgelöst und flatterte wie ein schwarzer Mantel um ihre entblößten Schultern.

„Das ist Giorgiones Werk", rief Lorenzo Lotto, sittlich entrüstet. „Prahlet euch nur mit ihm, er ist ein Verwüster der Moral, ein Trunkenbold!"

„Evviva Giorgione, unser Gott!" gaben die Stimmen der Berauschten zurück.

Bellini war unwillig aufgestanden und rief dem Schwarm zu:

„Warum störet ihr mein Fest?"

Basaiti und Markanton sprangen an den Tisch und ergriffen Weinpokale, die sie gegen Dürer schwenkten, sie lachten unbändig.

„Wir kommen, dem deutschen Stecher ein Evviva zuzutrinken! Wir wollen teilhaben an Eurem Feste, Maestro Giovanni; Ihr habt uns nicht geladen, trotzdem dürfen wir dem deutschen Stecher auch eine Ovation darbringen. Warum wollt ihr das allein tun, sind wir zu schlecht? Sind wir nicht auch Eure Schüler?"

Carpaccio hatte Basaiti von Dürer weggedrängt; begütigend sprach er ihm zu:

„Lasset die Späße, wir wissen, daß Ihr es nicht ehrlich meint, kränket den Meister nicht.“ Basaiti aber wurde zornig; wild schrie er:

„Pfui der Schande! Da sitzen venezianische Maler an der Tafel und feiern einen Deutschen, indes Venedig und Rom zum Kampfe rüsten gegen die Barbaren. Seid ihr Edelleute oder Vaterlandsverräter?“

Dürer lehnte sich abseits an einen Baum. Die Dirnen lachten, ein wüster Tumult entstand. Carpaccio zog seinen Degen und stellte sich drohend vor Basaiti.

„Zurück, Berauschter, du bist ein wüster Geselle, wir wissen es alle. Wenn du die Edelleute beschimpfen willst, wird dir ein Edelmann beweisen, daß du nicht das Recht hast dazu. Hinweg!“

Tizian drängte sich an die Seite Carpaccios; auch er riß den Degen aus der Scheide: „Ihr seid wieder betrunken und wollt den deutschen Meister höhnen zum anderen Male. Gehet in eure Kneipen, hier feiert Bellini den ehrenwertesten Gast, den er je einlud.“

Da kreischte wie eine Rakete Judiths Stimme in den Tumult hinein:

„Wir lieben ihn ja, den deutschen Meister mit den schönen Augen!“

Ein wildes Gelächter brach los, Markanton erhob seine wankende Stimme gegen Tizian:

„Wer gibt dir das Recht, uns zu verweisen! Bist du ein anderer wie ich? Bist du nicht genau so wie ich? Wenn mich der deutsche Stecher beschimpft, daß ich ihn bestehle, so muß auch Giorgione dich beschimpfen, weil du ihn bestiehlst. Wer ist der Schlechtere von uns beiden: ich, der einem deutschen Barbaren zum Ruhme verhilft, weil ich meine Nachstiche besser verbreite als er seine Originale, oder du, der du einen Freund bestiehlst, an dem du dich emporrankest wie wilder Efeu?“ Er wandte sich an die anderen Maler am Tische: „Ihr alle seid nicht besser

als ich. Ihr bestehlt einander schon um die Ideen, ehe ihr sie ausführet."

Tizian war hochrot geworden vor Zorn, er hob seinen Degen und hätte Markanton niedergestochen, wäre ihm Carpaccio nicht in den Arm gefallen. Auch Markanton, Basaiti, Previtali und die anderen zogen die Degen und nahmen sofort Gefechtstellung ein; ehe es Bellini verhindern konnte, waren Tizian und Markanton aufeinandergeprallt. Die anderen Friedensstörer wichen vor der Überzahl der Kampfbereiten zurück.

Als alle Aufmerksamkeit auf die beiden Fechter gerichtet war, schlich sich eine vermummte bucklige Gestalt an Dürer heran. Gleichzeitig faßte eine weiche Mädchenhand Dürer am Arme und riß ihn mit Gewalt mit sich fort. Ein kräftiger Faustschlag streckte den Buckligen, der tückisch den Arm von rückwärts gegen Dürer erhob, zu Boden. Das Mädchen, das Dürer aus dem Gedränge und aus der Gefahr riß, war maskiert. Leise flüsterte sie ihm zu: „Fürchtet nichts, lieber Meister, wir haben über Euch gewacht." Da erkannte Dürer an der Stimme Jungfrau Anna und folgte ihr willig. Der mutige Geselle, der den Buckligen zu Boden schlug, war Kaspar. Die beiden Getreuen ahnten, daß an diesem Abend dem Meister Gefahr drohen könne, und wachten über ihn.

Ehe aber die beiden den verängstigten Dürer aus dem Garten ziehen konnten, hatte sich der Bucklige wieder erhoben; wie eine Katze sprang er Dürer nach. Anna sah ihn in dem Augenblick, als er das Messer hob, und riß Dürer in ihre Arme. Die Klinge sauste nieder, mit einem lauten Schrei brach Anna zusammen und zog Dürer mit sich zu Boden.

Kaspar entriß dem Buckligen das Messer; aber ehe er es in dessen mißgestaltete Brust stoßen konnte, war der über die Mauer gesprungen. So half er Dürer aufstehen und bemühte sich um Anna, die sich nur mühsam erheben konnte. Das Messer war ihr an die Hüfte gefahren.

Die Maler hatten die Fehde ausgekämpft. Markanton

lag mit einer klaffenden Stirnwunde im Grase, seine Freunde kamen ihm entsetzt und ernüchtert zu Hilfe und trugen ihn ins Haus.

Carpaccio sah nun, wie sich Dürer und Kaspar um Anna bemühten. Er lief zu ihnen.

„Was ist geschehen, Meister Alberto?“ rief er ihm zu. Dürer führte die Jungfrau zur Stiege, der Gondel zu, die Kaspar bereithielt. Er lächelte schmerzlich. „Ein Irrtum, Carpaccio, ein trauriger Irrtum. Mir war's vermeint, die getreue Jungfrau hat es getroffen. Sorget Euch nicht, ich bringe die liebe Anna schon heim.“

„Ein tückischer Überfall auf Meister Alberto!“ schrie Carpaccio in den Garten hinein. Tizian hatte seinen blutigen Degen fortgeworfen und Bellini am Arme gefaßt. Bebend von der gewaltigen Aufregung des Gefechtes, rief er:

„Sehet, Maestro, ich habe gewarnt. Wisset Ihr nun, warum sie Euer Fest stören kamen, die Wilden? Die schwarze Jüdin hat Rache nehmen wollen an dem Nürnberger Meister. Und Marcantonio hat ein Spiel getrieben, um unsere Aufmerksamkeit von Dürer abzuwenden.“

Da klagte Bellini traurig, als er sah, wie Dürer aus dem Garten ging, ohne Abschied zu nehmen.

„So habt ihr meinen liebsten Gast verscheucht. O Not! Es gibt keinen Edelmut bei unsern Malern, sie fallen ab von Sitte und von Edelmannesart. Gehet hin, Tizian, und versöhnet mir Dürer!“

Tizian erreichte Dürer noch, wie er Anna in die Gondel helfen wollte; er erfuhr nun erst, was geschehen war, und bat Dürer, das Fest nicht im Groll zu verlassen. Dürer sah den Hünen mit gütigen, milden Blicken an und sagte wehmütig lächelnd:

„Lasset mich erst das arme Opfer heimgeleiten. Es blutet für mich. Sehet, Tizian, das kann nur eine deutsche Jungfrau tun. Eure Kurtisanen hätten Euch nicht so schützen können, wie der getreue Engel mich beschützt hat. Dem Meister Bellini aber saget, daß er mich ein Stündlein

beurlauben möge. Das Fest ist so ergötzlich für mich, daß ich es nicht freiwillig verlasse. Ich komme wieder!"

Diese schlichten Worte rührten alle Umstehenden. Carpaccio rief:

„Freunde, lasset uns der tapferen deutschen Jungfrau das Ehrengeleite geben. Kettet die Prunkgondel los, wir wollen unseren Gast versöhnen."

Ein emsiges Treiben begann; rasch hatten die vielen Hände die große Gondel flottgemacht und die Lichter angezündet. Die Maler halfen die Jungfrau auf eine Bank betten, Sebastiano holte seine Laute und berichtete Bellini und den Nobili, was die Maler vorhatten, dann sprang er in die Gondel, die rasch in den Canale stieß. Die besorgten Fragen der Maler, wie es Anna ergehe, beantwortete sie lächelnd:

„Es ist nicht viel, ihr Herren, das Messer glitt am Knochen ab. Wie bin ich doch glücklich, daß ich den lieben, guten Meister hab' schützen können. Ihn hätte es in die Rippen getroffen!"

Die Gondel rauschte die Wasserstraße entlang. Es war ein schönes Bild, wie die prunkvoll gekleideten Maler im Glanze des Laternenscheins beim Gesang von Sebastianos Laute um Anna standen und Dürer bei ihr saß, ihre Hand in der seinen haltend. Andere Gondeln schlossen sich an, man erkannte Dürer und jubelte ihm zu.

Als aber die Maler Anna in Penders Haus trugen, erschrak Peter dermaßen, daß er laut aufweinte; denn er glaubte, daß sie gestorben sei. Sie aber lachte ihn schelmisch an und rief ihm zu:

„Peterlein, schau, Deutschlands größter Meister und Venedigs edelste Maler haben mich heimgeleitet. Bist du zufrieden über diese Ehrung? Hör' auf zu weinen, ich will lachen — lachen! — Ich habe Meister Albrecht beschützen dürfen. Freue dich mit mir!"

Als Dürer und die Maler beruhigt waren und erfuhren, daß der Jungfrau nichts Schlimmes geschehen sei, kehrten sie wieder zurück zu Bellini.

Tief ergriffen war der Greis, als er dem Gast aus der Gondel half und sprach:

„Wir haben ihn glücklich wieder, den Deutschen, den wir verstehen und lieben. Eine edle deutsche Jungfrau hat ihr Leben für ihn eingesetzt. Ehre ihr und Dank! Wir aber stehen beschämt da vor deutscher Treue, unser Temperament ist eitle Überhebung!"

Das Fest verlief in dieser berauschenden Nacht, in der Dürer dem Pulsschlag der schönheitstrunkenen Maler so nahe lauschen konnte, ohne Störung. Und diesmal erfuhr er, daß erfüllte Gegenwart tiefe Freude am Leben bedeutet.

In Dürers ärmlicher Werkstatt standen die deutschen Handelsherren, die in Venedig ihre Warenhäuser leiteten, vor dem Altarbilde, das Dürer für sie malte, in lebhaftem Gespräch beisammen. Es waren Träger stolzer Namen, die den Orienthandel für die größten deutschen Städte betrieben. Dürer hatte sie als Stifter auf seinem „Rosenkranzfest" gruppiert und machte eben die Aufrisse zum Konterfei des dicken Fugger, der wieder auf kurze Zeit in Venedig weilte. Der stolze Patrizier, Kaiser Maximilians Bankier, war von dem Tafelbilde dermaßen befriedigt, daß er den bescheidenen Maler in seiner behäbigen Art auf die Schulter klopfte:

„Was sind Schongauer und Wolgemut gegen Euch, Meister Albrecht! Ihr habet das Bild so fein ausgedacht und malet's mit so großem Fleiß, daß Euch das beste Lob gebührt!"

Der vornehme Welser aus Augsburg konnte nicht genug die feinen Züge im Gesicht Marias bewundern. Er ließ sich herbei, den Maler hervorzuheben, der soviel lebendige Anmut ersinnen konnte. Dürer lächelte vor sich hin, spöttisch beobachtete er das protzige Gehaben dieser Krämerseelen, während seine Augen den Fugger in allen Einzelheiten betrachteten und seine feine, flinke Hand das Erschaute auf das grüne Tonpapier strichelte.

„Ihr dürfet Euch nit erst besinnen, Dürer," sagte der

Welser gebieterisch, „keinem anderen wollen wir die Fresken auf unserer Kaufhalle zum Malen auftragen! Die eifersüchtigen, mißgünstigen welschen Maler sollen einmal sehen, daß wir Deutsche einen haben, der sie alle einsteckt, die verbuhlten Sünder! Sie sollen grün und gelb werden vor Ärger, diese Deutschenhasser!"

Dürer lächelte still versonnen, während er auf seiner Zeichnung mit Reißkohle einen dunklen Schatten aufstrich und mit dem Finger liebkosend verwischte. Welsers gebieterischen Worte polterten aber derart grob daher, daß Dürer ihm antworten mußte:

„Ist nit so schlimm, gestrenger Herr! Die Maler in Venedig haben halt ein heißes Blut. Hab' mich versöhnt mit ihnen, wohl nit mit allen, und ich will nit neue Feindschaft stiften. Ich kann schon die Fresken deshalb nit malen, weil ich keine Kraft in mir hab', so große Pinsel zu handwerken. Fürs zweite erkläre ich wieder aufs neue, daß auf einer Mauer, die dem Salzdunst vom Meere und dem Moder der Kanalwässer ausgesetzt ist, die Farben nit standhalten. Der Nebel legt sich hinein, die Sonne zieht ihn heraus, das ewige Hin und Her der Nässe zermürbt Kalk und Mörtel. Warum müssen die Fresken auf die Außenmauern kommen, warum nit innen an die trockenen, geschützten Wände?"

Imhoff erzählte nun Dürer, daß die Gehässigkeit der Venezianer gegen die Deutschen so weit gehe, daß der hohe Senat dem Fondaco zum Schmuck der Mauern jedes Edelmaterial, wie Marmor, Granit oder Sandstein, verwehrte und nur die Ziegelsteine zuließ. Da wollten die Deutschen die Mauern mit großen Fresken übers ganze Haus bemalen lassen.

„Wir werden diesem neidischen, mißgünstigen Volke doch nit noch den großen Verdienst lassen?" polterte der Welser; „das soll ein deutscher Meister verdienen! Und Ihr seid der beste, laßt Euch nit bitten dazu; ist Ehrending! Seid nit so bockbeinig; wenn Ihr's gut macht, wird's auch halten."

Dürer war aufgeregt, denn Fugger, Hirschvogel, Anton Kolb und der energische Tucher, sogar der Erbauer des Fondaco, Meister Hieronymus, stürmten auf ihn ein. Seufzend erklärte er seine Bedenken:

„Taugt nit, so ein Farbenungetüm. Ich könnt's ja gar nit fertigbringen, mal' schon ein halb Jahr an dieser Tafel herum. Da würde mir angst und bange dabei. Kenn' auch die Zusammensetzung des Mörtels nit, der der Sonne standhalten soll. Bin ein Grübler und Kleinklauber und will wieder heim. Laßt mich bei meinem Kupferstechen!"

Eine hilflose Angst hatte sich Dürers bemächtigt, es war ihm, als müsse er das ganze Meer austrinken, die ganze Erde verschlingen. Eine Unendlichkeit stand vor ihm, und das war nur eine Hausmauer. Aber sie erschien ihm so groß, so weit, er konnte keinen Halt finden daran; die sollte er bemalen mit seinen feinen Pinseln? Ihm war, als reichte dazu sein Leben nicht aus. Mutlos ließ er den Kopf hängen.

Da sprang für ihn Imhoff ein, der des Meisters Seele durchschaut hatte in mancher Stunde grüblerischer Aussprach, und seine Angst kannte.

„Laßt ihn," rief er, „er ist zaghaft, und Euer Ansturm macht ihn bange. Seht euch doch seine feinen Hände an, die taugen nit für so breite, rohe Arbeit. Er ist ein Meister, der auf einem Degenknopf ein so winzing Bild eingraviert hat, das seiner Kunst näherliegt als ein profan Bildwerk auf einer Hausmauer, die ihm viel zu groß ist. Und Meister Albrecht ist auch zu ehrlich, viel zu gewissenhaft, als daß er ein Ding tut, was er nit ausprobieret hat. Bei uns in Nürnberg läßt keiner sein Haus bemalen. Es will erprobt sein, wie sich die Farbe und der Mörtel binden. Drängt ihn nit, er würd's tun, wenn er den Sinn dafür hätte. Laßt euch lieber für die Kemenaten eurer Eheliebsten Tafelbilder und Konterfeie malen, kauft ihm seine Stiche ab, damit werdet ihr den Meister genugsam ehren."

„Schad ist's!" polterte unbeirrt der Welser. „Vermögen

tut der Dürer alles; wird er auch ein Haus bemalen können! Wär' ein groß Gedenken für die deutsche Malkunst, so ein Riesendenkmal ins Herz Venedigs zu stellen! Glaubt Ihr denn wirklich, Meister, daß so ein Gemäl nit halten wird? Das müssen wir doch alle bedenken!"

Dürer atmete erleichtert auf. Der Alp sank von seiner Brust, er stand auf, spitzte sich die Reißkohle und schaute versonnen den Welser an.

„Wenn's einer weiß, so ist's der große Meister von Florenz. Der Leonardo hat Erfahrung; fragt den, ich weiß es nit besser, als ich's bedenk'. Ich vermein', noch keiner hat so lang gelebt, als daß er erproben konnte, wie sich seine Malerei hält. Untermal' ich meine Tafelbilder auch noch so oft, ich kann nit berechnen, wie lang sie dauern werden. Ich traut' mich nit einmal, mein ‚Rosenkranzfest' an eine Hausmauer zu hängen; die Salzluft und der Nebel würden's schön herrichten! Wenn aber schon der Fondaco bemalt sein muß, daß das Haus nit ausschauen soll wie ein ärmlich Kloster, so rufet dazu den Tizian oder den Giorgione. Die sind kühn und wagen alles; vielleicht gelingt's denen. Ihr braucht ja nit zu warten, bis die Farben vergehen, so lange werden sie schon halten wie die Erbauer des Hauses!"

Diese lakonische Rede belustigte die Kaufherren.

„Er spricht ehrlich", bekannte Fugger gelassen. „Die Bilder des Giorgione sind nit schlecht, lauter nackende Weibsbilder. Wär' nit übel, wenn wir die auf unsere Tuchhalle malen ließen. Unsere Tuchballen möchten schon zu Kleidern für sie ausreichen! Ha, ha, ha!"

Die frohe Laune benutzte Dürer und legte seine Kupferstiche vor, die von den Herren gekauft und gut bezahlt wurden. Auch Tafelbilder bestellten manche, und Konterfeie für ihre Frauen. Der Ernst von vorher war nun in lustige Laune übergegangen, derbe Späße, die der Welser erzählte, wurden belacht, und die Venezianer kamen dabei schlecht weg.

In das lustige Treiben pochte der Bote der Signorie

mit Ungestüm in herrischer Art an die Tür der Werkstatt, und seine hohle, langgedehnte Stimme schrie:

„Seine Herrlichkeit der Gonfaloniere della Giustizia ladet den deutschen Maler Alberto Dürer vor die Schranken der Signorie. Die Maler Venedigs führen Klage gegen ihn. Er erscheine sogleich."

Eine Weile war Stille im Raum, dann polterte Welser los:

„Hab' ich's nit gesagt? Das gemeine Volk! Kommt, Meister Dürer, die Welschen sollen sehen, wie wir unsere Maler ehren. Wir geleiten Euch zum Dogenhaus!"

Die Herren warfen ihre Mäntel über die Schultern, nahmen Dürer in ihre Mitte und schritten der Piazzetta zu, wo sie ihn zur Stiege des Dogenpalastes geleiteten und warten wollten, bis er die Verhandlung vorüber habe.

Ein Diener ging dem verschüchterten Dürer voran und führte ihn über Stiegen und Gänge. Imhoff hatte ihn zwar vorbereitet, wie er sich der Signorie gegenüber verhalten sollte, aber das Ungewohnte einer Gerichtsverhandlung machte ihn ganz verwirrt.

Als Dürer in einen düsteren, mit dunklen Tüchern behangenen Saal trat, erschrak er; es war ihm, als träte der Tod aus den Wänden. Versonnen blieb er stehen und gewahrte an der Schmalseite des Saales an einem langen Tische sitzend eine Anzahl Männer in schwarzen Mänteln. Vor ihnen standen breitspurig die drei Kläger. In der Mitte saß etwas erhöht der Gonfaloniere della Giustizia, neben ihm der Schreiber. Dürer hatte nicht lange Zeit, sich das düstere Bild, das von Kerzen beleuchtet wurde, zu betrachten; eine klangvolle Stimme rief durch den Saal:

„So Ihr der Albrecht Dürer aus Nürnberg seid, dann tretet näher!"

Dürer schritt mit Würde dem Tische zu. Die Kläger bestätigten dem Schreiber, daß es der verklagte Maler sei. Wieder fragte die Stimme:

„Was betreibet Ihr für ein Handwerk?"

„Ich bin Malermeister, ganz Venedig weiß das!" gab Dürer zurück.

Die Herren murmelten miteinander; dann fragte die Stimme wieder:

„Wo betreibet Ihr Euer Handwerk? Welcher Zunftlade zinset Ihr?"

Dürer stutzte, was sollte er darauf sagen?

„Ich zinse der Zunft in Nürnberg; in Venedig bin ich auf Studio!" sagte er zögernd.

Wieder besprachen sich jene eine lange Weile. Eine dünne, helle Stimme rief:

„Ihr treibt aber Handel in Venedig, verkauft Tafeln und Stiche. Ist das so?"

„Wohl hab' ich einige Tafeln verkauft und auch Stiche, aber ich bin arm und muß zur Zehrung haben, was ich brauche. Der Erlös ist gering!"

„Ihr habt ein Altarbild gemalt für den Fondaco dei Tedeschi, für das Euch zweihundert Dukaten bezahlt wurden!" rief eine dritte Stimme.

Dürer konnte sich eines Lächelns nicht erwehren.

„Da hat man Euch arg belogen; ich könnte zweitausend Dukaten verdienen, wenn ich diese Altartafel nicht übernommen hätte. Die Kaufherrn haben mir dafür nicht mehr denn hundertzehn Gulden zugesagt, aber noch keinen Gulden gezahlt. Wäre ich Bellini, so könnten die Herren der Signorie den Preis erraten haben."

Unwilliges Gemurmel erhob sich; der Schreiber gebot Ruhe. Die helle Stimme fragte wieder im singenden Ton:

„Man will Euch auch die großen Fassaden am Fondaco bemalen lassen; welchen Lohn begehrt Ihr dafür?"

Dürer lächelte müde. „Von allem wissen die", dachte er. Aber nun wuchs auch sein Unmut, seine Augen funkelten zornig, als er sprach:

„Ihr fraget mich Dinge, die Euch ein Lügenmaul erzählt hat. Wieviel Neid und Haß mag unter den Malern in Venedig gegen mich bestehen, wenn sie der hohen Signorie solche Lügendinge vorbringen. Vor einer Stunde

habe ich es entschieden abgewiesen, die großen Fresken zu malen; nicht etwa weil ich's nicht könnte, ich will den Frieden mit den wohlangesehenen Malern hier nicht trüben. So habe ich selber Giorgione und Tizian für die Fresken vorgeschlagen!"

Das Geflüster unter den Herren wurde stärker; Dürer hörte wieder die schrille Stimme, verstand aber nur einzelne Worte, wie — „falsche Anzeige" — „Neid" — „harmloser Mann". Aber die Stimme eines Klägers rief Dürer zu:

„Wir glauben Euch nicht, wir haben es aus guter Quelle; Ihr lügt!"

Da erhob nun Dürer seine Stimme, die wie ein Schwert in das Gemurmel schlug.

„Bin ich vor die Signorie gerufen worden, daß mich auch der Malerneid hier beschimpft? Ein Deutscher lüget nicht! Ihr müsset nur mit Schelmen zu tun haben in Venedig, wenn Ihr eines ehrlichen Mannes Worte nicht glauben könnt. Daß ich die Wahrheit spreche, können Euch die deutschen Kaufherren bezeugen; sie stehen unten vor der Stiege, haben mir das Ehrengeleit hierher gegeben und harren meiner, daß etwan nicht wieder ein welscher Dolch nach mir Verlangen habe. Rufet sie!"

Nun strömte das heiße Blut der Venezianer aus Rede und Gegenrede wie ein Sprühregen, dem Dürer nicht folgen konnte, da er dieser sprudelnden italienischen Sprache nicht so mächtig war. Endlich erhob sich die Stimme des Klägers:

„Ich habe berechtigte Zweifel an Euch!"

„Alle Maler haben Zweifel an mir," rief Dürer erbittert, „nur die Gentiluomini und der Kreis um Bellini nicht. Der eine zweifelt mit Lügen, der andere mit der Klinge in der Faust!"

Der Schreiber erhob seine Hand gegen Dürer und schrie ihn an:

„Es ziemt Euch nicht, zu klagen, jetzt seid Ihr der Angeklagte!"

Diese Zurechtweisung traf Dürer wie ein Faustschlag. Er reckte seine Gestalt hoch auf, warf seine rechte Hand auf die Brust, aus seinen Augen sprühte der Zorn. Mit lauter Stimme rief er:

„Ich klage nicht; ich wehre mich gegen die falsche Anklage, trotzdem ich weiß, daß in Venedig ein Deutscher rechtlos ist. Daß mir Maler hier übelwollen, weiß jeder! Sie bestehlen mich um mein geistiges Eigentum, stechen meine Kupferstiche nach und treiben Handel damit. Sogar mein Meisterzeichen fälschen sie, so daß mir jeder Verdienst entgeht. Ist das erlaubt? Billigt die Signorie solchen Betrug? Ich werde Klage erheben gegen diese Diebe!"

Der Tumult wuchs aufs neue; der Gonfaloniere aber gebot Ruhe, und der Schreiber stand auf, mit fester Stimme rief er Dürer zu:

„Ihr übet in Venedig Euer Handwerk aus, das steht fest. So habt Ihr auch der Zunftlade der Maler zu zinsen nach Eurem Verdienen. Der Vorsteher der Malerzunft mög' sein Begehren stellen nach Recht und Brauch!"

Eine Gestalt trat vor, hämisch grinste sie Dürer an; zum Schreiber sagte sie mit kalter Stimme:

„Ich kann heut das Begehren nicht stellen. Erst muß ich in der Zunft beraten und erkunden, ob der deutsche Maler nicht mehr verdient, als er angibt. Vertaget die Verhandlung, ihr Herren der Signorie!"

Dürer wollte aufbrausen; der Gonfaloniere aber winkte ihm zu.

„Kränkt Euch nicht, Meister, es mag ein Irrtum walten, ich denke gut von Euch. Eure Anklage könnt Ihr bestellen, sobald Ihr wollt, wir werden darüber entscheiden. Gehet jetzt, Ihr habt nichts mehr zu sagen heut. Wir wollen Euch aber wieder rufen, dann soll Eure Anklage auch entschieden werden!" Die Herren erhoben sich; der Diener winkte. Dürer wußte, daß sie den Prozeß verschleppten. Mit Unbehagen streifte sein Blick noch einmal die Reihe der schwarzen Gestalten; dann folgte er dem Diener über die Seufzerbrücke.

Zu den Kaufherren, die auf ihn gewartet hatten, sagte er betrübt:

„Item, jetzt war mir's, als stünde ich in Nüremberg vor den Schöffen. So bettelarm war mein Gefühl, und ich vermeinte, daß ich unter Venedigs Sonne ein Herre geworden wär'. Aber das Recht ist überall gleich. Meine Stirn mag ein Täflein sein, von dem keiner das Herrentum ablesen kann."

Erst als er, wieder in seiner Werkstatt angekommen, vor dem „Rosenkranzfest" saß, vergaß er den Mißmut; denn Venedigs Sonne lachte ihn wieder aus Jungfrau Annas Augen an, die ihn schon erwartet hatte.

„So seid Ihr wieder heil, Holdselige? Ich danke es Gott und allen Heiligen, daß Euch nichts Schlimmes widerfahren ist."

Dürers Stimme klang bewegt, wie ein zitternder Orgelton, der der Himmelskönigin ein Ave zuflötet. Die Jungfrau saß ruhig in ihrer Stellung, nur ihre Augen schimmerten zu Dürer hinüber. Dann sprach sie herzinnig:

„Um mich hätten nur ein paar getreue Seelen geweint, am meisten dem guten Peter Pender seine, der mich gar so gern hat. Um Euch aber, lieber Meister, hätten Kaiser und Fürsten und alle Frauen geweint. Ihr seid der liebste Mensch und der beste Maler auf der Welt."

Anna war erglüht wie ein Röslein. Ihr Eifer setzte ihren sinnenden Augen helle Lichter auf. Aber auch in Dürers Seele zog eine Feiertagsstimmung ein. Wie taten ihm, dem Eitlen, diese herzinnigen Worte wohl. Er erhob sich, rasch stand er vor der Jungfrau und nahm ihr erglühtes Gesicht in seine feinen Hände. Auf die reine Stirn drückte er seine Lippen, und schelmisch flüsterte er:

„Werd's dem lieben Peter sagen, daß Ihr mich so verliebt anblicket. Was wird der gute Junge traurig sein! Ich hab' die Tränlein aus seinen himmelblauen Augen tropfen sehen, als Euch die Maler in die Stube trugen."

„Ja, der gute Peter!" sagte Anna und lächelte; „der

ist Euch nit neidisch um mein bißl Verehrung, die ich für Euch zeig'; weiß er doch, daß mein Herz das seine ist."

Dürer ließ ihr Köpferl wieder los. Mit einem stillen Seufzer nahm er Pinsel und Farbenplatte und vertiefte sich in seine Arbeit. Er mußte zufrieden sein mit dem, was ihm die Jungfrau geben konnte, ihr Herz war kein Ding für ihn. Anna merkte die leise Verstimmung und plauderte:

„Wir sind als Kinder schon immer beisammen gewesen, da hat bald das eine den anderen lieb. Wie ein Brünnlein die Wassertropfen gibt, so hat die Zeit uns ein vertraulich Liebhaben in die Herzen geträufelt. Seid Ihr nit auch von dem lieben Peter erfreut gewesen, als er Euch neulich in unserem Garten das Lautenständchen brachte? Mir kann er nit genug vorspielen; mir ist's, als ob er nur in Tönen sagen könnte, wie lieb er mich hat."

Die Wärme dieses Bekenntnisses gab Dürer wieder den schalkhaften Ton zurück, mit dem er sonst immer die Jungfrau belustigte.

„Da sag' ich's ihm, daß Ihr den Albrecht geküsset habt!" scherzte er.

Sie aber lachte übermütig.

„Wenn Ihr unsere heimliche Liebe verraten wollt, böser Meister, dann küsse ich Euch nimmermehr. Und Ihr könnt Euch ein ander Modell für die himmlische Madonna erwählen."

Dürer wußte ja, daß die holde Anna nur den Maler in ihm verehrte, er wollte ja nicht mehr! Aber das Bekenntnis, daß sie ihr hüpfendes Herz dem Peter geschenkt hatte, machte ihn wieder so arm. Er fühlte sich einsam und verlassen, sah wieder die gestrenge Frau Agnes eifern, und mit weher Stimme, die einen zitternden Klang annahm, sprach er:

„Die Venediger Maler sagen, daß ein Bild nit nur mit Pinsel und Farbe gemalt werden soll. Giorgione kann nur schaffen, wenn seine Cäcilie in seinen Armen ruht. Wenn ich auch kein solcher Schlemmer sein darf, ein bißl was möcht' auch meiner Kunst helfen. So ich Euch vor

mir sehe, ist mein armer Malersinn in warme Glückseligkeit getaucht, ich sehe den Himmel nahe und die Erde so weit. Ihr habt meiner düsteren Seelenstube die Wände auseinandergerückt und die Fensterlein aufgetan, da sind die Kümmernisse hinausgeflogen. Die Sonne geht wie eine Heilige durch die Stube. Und nun verriegelt Ihr die Fenster wieder und stellt den guten Peter als Wächter davor. Ihr seid wahrhaftig wie die heilige Maria, die man nur anbeten darf!"

Die Ruhe in der Werkstatt war nun erdrückend. Dürer malte angestrengt, Anna fand keine Worte. Sie fand keine Worte, die dem lieben Meister hätten sagen können, was er gerne hören wollte, und so schwieg sie lange. Als Dürer den Kopf hob und einige Details in Annas Halslinie suchte, sah er, daß sie traurig zu Boden blickte. Das war ein neuer Kummer für ihn. Er war im Begriff, ihr seinen Übermut abzubitten, als sie tonlos flüsterte:

„Ist Euch Frau Agnes niemalen ein Ideal gewesen, das Euch hätte herausführen können auf lichtere Wege?"

Diese Frage riß ihn aus allen Himmeln heraus, es kam ihm so vor, als fragte ihn eine Stimme in der Signorie. Er stand auf. Alles Blut schoß in seine Schläfen, die mächtig pochten. Ja, Anna hatte recht, ihn auf den Weg seiner Pflicht zu rufen. Was wollte er von einer anderen, wenn daheim sein Weib alle Rechte an ihn besaß? Eine Erbitterung, über die er sich nicht Rechenschaft geben konnte, zwang ihn, gegen sein Geschick Klage zu führen. Was hätte ihm Agnes sein können! Sie besaß aber keine Seele. Mit zorniger Stimme rief er, als riefe er es nicht der holdseligen Anna zu, sondern den Herren der Signorie:

„Ein Ideal? Was ist ein Ideal? Ich hab' in Agnes einen getreuen Faktor! Alle Tugenden hat sie, sie treibt meine Arbeitsmühle, auf der ich die Steine drehe, bis das Mehl in ihre Kochtöpfe rinnt. Sie kennt meine Schwächen alle, meine Ergebenheit in mein Schicksal, meine Not und Sorgen; sie kennt meine Sanftmütigkeit, meinen

Fleiß, — alles kennt sie von mir, nur meine Seele ist ihr ein Fremdes. Und sie? — Über allen Bergen und Klüften ist Sonne und Schatten: sie ist der Schatten. In allen Früchten ist Süße und Säure: sie ist die Säure. In allen Seelen ist Freude und Qual: sie ist die Qual. Die Schönheit ist weit von ihr, die Klugheit ist ihr Krämergeist. Suche ich die antike Nacktheit: sie hindert mich, sie zu finden. Antikisch ist bei ihr Sünde, Ketzersünde. Schön ist bei ihr deutsch. Meine Träume sind ihr nit fromm genug, meine Grübelei ist ihr hinderlich für den Broterwerb. Die Kunst ist ihr erst gut genug, wenn sie ein Bäckerweib kauft. Einmal hab' ich ihr einen Stich gezeigt von der Venus und dem Adonis; da war ihr Zorn so groß, daß sie ihn in Stücke zerriß. Wer mich liebhat, dem mißtraut sie; wer mich rühmt, den lästert sie. Ich muß heimlich betreiben, was mir die Kunst eingibt, muß hehlen und schleichen! — Jungfrau Anna! Solche Stricklein halten meine Seele verschnürt, und da ist mir das Schöne so weit — so weit! Mit Euch aber könnt' ich ein Botticelli, ein Giorgione werden, mit Agnes bleibe ich der deutsche Stecher." Kraftlos fiel er in den Stuhl zurück. Ihm war, als müsse er den gefühllosen Worten nachjagen, sie wieder zurückrufen und erdrosseln. Was über seine Zunge geströmt war, kam nicht aus seinem Herzen. Ängstlich sah er die erschrockene Jungfrau an.

Ein tiefes Mitleid ergriff ihre Seele. Ohne Liebe, ohne Erhebung ging der geliebte Meister dahin auf sonnelosen Pfaden. Alle frohlockenden Gefühle mußte er im Zwang ersterben lassen; alle sehnsuchtstrunkenen Blicke nach Schönheit wurden bewacht. Er durfte sich nur die Schönheit mathematisch konstruieren, sie aber nicht aus dem Leben herausholen! Da dachte Anna wieder an ihren Entschluß; ihr Erbarmen war so überwiegend, daß ihr alles andere gering erschien. Sie mußte ihn erlösen, mußte ihm geben, was seine hungrige Kunst brauchte: ihre Schönheit. Sie sprang auf, ließ sich vor Dürer nieder, schmiegte ihr Gesicht an seine Knie und flüsterte:

„Armer, lieber Meister! Was ist alles durch Eure Seele gegangen, ich fasse es kaum. Sehet mich an, ich bin ein winziges Teilchen von dem großmächtigen Begriff Schönheit. Wenn ich Euch das geben würde, es müßte Eurer Kunst helfen können! Ich bin eine Deutsche an Sitte und eine Venezianerin an Sitte. Ich weiß nit, wie Ihr das messen wollt. Aber Ihr sollt mich als Venezianerin bereit finden, Euch zu freieren Werken anzueifern. Was Frau Agnes nit leidet, ich sehe es als sittlich an. Als Deutsche habt Ihr mich als Madonna gemalt, malt von der Venezianerin eine Heidin, so ich Euch gut genug dazu bin. Eure Agnes wird hier keine Zensur üben, und das andere will ich vor Gott verantworten, mir ist es heilig. Meine Jungfrauenehre kann Eure Kunst nit schänden, und Eurer Sittenstrenge vertraue ich!"

Dürer war so ergriffen von dem Opfermute dieses Mädchens, daß er die Hände über seine Augen schlug und stöhnte, als hätte ihn anstatt der idealen Verheißung Annas ein schweres Leid betroffen. Aus seiner Seelenpein löſten sich langsam und traurig die Worte:

„So soll ich denn allerwegen die guten Gaben wie ein Schmarotzer nehmen, weil mir nichts zu eigen ist, wornach meine Sinne schmachten?"

Da erhob sich Anna, ihr war zumute, als müsse sie dem lieben Meister die Seelenqualen fortwischen, auf daß ihm leichter werde. Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn. Sie küßte ihn so lange, bis seine Augen wieder strahlten und sein Mund lächelte. Dann lief sie davon. Ihr schalkhaftes Lachen blieb zurück und umflatterte Dürer wie Frühlingsgeisterchen, die all den aufquellenden Blüten Farben gaben. Aus der Glockenstube seiner Sehnsucht läutete ein helles Glöcklein verheißungsvoll in seine Träume hinein.

Wie ein herrlich Marmorgebilde stand Anna mitten unter den Sträuchern und Blumen ihres Hausgärtleins. Die üppigen Zweige neigten sich über sie, als

wollten sie ihr alle recht nahe sein. Durch das goldgelbe Weinlaub der Pergola, in der Dürer fast alle Abende in der Gesellschaft Jakominis, seiner Tochter und der Familie Pender verbrachte, sickerte der Sonnenschein und warf zitternde Gebilde von scharfen Schatten auf den hellen Kies. Die Haare der Jungfrau leuchteten wie Flammen, die ihr Gesicht umflackerten. Wählerisch zog sie einen langen, blühenden Lorbeerzweig, der noch die dunkelblauen Beerenfrüchte trug, von der Mauerstaude und schnitt ihn sorgsam ab. In Gedanken versunken flüsterte sie:

„Das Zweiglein wird dem Meister Freude machen, es ist wie er: blüht und fruchtet zugleich."

„Immer nur der Meister!" ließ sich hinter der Staude Peters Stimme vernehmen.

Ein helles Lachen war die Antwort. Peter kroch hervor und sah trotzig drein:

„Mir hast du noch kein Blümlein gereicht. Und ich hab' doch auch die Blumen so gern. Aber ach, — wär' ich der Meister, wie schön wär' das!"

„Brich dir ab, alle Blumen sind dein! Wärst du der Meister, ja freilich wär' das schön." Anna kicherte lustig, und Peters Augen leuchteten verliebt in die ihren hinein.

„So du mir ein Zweiglein auf meine Kappe stecken wolltest, wär' ich froh." Bittend stand er da. Anna pflückte Eisenhut, den sie ihm auf die Kappe steckte. Peter aber war noch nicht zufrieden; schmollend rief er:

„Wie einen Kriegsmann schmückst du mich. Schieb noch das rote Röslein dort zum blauen Eisenhut, damit ich deine Meinung erkenne."

„Ein Röslein gar?" scherzte sie. „Ei, Peterlein, du bittest viel!"

„Wär' ich der Meister, du gäbst es mir. Aber ach! —"

„Du singst wie ein Spätzlein auf der Mauer, das sich um ein Krümlein balgt! Wärst du der Meister selbst, das Röslein könnt' ich dir nit geben. Ein Röslein ist die Blume der Minne und geheimen Orakeln hold."

Da jubelte der verliebte Jüngling:

„So laß uns das Orakel fragen. Wir wollen Hand in Hand vors Röslein treten, ich will vom Herzen eine Frage stellen. Das Röslein neigt sich, wenn die Frage eine gute Antwort heischt."

Peter langte nach Annas Hand, sie ließ es geschehen. Schüchtern führte er sie zum Rosenstrauch, und mit bebender Stimme tat er die Herzensfrage:

„Röslein rot, ein Mägdlein steht in meinem Sinn, das hat sich Jahr um Jahr verschönt. Ich muß dich fragen: Schlägt der Trauten Herzlein für mich? Deute mir's, ob sie mich liebt!"

Das Röslein rührte sich nicht. Da ward das Antlitz Peters blaß, er riß die Hand aus Annas Fingerklammern und stöhnte zornig:

„Da siehst du es! Das Mägdlein hat mich gar nit lieb!"

Sie aber lachte hell, wie Lerchentriller jubeln; der Schalk sah ihr aus den Augen:

„Fragst so ein Blümlein, dummer Peter? Frag' doch das Mädel selbst!"

„Die sagt mir's nit. Sie geht mir aus dem Wege, wenn ich's fragen will", schmollte er.

„Du mußt ein arger Bub sein, wenn du das verdienst! Laß mich einmal das Röslein für dich fragen!"

Sie neigte sich schalkhaft über die Rose und küßte sie. Dann fragte sie scheinbar ernst:

„Röslein am Strauch: sag' an, ob dem verliebten Peterlein das Mägdlein gut ist, und ob's ihm zürnt, weil er dem Meister kein bißl Frauengunst vergönnet!" Dabei zupfte sie an einem Blatt so, daß sich das Röslein willig neigte.

„Siehst du, verliebtes Peterlein, das Mägdlein liebt dich, zürnt dir aber, weil du so eifersüchtig bist! Nun richte dich darnach."

Da jubelte Peter und wollte Anna umarmen; sie aber war rasch, wie ein Vöglein davongeflattert, und kichernd hörte er den Schalk spotten:

„Bessere dich, Peterlein; und wenn du frei von Neid bist, will ich mich von dir herzen lassen. Erst aber muß der liebe Meister fröhlich werden. Der steht auch da in seinem Gärtlein Kunst wie dieses einsame Röslein und kann nit Antwort geben auf die Fragen seiner Seele. Da muß ein Schalk erst fleißig zupfen, eh daß das Röslein sich in Freuden neigt. Verstehst du das, Peter?"

„Ja, ja," jubelte der, „zupfe nur, du Schalk, ich kenne ja jetzt meinen himmlischen Orakelspruch."

Dann stand er allein im Gärtlein, und Herz und Augen lachten in ihm. Voll Übermut neigte er seine Lippen auf das Röslein:

„Gib mir den Kuß von ihr zurück, du liebes Ding!" Aber ach, da fielen die Blättlein ab, und Peters Freude war dahin. Traurig klagte er:

„Röslein, armes Röslein du, tat ich dir so viel Leid an, daß du sterben mußt?" —

Dürer saß vor dem Tafelbilde und malte. Er war in Gedanken so vertieft, daß er Anna nicht kommen hörte. Die schlich sich leise hinter ihn und warf ihm das Lorbeerzweiglein auf die Farbenplatte.

„Seid Ihr wieder melancholisch, lieber Meister? Ei, da will ich den Besen nehmen und all die grauen Spinnenweben aus Eurem Gedankenstüblein fegen."

Dürer sprang erschrocken und erfreut zugleich auf und nahm das Zweiglein von der Palette. Sinnend besah er es, nachdem er Anna begrüßt hatte.

„Ein Lorbeerzweiglein mit weißen Blüten und blauen Beeren. Die Sonne in Venedig kann nit genug schaffen, alles geht ihr zu langsam, sie treibt die Blüten aus den Sträuchern, und schon sind die Früchte reif. Im Geheimnis der Natur schlummern Kräfte, die dem einen alles geben, dem andern alles nehmen. Ich bin der andere."

Anna seufzte. Was wird dem Meister einmal recht sein und ihn zufriedenstellen? dachte sie. Aber heute wollte sie ihn über die Brücke der Gewässer seiner Angst führen.

„Das Zweiglein ist wie Ihr, Meister. Euer Geist blüht, und zugleich fruchtet Euer Schaffen."

Dürer sah von dem Zweige auf in Annas Augen.

„Ihr aber seid Venedigs Sonne, die das Wunder wirkt. So wie der blühende Lorbeer, strömt aus Euch das Verlangen, um meine Kunst immergrünes Laub zu winden. Ein Marienleben seh' ich in dem Blütenzweig. Unschuldsrein empfängt er, fruchtet so heilig, und er ist doch das Sinnbild des Schmerzes, den der leiden muß, der ewigen Ruhm gewinnen will."

Anna setzte sich lächelnd auf ihren Platz am Podium und dachte darüber nach, warum der Meister aus allem Schlichten so tiefe Gedanken holen könne. Dürer steckte den Lorbeer in ein Wasserglas und betrachtete ihn eine Weile sinnend.

„Allem grübelt Ihr nach, nichts will Euch erfreuen. Meister, lieber Meister! Warum denket Ihr an den Schmerz, wenn Euch der Ruhm so nahe ist? Fühlt Ihr denn nit, wie das Lorbeerzweiglein im Fruchten noch die Kraft zum Blühen hat? Macht es ihm nach! Ihr sehet den anderen zu, wie sie auf stolzen Rößlein ins Griechenland traben; ein solches Sprünglein könnt Ihr ja auch wagen. Das ist nit so unheilig, wie sich's Frau Agnes einbildet. Meister, ich sehe doch in Eure Seele hinein, dort schimmert der Abglanz vom Verlangen nach dem Wunderland, wo die Götter die Schönheit anbeten."

Dürer ließ die Pinsel sinken, ein verklärtes Lächeln umspielte seinen Mund. Sein Antlitz war so schön, daß Anna sich zu ihm hinneigen mußte. Er stand auf und stellte das Wasserglas mit dem Lorbeerzweig aufs Fenstersims. Es war ja nicht sein Wahrzeichen.

„Ich bin noch nit reif für die Antike", sagte er ernst. „Dazu gehört mehr als feine Pinsel und bunte Farben. Das Gemüt muß frei sein, das Auge muß sehen lernen, ehe der Geist Maße festsetzen kann, die aussagen: ‚So ist die Schönheit.'"

In Annas Gesicht zuckte wieder der Schalk, da sie

merkte, wie Dürer seine Vorbereitungen zum Suchen der Schönheit traf.

„Damit fangt Ihr keine Venus ein, lieber Meister. Die läßt sich nie und nimmer mit Zirkel und Meßkunst festhalten. In der sorglosen Freude müsset Ihr sie rufen, nit in der Angst! Giorgione mißt auch nit und vergißt auf das Grübeln, wenn er malt, und ihm das Leben die Schönheit weiset. Nach Platons Lehre ist sie die ursprünglichste Idee aller Dinge in Gott, wo alles in Wahrheit sich dieser Idee vermählt. Ihr aber nehmt Euch vor, nackte Weiber auf Rössern, Götter am Parnaß, eine Diana, Jo, Europa oder eine Danae nach der Geometrie darzustellen, reibt im Geist die hellsten Farben an, und sehet Ihr einmal ein Weib, das sich in heimlicher Stunde vor Euch enthüllt — da befällt Euch die Angst, und Ihr verkörpert am Ende gar eine Lüge."

Dürer stöhnte auf. Die Worte Annas flogen wie Falter seiner Sehnsucht nach und fielen wie Blei in seine Sinne. Ihm war, als stürme er auf hurtigem Rosse hinaus in das Rauschland der Schönheit, aber eine Stimme rief ihm nach: „Zurück! Du sollst nicht die Schönheit in der Lust, du sollst sie im Schmerz suchen, wie Jesus der Herr. Du bist ein Deutscher, der nit lachend in der Sonne stehen darf, wenn seine Brüder frieren und am Hause bauen, unter dem auch du dereinst ein Dach finden sollst."

„Ich bin nit frei!" stöhnte er. „Ich komm' nit los von meiner Angst, daß sich alles Sündhafte an mir rächen wird, und das macht mich so zaghaft!"

Anna blieb stumm; sie fühlte, wie in Dürer ein Locken und Abwehren zum Ausbruch kam. Lange sah sie sinnend zum Fenster hinaus, zählte gedankenlos die Gondeln, die vorbeifuhren, verfolgte mit den Blicken immer wieder den weiten Bogen des Ponte di Rialto, und ihr war, als ob Dürer in einer Erregung, die seine Angst schürte, erstarrt wäre. Nun mußte sie ihm helfen.

„Ihr werdet wie Matthias Grünewald den Schmerz in Eurer Kunst ausklagen. Und über Venedig schwebt der

Geist des Hellenentums. Eros, mit rosengeschmückter Stirne, steht unter uns. Aus Maria ist Aphrodite, aus Christus Apollo geworden."

Dürer schrak aus dem Sinnen auf und rief bekümmert:

„Jungfrau Anna! Was seid Ihr doch für eine Heidin geworden!"

„Das Leben ruft, Meister! Die Sonne lacht. Erwachet! Den Hauch der Ewigkeit sollt Ihr atmen, auf daß Ihr die Schönheit im Leben erkennt, ohne Zirkel und Maßstab, die Schönheit, die Ihr ja sucht!"

„Die Schönheit nit messen dürfen? Die Proportion nit aufstellen? Jungfrau Anna! Was ist denn die Kunst sonst, von der man sagen muß: So und nit anders ist der Kreis, der Winkel; so und nit anders ist — die Schönheit! Sie muß doch bestimmte Maße haben!"

Anna sprang vom Podium, umschlang mit sanftem Liebkosen Dürers Hals, und mitleidig sagte sie:

„Meister! Eros und Venus lachen Euch aus! Hat Euch die Angst wieder?"

Dürer saß ruhig, und als fühle er in der Umarmung Annas die Erlösung aus seiner inneren Umklammerung, sah er sie dankbar an.

„Ihr meint es gut mit mir. Könnt Ihr aber auch bedenken, wie einem Entmutigten ist, wenn er so plötzlich an der Sonne steht und nit weiß, was Sonne ist? Könnt Ihr den Schauder fühlen, der ihn durchrüttelt, da vor ihm eine Jungfraue aus Mitleid ihr Heiligstes opfern wollte? Ihr habt Vanna Euer Seelenschwesterlein genannt, Ihr habt verstanden und gedeutet, daß sie dem Tode verfallen mußte. — Und kann Euer Verstehen von der Kunst hoffen, daß der die Schönheit findet, dem das Leben nichts gab? Einmal wollte ich im Rausch der Schönheit schaffen können! Nur einmal befreit von der Angst, ein schönes Weib in Andacht malen, und vergessen auf alles, was mir das Leben so schwer macht. Aber nichts ist mein eigen! Ich lebe und weiß nit warum; ich schaffe und weiß nit was. Schönheit, Schönheit!"

Aufgewühlt im Tiefinnersten sprang Dürer auf und hob seine Arme empor. „Ich will sie trinken wie roten Wein, ich will mich berauschen! Empor will ich, frei! frei! in Freude schaffen wie Giorgione! Das Weib teilt allen Gnaden aus; wird es auch mir ein Kränzlein reichen?"

Anna deutete auf das Bild. Ihre Pulse flogen; entflammt von Dürers Aufschrei rief sie mit jubelnder Stimme:

„Sehet hin! Die Madonna ist mein Konterfei. Und wenn sie dem deutschen Kaiser ein Kränzlein reichen will, so darf ich dem deutschen Heiland das gleiche tun. — Meister! Ich bin nit begnadet. Und wer aus seiner Armut heraus g i b t, und sei es auch ein unberührtes Blümlein, der soll sich rühmen dürfen, daß er dabei sich nicht verschenkt hat. Das Geben aus einem frommen Herzen heraus ist ein Glaube, der Kirchen baut für den Gott, den wir in uns lebendig fühlen. Meister, verlanget keine Rosen von mir, ich darf Euch nur ein blühend Lorbeerzweiglein geben."

Langsam schritt sie über die Steinfliesen. Auf der Schwelle der Schlafkammer Dürers blieb sie pochenden Herzens stehen und flüsterte dem Meister zu, der ihr verwundert nachsah:

„Hört Ihr, wie die Seelenglocken läuten? — Meister, lieber Meister! — D i e K u n s t w i l l b e t e n!" Sie betrat die Kammer und verriegelte sie. Langsam, als müsse sie durch ein tiefes Meer hindurch, löste sie die Spangen ihres Gewandes, löste die aufgesteckten Flechten ihres Haares, und als die letzte Hülle von ihrem blütenreinen Leibe gefallen war, kniete sie nieder und betete, Gott möge ihr die Kraft verleihen, ihre Scham zu besiegen.

Dürer wußte, daß die verheißene Stunde des Lichtes für sein Kunstbegehren nahte. Er befestigte einen großen Papierbogen auf das Reißbrett und lehnte dieses am Malgerüst an das Tafelbild. Aus der Lade nahm er schwarze und weiße Kreide, spitzte sie, dann ging er zur Tür, die er verschloß.

Wie in einem schweren Traume, mit umnebelten Sinnen, blieb er in der Mitte des Raumes stehen und sagte ergriffen:

„So will ich in meiner Kapelle alle Tore schließen, daß kein irdisches Begehren die Andacht unserer Seelen störe. — Die Kunst will — beten.“

Als Anna ihr Stoßgebetlein beendet hatte, stand sie mutig auf, löste den Riegel von der Tür und trat — wie ein zitterndes Blümlein im Abendhauch — langsam auf Dürer zu, der im Stuhle saß und seinen Kopf in den Händen hielt.

„Meister, Euer Schwesterlein hält Euch die Blüte hin.“

Dürer fuhr auf. Anna wagte keinen Schritt näher, in der Mitte des Raumes, im Lichtband, das durch das Fenster hereinfiel, blieb sie in ihrer feinen Bewegung plötzlich wie erstarrt vor Scham stehen. Die Knie keusch aneinandergedrückt, den rechten Fuß wie zum ersten Schritt ins Leben vorgestellt, den linken nachziehend, die Arme von den schlanken, jugendrunden Hüften sanft, wie abwehrend weggebogen und den Kopf in ängstlicher Lauscherhaltung etwas vorgeneigt: — so stand die liebliche Erscheinung scheu und züchtig im Licht, als stünde sie einem sündhaften Beginnen gegenüber, das ihre Keuschheit besiegen müsse. Die knospenhaften Brüste zitterten bei den erregten Atemzügen, und über den hängenden Schultern leuchtete das Rotgold des welligen Haares.

Beim Anblick dieser lieblichen Schönheit wurden die Augen Dürers feucht, so rührte ihn das tapfere, opferwillige Wesen. Er sah sie wie eine Vision, wie die aus dem Ursprung, nach dem Erschaffen des ersten Weibes, mit zaghaften Schritten ins Licht taumelte; wie eine Verlockung, die den ersten Schritt ins Leben wagte, um die Schönheit zu verkünden. Seine Augen tranken das Bild in sich hinein, wie ein durstiger Wanderer trinkt, der sich an der reinen Quelle des Berges labt.

In der Stille, die wie ein Bann jedes Begehren und Denken zurückwies, die wie ein heiliger Rausch zur An-

dacht mahnte, entwarf Dürer den Aufriß zu dem Bilde der Eva, das der deutschen Kunst das erstemal die Schönheit des Weibes nach dem Leben zeigte. Anna behielt die Stellung bei, ihre Empfindung war, als wäre sie in ein unendliches Meer versunken. Sie fühlte, wie das Blut in ihrem Leibe pochte, wie die Blicke Dürers ihre Schönheit liebkosten und sie vergaß, daß sie ohne Hülle vor einem Manne stand und ihm ihr Heiligstes preisgab.

Als nach langem, bedächtigem Schaffen Dürer mit weichen Fingerstrichen die Schatten verrieb, kam Anna das Besinnen zurück. Sie fing seine Blicke auf, und da fühlte sie, wie Schlacke um Schlacke, die seine Angst umkrusteten, abfiel. Nun wußte sie, daß sie einen Künstler aus der Traumhaftigkeit ins Leben geführt hatte. Jetzt atmete sie freier, der Boden unter ihr wurde fester, sie kam sich vor, als ob sie dem Meere entstiegen wäre. War sie Dürer das Vorbild zur Aphrodite gewesen?

Als die Dämmerung auf die Lagunen sank, huschte Anna wie ein erschrecktes Vöglein in die Kammer zurück und kleidete sich wieder an.

Kein Wort hatte die Stille durchschnitten, nur von Seele zu Seele zogen auf den Blumenbrücken der erlösten Freude die Gedanken, gleichwie weiße Jungfrauen, die ihre Reinheit an der Sonne badeten.

Als Anna neugierig den Aufriß betrachtete, den Dürer in seiner glückseligen Versunkenheit in weichen Strichen geschaffen hatte, lächelte sie erleichtert.

„Eine Eva.“

Der Meister sah sie entmutigt an, ihm kam erst jetzt in den Sinn, daß er eine Venus hatte zeichnen wollen. Anna riß ihn aus der Enttäuschung heraus.

„Es ist eine Eva, wie sie Apelles gemalt hätte. Kein biblisches Erschaffen des Weibes aus der Rippe des Mannes. Meister! — Das ist die ursprünglichste Idee von der Schönheit der Dinge in Gott! Eure Eva ist das erste zaghafte Schreiten ins Leben, das sich noch vor keiner Begierde ängstiget.“

Mit überschwenglicher Gefühlserregung fiel sie Dürer um den Hals. „Ihr wäret der deutsche Albrecht Dürer nit, hättet Ihr nach mir eine Heidengöttin visieret. Aus der Seele habt Ihr mir gelesen, daß ich Euch zu einer Heidengöttin ein zweites Mal meinen Leib nit enthüllt hätte. Malet das Evabild, es wird Euch im Deutschen Reiche größeren Ruhm erbringen, als ihn Giorgione in Venedig mit seinem Venusbilde erreichen kann. Die Schönheit hat nur die Maße, wie sie der Künstler f ü h l t."

Aus der verträumten Zaghaftigkeit Dürers, in die sich der Drang nach Gestaltung antiker Formen verstrickte und immer wieder der schöne Leib Annas hineinleuchtete wie eine fromme Mahnung, wurde der vergrübelte Meister durch den Besuch Giovanni Bellinis aufgescheucht. Er kam an einem nebeltrüben Vormittage in Dürers dürftige Werkstatt, um sich die Altartafel zu besehen.

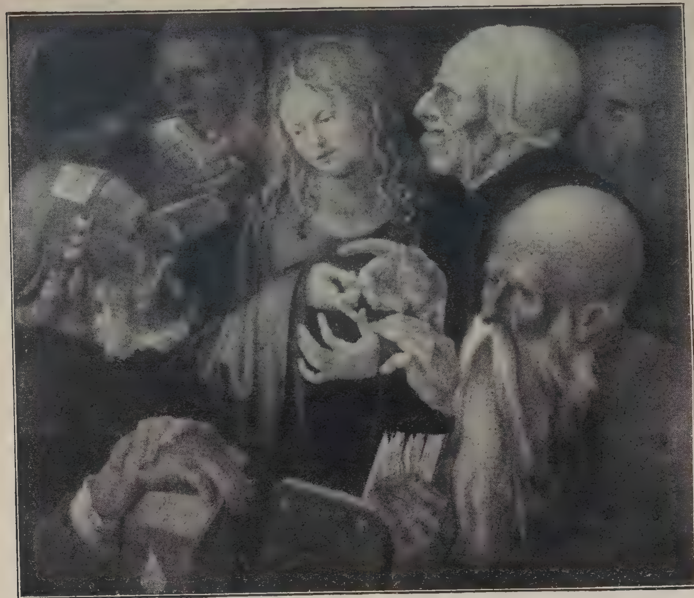
Lange verweilte er im Anschauen vor dem fast fertigen „Rosenkranzfest"; eine weihevolle Stimmung beschlich den greisen Schwärmer, der sich freute, daß auch der deutsche Meister seine Formensprache verwendete. Mit Verwunderung staunte er den Figurenreichtum des Bildes an, lobte die treffliche Gruppierung und die Harmonie der Farben. Sein Künstlerstolz war geschmeichelt, denn der Aufbau der thronenden Madonna unter dem Baldachin und der musizierende Engel waren nach seinem prunkliebenden Kunstprinzip durchgeführt. Als Bellini seine Blicke endlich von dem Tafelbilde auf Dürer zuwandte, leuchteten seine Augen in innerster Freude:

„Ein Wunder habt Ihr da geschaffen an Feinheit und Farbenpracht. Haben Eure Neider hinausgeschrien, daß Ihr nur ein Stecher seid, dem die Farbe mangelt, so muß ich mit Freuden bekennen, daß ich ein gleiches Bild an Schönheit der Farben nicht gesehen habe; ich wäre stolz, und würde mich des rühmen, hätte ich solch ein Bild in meinem langen Leben geschaffen!"

„Ihr übertreibet, edler Meister", warf Dürer beschämt,



Das Rosenkranzfest.
(Ölgemälde. 1506. Kloster Strahow, Prag.)



Jesusknabe unter den Schriftgelehrten.
(Ölgemälde. 1506. Galerie Barberini, Rom.)

aber auch bis ins Herz erfreut, ein. Bellini ließ ihn nicht beim Worte.

„Jetzt begreife ich die rasche Wandlung in Tizian, der Euch erst nicht wollte gelten lassen, aber seit er das Bild sah, voller Begeisterung von Euch spricht. Es ist erstaunlich, wieviel Fleiß Ihr da hineingetragen habet. Überall ist die kleinste Frage mit gleichem Können gelöst, und die feinen Einzelheiten fließen harmonisch in ein großes Ganzes zusammen. Was Ihr mit dem Pinsel vermöget, grenzt an Zauberei! Als hättet Ihr mit der schärfsten Feder gezeichnet, so fein ist jedes Ding durchgeführt. Ihr möget ein Geheimnis in der Art Eurer Pinsel haben, denn mit den Pinseln, die ich kenne, ist diese feinste Arbeit nicht ausführbar."

Dürer mußte lächeln, seine Pinselarbeit hatte schon vielen zu denken gegeben, daß sie aber ein Meister, wie Bellini, nicht erfaßte, war ihm unverständlich. In seiner befriedigten Künstlereitelkeit über das Lob des Malerfürsten lächelte er stillverklärt vor sich hin und sprach verwundert:

„Der Pinsel ist es nicht allein, edler Maestro, dazu muß die Hand leicht und geübt sein."

Bellini zweifelte. Seine Hand zeigend, sprach er:

„Hab' ich nicht auch eine leichte Hand? Doch mit meinen Pinseln könnte ich kein so feines Strichelwerk ziehen. Wie gerne wollte ich Euer Geheimnis kennen, aber Ihr werdet mir's nicht verraten!"

„Ich kann nichts anderes sagen. Hätt' ich ein Geheimnis, Ihr wäret der erste, dem ich es lüften würde. Sehet Euch meine Pinsel an, das ist mein ganzes Werkzeug, anderes hab' ich nicht, und die hat mir ein Venezianer gebunden, der die Pinsel für alle Maler hier binden soll." Dürer zeigte ihm die Pinsel, mit denen er arbeitete.

Über Bellinis Gesicht huschte ein leichter Unwillen, aber er verschwand bald bei seinen Worten, die in feinem Groll zu Dürer sprachen:

„Ihr Deutschen seid verschlossene Männer. Weder

Prahler noch Lügner. Wir Venezianer aber sind undankbar und listig. Fremde Werte nehmen wir für die unseren und lügen uns in eine Selbstherrlichkeit hinein. Eure feinen Öle habt ihr lange als Geheimnis gehütet, bis Antonello dem Brügger Meister van Eyck die Bereitung der Ölfarben abgelistet hatte. Er wollte es als sein eigenes Geheimnis bewahren und behütete es in Messina getreulich. Es hat ihn berühmt gemacht. Aber in einer schwachen Stunde vertraute er es seinem Schüler Veneziano an, dem raubte es Castagno mit Gewalt. Um das Geheimnis allein verwerten zu können, ermordete er den Veneziano. Durch die Bereitung der Ölfarben hat der Schuft viel Gold gewonnen. Auch ich hab' ihm das Geheimnis abgekauft, den Vertrag aber, es keinem sonst zu verraten, hab' ich dem Schurken nicht gehalten und es meine Schüler gelehrt, da ich die großen Vorteile der Ölfarbe gegen die Temperafarbe längst erkannt hatte. Ihr aber, Meister Alberto, seid klug, daß Ihr das Geheimnis Eurer Pinsel nicht verratet!"

Dürer, erschrocken über diese Zumutung, trat einen Schritt zurück. Er wollte entrüstet entgegnen; als er aber in die bewundernden Augen des Greises blickte, war er entwaffnet. Er reichte Bellini seine Pinsel hin und lächelte überlegen:

„Suchet einen aus, den Ihr dafür haltet, daß er der sein könnte, mit dem ich die feinen Striche ziehe; ich will Euch kundtun, wie ich ihn führe, daß er mir willig ist. Wenn Ihr ein Geheimnis darin sehet, saget es Euren Schülern allen, ich will es ihnen gerne gönnen, es wird wohl kein Mord daraus erwachsen!"

Bellini suchte in den Pinseln, fand aber keinen so feinen; lächelnd sagte er:

„Wählet selbst!"

Dürer nahm einen aus dem Bündel, mischte auf der Farbenplatte einen goldigen Ton und malte einem Englein, das die Krone über dem Haupte Mariens tragen half, eine wunderfeine Locke auf die Stirne. Bald erglänzte

das Löckchen winzig fein, wie goldenes Haargekräusel. Jedes Härlein war scharf und fein, wie gesponnenes Gold, als hätte Dürers Hand ein Federlein gerührt, so leicht bewegte sich der Pinsel der Form nach.

Bellinis Erstaunen wuchs, als er die Leichtigkeit der feingegliederten Hand sah. Die edlen Finger bewegten sich kaum, sie hielten den Pinsel tändelnd, krümmten sich nur leicht und waren elastisch. Diese Hand war für Bellini ein Rätsel, er konnte seine Blicke nicht von ihr abwenden. Begeistert rief er aus, als Dürer das Löckchen so fein hingezaubert hatte:

„Maestro Alberto, wenn ich meinen Schülern Euer Geheimnis künden will, so müßte ich auch Eure Hand haben. Solch eine Hand aber ist ein köstlich Wunderwerk und nur einer hat sie. Wär' sie nicht an Euren Leib gewachsen und ein Lebewesen für sich, sie wäre Maler geworden wie Ihr. Laßt mich Eure Hände fassen."

Lange hielt Bellini Dürers Hände in den seinen und besah sie. Sinnend sprach er dann weiter:

„Die Finger haben Seele und Gemüt. Ich vermeine den Geist zu verspüren, der aus ihnen ausströmt. Wohl kann so eine Hand Wunder wirken, sie kann ohne Zunge sprechen, klug und weise. Wisset Ihr, daß dem antiken Geiste die Hände viel bedeutet haben? Gesinnung und Charakter liegt in ihnen, Ausdruck und Grazie. Der rohe Mensch hat sie derb, und sie sagen von Entschlossenheit und Brutalität. Der Edle aber formt in der Gebärde der Hände seiner Rede Sinn, wie er von Freiheit oder Heldentum, Ehrlichkeit oder Edelsinn spricht. Die Hände sind seiner Würde Sprache. Der Geizige scharrt sein Gold mit beutegierigen Fingern zusammen; der Poet legt sie in lässiger Anmut in seine Gebärde. Der schönen Frau aber sind die Hände der liebreizende Schmuck, sie heben ihre Schönheit hervor und können himmlische Gunst gewähren, wenn sie zum Kuß gereicht werden. Ihr wisset, was Botticellis Frauengestalten, die so wolkenleicht schweben, für tippende Fingerlein haben, die ihre Empfindung aus-

strömen wie Träume von Sinnlichkeit. Es könnte wohl einem Meister einmal einfallen, ein Bild zu malen oder zu meißeln, in dem die ganze Handlung in der Sprache der Hände ausgedrückt wird. Wenn verschiedengestaltete Hände ineinandergreifen, so denke ich mir in dem Spiel ihrer Gebärde den Gang ihrer Gedanken. Wenn Eure Hände, Maestro Alberto, in den Händen einer Jungfraue liegen würden, müßte man erkennen, wie lauter und rein Eure Seele in das Frauengemüt fließet. Doch lägen Eure Hände in denen eines wüsten Kriegers, da empfände man, wie es Christus zumute war, als ihn die Rohen peinigten. Ich werde nun immer an Eure Hände denken müssen, wenn ich Eure Tafeln besehen werde. Ihr müßt sie mir einmal zeichnen! Auch will ich ein Bild bei Euch bestellen, gegen guten Lohn, daß Eure feine Kunst immer vor meinen Augen stehe und mich's nicht vergessen läßt, Euch zu bewundern."

Dürer war erstaunt, welche feine Beobachtung der Venezianer zu machen verstand. Das Temperament des Greises hatte auch ihn fortgerissen. Die Sprache der Hände war für ihn neu, er hatte ihr keine solche Bedeutung beigelegt, für ihn war die Hand, ob alt, ob jung, nötig zur Geste, oder er konterfeite sie in wahrheitsgetreuer Nachbildung. Sein Denken verlor sich in eine neue Art Grübelei. Er wollte dem Wesen der Hände nachgehen und feststellen, wie es sich äußert.

Bellini hatte sich wieder vor das Tafelbild gesetzt; es fesselte ihn derart, daß er nun näher darauf einging.

„Da habt Ihr ja auch ein leises Widerstreben des Himmlischen zum Profanen in dem Fingerspiel ausgedrückt, Dürer. Ihr lasset die Madonna Euren Kaiser Maximilian mit Rosen krönen. Die unwillige Verkrampfung ihrer Finger weiset darauf hin, daß ein Herrscher bedenken möge, sich der Huld der Himmelskönigin zu befleißen. Euer Kaiser scheint das auf dem Bilde zu fühlen, möge er es auch ansonsten tun."

Dürer empfand den feinen Spott Bellinis; er wußte,

daß die Welschen Kaiser Max nicht gutgesinnt waren, weil er nach der Papstkrone strebte.

„Das hab' ich wahrlich nicht ausdrücken wollen, Maestro. Uns Deutschen ist der Kaiser ein guter Herr, ihm muß Maria ohne Widerstreben den Rosenkranz verleihen.“ Dürer sagte es beinahe erregt, denn seinem Kaiser ließ er nicht spotten.

„Und der Papst?“

„Julius II. verweigert dem König die heilige römische Krone, das stellt ihn für uns tiefer.“

Bellini lachte. „Ihr seid ein guter Deutscher. Aber Kaiser Maximilian wird niemals römischer König. Ihr wisset doch, daß ihm der Papst seine Heere entgegenstellt, und der König der Franken hilft uns!“

Dürer schwieg. Die Politik hatte wenig mit seinem Grübeln und seiner Kunst zu tun. Daß der Papst dem Deutschen Reich nicht gutgesinnt war und die Venezianer nur allzu willig an seiner Feindseligkeit teilnahmen, das wußte Dürer. Bellini wollte ihn nicht kränken und sah aufmerksam das Selbstbildnis Dürers an, der mit der Inschrifttafel am Rande der Gruppe neben seinem Freunde Wilibald Pirkheimer, an einen Baum gelehnt, im pelzverbrämten Mantel abgebildet war.

„Habt Ihr die Sitte, Euer Selbstbild in die Werke zu stellen, der Antike entlehnt?“ fragte Bellini. Dürer lächelte:

„Mag wohl sein; mir hat's mein Freund Wilibald gedeutet. Er zeigte mir ein griechisches Schriftwerk, darin stand die Stelle, daß die alten Meister ihr Konterfei in Reliefs prägten. Plinius erzählt, daß Phidias am Schilde der Pallas eine Amazonenschlacht meißelte und unter den Kriegern sein Konterfei hervorhob. Es sollte sein Meisterzeichen sein. Ich finde es würdig, wenn des Schöpfers Bildnis seinem Werke aufgeprägt ist.“

Bellini sah Dürer lauernd an, ihm mißfiel diese eitle Art, sich berühmt zu machen. Lächelnd sprach er:

„Wisset Ihr auch, daß die Athener den Phidias darob

verklagten, weil er dem Idealen das profane Selbstherz vorheben beigemischt hatte?"

„Darum stelle ich meine Person abseits, aus dem Bereich der heiligen Handlung", gab nun Dürer lachend zurück. „Vielleicht bekränzt mich Maria dafür."

Bellini war entwaffnet, er lachte nun auch. „Ihr seid weise, aber auch eitel!"

Das Lachen Bellinis reizte Dürer, seine Eitelkeit mußte er beschützen, das war er sich selbst wert.

„So viel ist mir meine Kunst schuldig, daß sie einmal, wenn ich nicht mehr bin, sagen kann: ‚So hat der ausgeschaut, der das gemalt hat.'"

Bellinis feinem Ohr entging der gereizte Ton Dürers nicht; er nickte, ging darüber hinweg und lobte den weichwallenden Faltenwurf der Gewänder.

„Erst maltet und stachet Ihr die Falten der Gewandung scharf, wie gebrochenes Pergament, jetzt aber sind sie weich und fügen sich dem Leib der Figuren an. Gehet nur aber auch in dem Sinn der Darstellung leichter über Euer Grübeln hinweg! Ihr stellet den Gedanken der Wahrheit in der Erscheinung höher als den des Zufalls, der Schönheit. Auch im Bildnis erfasset Ihr, und die flämischen Meister alle, die Wahrheit des Geschauten zu unbarmherzig. Antonello hatte aus Flandern Bildnisse mitgebracht, die von einer Naturtreue sprachen, daß ich erstaunt war, wie wenig galant so ein Fläme sein kann. Der welsche Maler sieht nur das Schöne im Menschen, das Häßliche übergeht er geschmackvoll, gibt von seiner Empfindung dazu, daß ein Konterfei wohlgefällig aussehe. Der Geist des Malers soll der Natur, wenn sie mißgestaltet und häßlich ist, nachhelfen, so kann er die Wahrheit und die Schönheit vermischen zum Gewinn des Ganzen!"

Dürer empfand diese Meinung Bellinis wie einen Schlag ins Gesicht; er wollte erwidern, besann sich aber, daß er noch immer die Schönheit nicht ergründet hatte; wie sollte er darüber urteilen? Stand nicht auch in Annas

unschuldigem Kindersinn der Gedanke der Schönheit höher als der der Ehrlichkeit? Hatte ihm nicht Wilibald über die Aussprüche Platos und des Aristides Vorträge gehalten? Warum konnte sich Dürer von diesen Herbheiten nicht loslösen? Hat er es in seinem Tafelbilde nicht schon angestrebt? Sinnend ging er in der Werkstatt auf und ab, blieb dann vor Bellini stehen und sprach ernst:

„Was die Natur schafft, das tut sie mit Bedacht. Daran soll unser Geist nicht meistern. So der Maler der Natur nachgeht, darf er zwischen Schön und Häßlich keinen Unterschied machen. Er muß erst alles sehen lernen, ehe er seinen Sinn daran übt. Es gibt keine Überhebung des Schönen, keine Unterdrückung des Häßlichen, weder in der Natur, noch in der Kunst, wenn sie ehrlich ist. So wie die Kunst des Malens nur der zu beurteilen vermag, der selbst ein Maler ist, weil sie den anderen verborgen bleibt wie der Sinn einer fremden Sprache, so darf sich nur der den Reichtum der Natur aneignen, der ihn erfassen und sehen kann; der edelste Sinn des Malers ist das Sehen! Wie er es sieht, so soll er es in der Kunst wiedergeben. Ein anderes gibt es nicht, das wäre Lüge! Der Florentiner Leonardo lehrt es auch so!"

„Er meint aber auch: der Künstler soll über die Natur sich erheben, um das Schöne in ihr herauszufinden." Bellini sagte es in seiner ruhigen, vornehmen Art, die alles Erfaßte verteidigte. „Die Harmonie am Menschen ist in der Natur allein nicht zu finden, sie muß gesteigert werden im Sinne des Idealen! Ihr seid doch so ein Grübler, denket nach. Den Flug Eurer Englein habt Ihr doch nicht gesehen. Das kommt aus Eurer Phantasie, weil Eure Vorstellung einem Englein Flügel verleiht. Ihr habt's gewiß auch erfahren, wenn Euch ein Bild vorschwebt, daß Ihr kein Modell in der Natur dazu findet. Ihr konstruiert das Maß des idealen Menschen mathematisch. Warum findet Ihr ihn nicht in der Natur? Die Menschen, die uns begegnen, sind uns nicht schön genug, wir wollen sie veredeln. Da habt Ihr ja an Euch selbst

das Beispiel, daß der Künstler, wenn er einer ist, sich über die Natur erheben muß, um die Vorstellung des Schönen oder Edlen aus seinem Geiste dazu zu tun. Auch der Laie sieht das Schöne lieber und freut sich über das Häßliche nur, wenn es seinem barbarischen Temperament nahekommt. Glaubet mir, die Renaissance weiß, was sie will! Sie gibt dem Schönheitssucher mehr, als es die Gotik vermag. Ihr Deutschen habt sie noch nicht erfaßt!"

Dürer schwieg. Er hatte das alles ja erfahren. Seine Ansichten über die Wahrheit wurzelten seit seiner Kindheit in ihm, das Problem der Schönheit war erst kurze Zeit in seinem Sinn aufgetaucht; er hatte Empfindung dafür, aber er hatte sie nicht sicher, daher verwirrte es ihn. Alle Versuche, nach der schönen Anna eine antike Göttin zu zeichnen, mißlangen kläglich, immer sah er die Wahrheit als Schönheit an; die lügnerisch gleißende Sinnlichkeit oder das Edle einer vollendet schönen Gestalt kannte er nicht, und fand sie auch in Anna nicht.

Bellini forschte im Antlitz des schweigsamen, versonnenen Dürer; es war ihm ein Bedürfnis, die Schwerfälligkeit des strengen Wahrheitsapostels zu wenden.

„Grübelt nicht, Maestro Alberto, es nützt Euch doch nichts, Ihr könnt keine Venus schaffen aus einem irdischen Weibe! Da müsset Ihr Euch erst hineinleben, wie die Venus mag ausgesehen haben. Das kann ein Deutscher nicht. Auch Giorgione und Tizian leiden darunter, weil ihre Sinnengier die Dirne im Weibe von der göttlichen Erscheinung nicht zu trennen vermag. Aber sie malen aus ihrem Geist heraus und geben dem innerlich geschauten Reiz ihre göttlich gedachten Gestalten. Das Weib, das sich dem Manne hingibt, erweckt in ihm Vorstellungen, die er nicht mit profanen Gefühlen abtun kann. Der Leidenschaft gehen Idealisierung und Vergötterung voran, wenn der Mann ein Poet ist. Da sucht er keine Wahrheit, die ihm alle Illusionen nehmen kann, er idealisiert das Weib seiner Liebe, während er es besitzt. Sehet, diesen Ausdruck der Seele lassen Giorgione und seine Freunde

in ihre Bilder fließen. Sie genießen beim Malen das Wunder der Liebe, das sie alle Formen verachten heißt, welche dem idealen Anbeten des Schönen keine Illusionen geben. Geträumtes zum Ausdruck zu bringen, vermag kein Modell, es kann bewußt keine Bewegung so wiedergeben, wie sie der Maler braucht. Das Modell in seiner Pose ist also nur der Behelf für die Anatomie des Körpers, aber niemalen befriedigt es den Geist des Schaffenden ganz. Eine Bewegung, die großen Eindruck erwecken soll, kann niemand bewußt geben, die muß belauscht werden; sie entsteht, ohne gewollt zu sein. Insbesondere das Nackte am Weibe bleibt profan, wenn Ihr es mit nüchternen Augen betrachtet; es muß erst mit dem Geiste in Harmonie treten und einer Andacht oder Trunkenheit entspringen, dann dient es dem Maler. Ihr aber, Maestro, haltet Euch an das, was Euer vernünftiges Auge sieht, was Euer Modell wahrhaftig tut, da könnt Ihr den Willen zum Schönen, zum Idealen nicht üben!"

Dürer lauschte. Er fand in den Worten all das, was er schon empfunden hatte, aber sein Wahrheitstrotz rang es nieder. Jetzt mußte er sich sagen, daß er erst sein Erlebtes vergessen und neues Erleben suchen müsse, ehe er seinem Geiste Ideale geben konnte. Er wurde traurig; Bellini sah ihm in die Seele hinein:

„Kränkt Euch nicht, daß Ihr Eure Kunst der deutschen Sitte angepaßt habt; es wird noch das Schönheitsfieber über Euch kommen, so wie es über mich gekommen ist in meinen achtzig Jahren. Wenn Euch die Deutschen so wollen, wie Ihr seid, dann bleibt dabei. Jeder Ort und jede Zeit formt Sitte und Geschmack nach ihrem Bedürfnis. Ich sehe aber dort am Brett eine Zeichnung, die mir sagt, daß Euer Sinn der Renaissance sich nähert, daß Ihr das Antike zu neuen Formen wiedererwecken wollt, ohne Eure Gotik dabei zu verdrängen. Diese Mischung ist neu. Ich hab' die Empfindung, als hätte Eure Eva, der gotischen Kunstform müde, sich die Finessen einer olympischen Göttin zurechtgelegt. Es ist eine bestimmte

Schönheit, die aus der Natur wachsen will, aber doch in ein Ideal verstrickt ist und nimmer herauskann! Ist's nicht so, lieber Maestro? Das habt Ihr mit Liebe gezeichnet."

Dürer atmete erleichtert auf, seine Waffe war ihm aus der Hand gerissen, Bellini hatte ihn durchschaut. Der Ernst in seinen Zügen wich, ein feines Lächeln huschte über sein Gesicht:

„Es ist so. Da Ihr bekennt, daß Ihr in Eurem Alter erst der griechischen Schönheit nachgeht, so darf ich auch nimmer lügen. Mein Sinn strebt dem Antiken zu, aber meine Überzeugung, daß das gotische Formenwesen noch lange nicht erschöpft ist, läßt mir keine Freiheit. Hab' wollen eine Venus malen und ist eine Eva daraus geworden. Hab' noch keine Venus in mir, weil mir das Weib keine vorgaukeln konnte. Das braucht ein sündhaft Leben in Schlemmerei und Überfluß. Ihr aber wisset, edler Maestro, was mein Leben war, ein einsam Stämmlein auf ungeackertem Boden, ohne Sonne und Licht, ohne Liebe und Leidenschaft, wie kann ich da Arkadiens Götter ahnen? Aber ich will hinaus an die Sonne!"

Bellini sah Dürer sinnend an; er wußte, daß dieser ehrliche Mann niemals ein Gaukler werden würde. Er wußte, daß in dieser Grüblerseele und dem Bienenfleiß die Leidenschaft Giorgiones niemals werde Wurzeln fassen können. Lächelnd stand er auf, nahm Dürer treuherzig an der Hand, sah ihn mit seinen funkelnden Augen an und sagte:

„Ihr seid ein Albrecht Dürer geworden, das ist viel. Ob ein Giorgione so viel bedeutet, wird sich zeigen. Lasset Euch vom antikischen Geiste nicht verführen, der fordert ein ganzes Leben für sich, kein halbes. Euer Stämmlein, wie Ihr Eure Kunst so sinnig nennet, hätte schon in jungen Jahren mit Nektar und Ambrosia großgezogen werden sollen. Ich bin auch so, ich tauge nicht für den Sinnenrausch, mir ist das Tiefe der Seele lieber. Kommet bald zu mir, Euer Geist ist mir so nahe, daß ich ihn fühlen will."

Als Bellini in seiner Gondel weggefahren war, fühlte sich Dürer wie vereinsamt. Ihm war zumute wie damals, als sein Vater starb. Eine tiefe Ergriffenheit beschlich ihn, in der die Worte Bellinis weiterwirkten. Sein innerer Wirrwarr klärte sich, er fand Wege, auf denen die Gedanken freier dahinliefen. In seinem gedrückten Gemüt tauchte ein Mahnen auf, der Zaghaftigkeit zu entsagen.

Noch in dieser Stunde belebender Gedanken entwarf er eine Skizze, in der er versuchte, den Händen Seele zu geben. Er entwarf den jungen Christusknaben, wie er den Schriftgelehrten im Tempel widersprach. Den Gelehrten gab er fratzenhafte Gesichte, wie er sie in Nachbildungen der Zeichnungen Leonardos bei Jakomini gesehen hatte; damit deutete er die Entstellung der Weisheit an. Dem Christusknaben aber verlieh er einen frommen, denkenden Ausdruck. Seine weißen, feinen Hände wurden im Aufzählen widerlegender Gründe so beredt, daß sie die Geistesoffenbarung dieses Knaben aussprachen. Die Hände des einen Schriftgelehrten, der seinen Unwillen an des Knaben Erleuchtung verbiß, geiferten in ihren plumpen, ungelenken Fingerformen hilflos an die Hände Jesu. Im Gegensatz zu deren inniger Verklärung waren sie sprechende Unwissenheit und falsche Gedankenfolge. So hatte Dürer über Bellinis Anregung die Hände in seinem Bilde den Streit ausfechten lassen, wie die Legende es verlangt. In fünf Tagen, wie er selbst am Bilde vermerkte, hatte er es vollendet. Als es Bellini erhielt, lächelte er; er wußte, daß Dürer sich lieber in Probleme vertiefte als in Ideale. Das kleine Bild machte ihm große Freude; er zeigte es jedem, der ihn besuchte, und rühmte dabei Dürers Geist und Hände, und gerne erzählte er von dem Pinselgeheimnis des Deutschen. —

In diesen Tagen schrieb Dürer an seinen Freund und Gönner Wilibald Pirkheimer:

„Mein willigen Dienst zuvor, lieber Herr. Wenn es Euch wol geht, das gunn ich Euch von ganzem Herzen,

wie mir selbs. Ich hab Euch neulich geschrieben, versich mich, der Brief sei Euch worden. In mittler Zeit hat mir mein Mutter geschrieben und mich gescholten, daß ich Euch nit schreib, und mir zu verstehn geben, wie Ihr ein Unwillen auf mich hant, . . . ich soll mich fast gegen Euch verantworten. Und ist sehr bekummert, als ihr Sitt ist . . . Dorum bitt ich Euch unterthänlich, Ihr wollt mirs verzeihen. Wann ich hab kein anderen Freund auf Erden denn Euch . . . Ich wollt, daß Ihr hie zu Venedich wärt, es sind so viel ärtiger Geselln unter den Walchen, die sich je länger je mehr zu mir gesellen, daß es eim am Herzen sanft sollt than, vernünftig Gelehrt, gut Lautenschlaher, Pfeifer, Verständig im Gemäl [1]) und viel edler Gemut, recht Tugend von Leuten, und thund mir viel Ehr und Freundschaft. Dorgen [2]) finder auch die untreuesten verlogen diebisch Böswicht, do ich glaub, daß sie auf Erdrich nit leben . . . Sie wissen, daß man solich Bosheit von ihn weiß, aber sie frogen nix dornoch. Ich hab viel guter Freund unter den Walchen, die mich warnen, daß ich mit ihren Moleren nit ess und trink. Auch sind mir ihr viel Feind und machen mein Ding [3]) in Kirchen ab und wo sie es mügen bekummen. Noch [4]) schelten sie es und sagen, es sei nit antikisch Art, dorum sei es nit gut. Aber Sambelling [5]) der hätt mich vor viel Tzentillomen [6]) sehr globt. Er wollt geren etwas von mir haben und ist selber zu mir kummen und hat mich gebeten, ich soll ihm etwas machen, er wolls wol zahlen. Und sagen mir die Leut alle, wie es so ein frummer Mann sei, daß ich ihm gleich günstig bin. Er ist sehr alt und ist noch der best im Gemäl . . . Auch lass ich Euch wissen, daß viel besser Moler hie sind weder daussen Meister Jacob [7]) ist. Aber Anthoni Kolb schwor ein Eid, es lebte kein beßrer Moler auf Erden denn Jacob. Die andern spotten sein, sprechen: wär er gut, so belieb er hie. Und heut hab ich erst mein Tafel angefangen zu entwerfen [8]). Wann mein Händ sind so grindig gewest,

daß ich nit erbeten[9]) hab kunnen. Aber ich habs vertreiben lossen. Hiemit sind gütig mit mir und zürnt nit so bald. Seid sänftmutig als ich. Ihr wöllt nüt von mir lehren, ich weiß nit, wie es zugeht. Lieber, ich wollt geren wissen, ob Euch kein Buhlschaft gestorben wär, etwas schier beim Wasser oder etwas solichs[10]) oder[11]) oder[12]) Madle[13]), auf daß Ihr ein andre an derselben Statt brächtt. Ggeben zu Venedich neun Ohr in die Nacht[14]), am Sonntag noch Lichtmeß[15]) im 1506 Johr . . . Albrecht Dürer."

[1]) Kunstfreunde. [2]) dagegen. [3]) kopierten Bilder Dürers, die in Kirchen hingen. [4]) nachher. [5]) Giovanni Bellini [6]) Gentiluomini = Edelleute. [7]) Jacopo de' Barbari. [8]) Eva. [9]) arbeiten. [10]) Dabei die Zeichnung einer Rose. [11]) Folgt die Zeichnung eines Besens. [12]) ein laufender Hund. [13]) Dürer meint die Rosenthalerin, Gärtnerin, Rechenmeisterin und andere Liebschaften des Freundes. [14]) etwa 2 1/2 Uhr. [15]) 7. Febr.

Seit dem Tage, an dem Judith den Nürenberger Meister sah, ging eine Wandlung in ihr vor. Die Augen Dürers hatten sie bezaubert, dermaßen, daß sie in Leidenschaft für ihn entbrannte. So oft sie sich das auch ausreden wollte, immer wieder kochte es in ihr und ließ sie nicht los. Ihr Geliebter Marcantonio war nach Florenz gereist, um nach Zeichnungen Raffaels und Leonardos Kupferstiche herzustellen. So war Judith ohne Liebsten und nahm sich vor, Dürer für sich zu gewinnen. Ihre Phantasie berauschte sich an den Bildern, da sie den schüchternen Knaben im Tiergarten zu Nürnberg küßte. Die süße Erinnerung an diese Stunde gab ihr die Sehnsucht, den Mann Dürer in ihre Arme zu schließen. Stundenlang gondelte sie vor dem Fenster an seiner Werkstatt hin und her, das Gesicht des Deutschen zu erspähen. Sah sie ihn am Fenster, so belauschte sie ihn, wie er gedankenverloren über den Canale blickte, und seine träumerischen Augen quälten sie dann die ganze Nacht. Sie hörte ihn als Knaben zu ihr sagen: „Es ist so, als ob aus einem Traume eine Blume herauswachsen würde. Und deine Lippen sind

die Blumenblätter, dein Auge ist die Blumenseele, und dein Leib ist das Stänglein, daran all das Liebliche Blüten treibt!" Diese poetischen Worte hatten sich in ihrer eitlen Kinderseele eingeprägt, nun lebten sie in ihren Gedanken, wenn sie seine Augen sah. Kein Geliebter hatte jemals so innige Worte zu ihr gesprochen, keiner hatte jemals ihre Küsse so andächtig getrunken wie er. Immer nur war es ein wildes Begehren, das ihr die Kleider vom Leibe riß, immer war sie ihnen nur die schwarze Judith, die als Schönheit galt.

Und nun sah sie wieder in Dürer jene unendliche Milde, die aus seinen Augen strahlte, aus seinen Worten floß. Warum hatte sie diesen Heiligen gehaßt und verfolgt? Jetzt schien es ihr unfaßbar. Sie dachte nicht mehr an die Rache, die sie ihm geschworen hatte. Trug überhaupt Dürer Schuld an der Schmach ihres Vaters? War nicht der es, welcher die Goldschmiede betrog und den alten Dürer ins Unglück stürzen wollte?

Diese Gedanken peinigten sie Tag und Nacht. Sie wich dem Buckligen aus, wo immer sie nur konnte. Traf sie aber mit ihm zusammen, so schrie sie ihn an:

„Hütet Euch, den Deutschen zu verfolgen! Ich sah Euch neulich vor seiner Werkstatt herumlungern. Was habt Ihr im Sinn?"

Perci lachte heiser, ihn quälte es unsagbar, daß ihm Judith die Gelegenheit nehmen wollte, sich den versprochenen Lohn zu verdienen. Lauernd flüsterte er:

„Gebt mir erst das, was Ihr mir versprochen habt, dann bin ich gefügig und lass' den deutschen Meister sein kupferrotes Liebchen halsen. Was seht Ihr mich so an? Seid Ihr eifersüchtig auf Jakominis holdseliges Töchterlein? Sie ist nicht so schön wie Ihr, oh! lange nicht!"

Perci hatte den Pfeil abgeschossen, der sie verwunden sollte; er lachte höhnisch.

Judith sah Flammen vor ihren Augen. Dürer war also in die deutsche Anna verliebt? Eine Glut stieg in ihr Blut, sie schrie:

„Sage mir alles, ich muß es wissen! Vielleicht bekommst du die Arbeit, durch die du den versprochenen Lohn verdienen kannst. Was hast du erlauscht, Schurke?“

Perci lachte. Das Wort „Schurke“ klang vertraulich, das „Du“ auch. Er lachte so höhnisch, daß Judith in Zorn geriet und ihm die Faust ins Gesicht schlug. Er aber faßte ihre Hand und küßte sie:

„Ihr könnt mir nimmer weh tun, seit ich Eure Schönheit sah. In Eurem Zorn seid Ihr mir am liebsten!“

Sie deckte voller Ekel ihre Hand übers Gesicht.

Perci aber lachte und erzählte ihr, wie er die liebliche Anna jeden Nachmittag in die Werkstatt Dürers rudern sah, wie er sich aufs Fenster schwang und lauschte, wenn die Jungfrau nackt vor dem Meister stand, und er sie malte. Er hatte auch gesehen, wie sie ihn küßte. Da er nun Judiths Eifersucht heraufbeschwor, schilderte er das Erschaute in grellen Farben; es tat ihm wohl, Judith einmal in ihr Tiefinnerstes greifen zu können, mit seinen Spinnenfingern.

Sie ertrug es nicht länger, lief in ihre Kammer und warf sich übers Ruhebett. Ihre Seele schmerzte sie, ihr Puls hämmerte; da wurde es ihr erst klar, daß sie Dürer mit all ihrer Leidenschaft liebte. Lange sann sie nach, wie sie es anstellen solle, das Liebesverhältnis Dürers mit Anna zu zerstören und ihn für sich zu gewinnen.

„Ach, nur eine Nacht! Nur eine Nacht! Daß ich diese Augen austrinken könnte!“ stöhnte sie. Plötzlich sprang sie auf, warf ein Tuch um ihren Kopf, band die Maske vors Gesicht und lief wie gehetzt nach dem Rialto. Sie mußte ihn sehen, eine unheimliche Gewalt trieb sie. Sie nahm eine Gondel und fuhr den Canale entlang bis zur Seitengasse, an deren Ecke die Werkstatt Dürers lag. Mit verlangenden Blicken, mit einem Gefühl, das sie peitschte, starrte sie zu Dürers Fenster hinüber. Oh! könnte sie seine Stimme hören, die einen solch wohlklingenden Tonfall hatte.

Wie sie durch die enge Wassergasse ihre Gondel ein-

lenkte, da trat der Meister ans Fenster. Die Sonne lag golden auf seinem verträumten Gesicht, seine schönen Hände ruhten über der Brust gefaltet, und seine Augen sahen in die Ferne. Unendliche Güte und Milde entströmte diesem durchgeistigten Christusgesicht, das die langen, lockigen Haare eigenartig umrahmten.

Judith starrte ihn an, ihr Leib zitterte, ihre Lippen flüsterten entzückt: „Er ist wie ein Gott, so schön und so heilig! Einmal haben mich diese roten Lippen geküßt, diese hellen Augen bewundert. O ihr Augen, sehet mich doch an! Ihr sollt euch an mir berauschen!“

Er aber sah Judith nicht, er blickte weit hinaus. In seiner Seele stand das liebliche Bild Annas.

Da trat Dürer vom Fenster weg, die verschämte Stimme Annas rief ihn. Sie hatte sich zur Sitzung entkleidet und stand züchtig errötend in dem goldenen Sonnenbande, das in die Stube fiel.

Judith lenkte die Gondel unter das Werkstattfenster und hörte Annas Stimme: „Meister, lieber Meister, warum seid Ihr heut so bange?“

Und da hörte sie die Stimme Dürers. Ihr Herz pochte.

„Liebe Jungfraue, mir ist's, als griffe eine gierige Hand in meine Seele. Ich habe meinen Gott gefragt, ob ich unrecht tue, wenn ich Eure Gnade über mich ergehen lasse, aber er hat mir nicht geantwortet.“

Judith zuckte zusammen. Ihr Herz durchfuhr ein Stich: „Er liebt sie!“ stöhnte sie. Anna sprach so mild, so sanft, als hielten ihre Hände das zuckende Herz Dürers und kosten es:

„Ich weiß, lieber Meister, daß Ihr mich liebt. Mein Herz aber gehört dem guten Peter Pender. Lasset ab von mir; ich kann Euch sonst nichts sein, als eine Eva.“

„Schlange!“ zischte Judith, „du willst ihn mit deutscher Sentimentalität einfangen! Stündest du nackt vor ihm, wenn du ihn nicht begehrtest?“

Sie trieb die Gondel an die Wand, mit einem Ruck hob sie sich auf den Gondelpfeiler, griff aufs Fenster=



Aktstudien zur Eva:
(Handzeichnungen. 1506. Kupferstichkabinett, Berlin.)



Eva.
(Ölgemälde. 1507. Prado, Madrid.)

gesims und hob ihren Kopf hinauf. Da sah sie den Elfenbeinleib Annas züchtig im Licht stehen, er war so lieblich, daß die wilde Eifersucht die Jüdin packte. Sie sah den stillversonnenen Meister bei der Arbeit, sah wie seine Blicke sich an den Formen des lichten Leibes festsaugten, sah wie sein Gesicht verklärt überstrahlt war und wie seine schöne Hand den Pinsel führte. Dieses Bild stillen, reinen Schaffens griff in die Seele der wilden Judith. Ein mächtiges Verlangen, von Dürer gemalt zu werden, erfüllte sie. Es mußte ihr gelingen, diesen Erlesenen an sich zu fesseln. Sie beschloß, beim nächsten Besuch Dürers in Bellinis Atelier ihm ihre Schönheit zu zeigen. Wie eine Katze schwang sie sich in die Gondel zurück und ruderte davon.

Seit Anna dem verliebten Peter ihr Herz im Rosenorakel erschlossen hatte, ging er in seliger Traumverlorenheit einher. Aber seit er einmal bei der Abendunterhaltung im Garten die Augen Annas gar zu lange auf Dürer ruhen sah und den Meister sie necken hörte, sie möge ihr Geheimnis nicht verraten, Peter könnte eifersüchtig werden, seitdem saß ein Pfeil in seinem Herzen. Er belauschte ihre Unterhaltung eifriger als sonst, fing jeden Blick auf, den sie miteinander austauschten, und wurde unruhig. Die sonst so ernste Art des Meisters war herzlicher, der schalkhafte Zug in Annas Gesicht war ernster geworden, Peter sah ein geheimes Einverständnis zwischen den beiden und hörte Dürer öfter als sonst ihre Schönheit rühmen. Da erwachte die Eifersucht im Herzen Peters. Neigte sich ihm Anna zu, so zog er sich scheu zurück. Neckte sie ihn, wurde er zornig. Lachte sie, so hätte er am liebsten geweint. Er wurde verstimmt und ging ihr schließlich aus dem Wege. Seine Gedanken aber waren immer bei ihr, wenn er meinte, daß sie in des Meisters Werkstatt weile. Daß Dürer Anna als Madonna mit dem Zeislein malte, das wußte er, er wußte auch, daß sie ihm für die Madonna auf seinem „Rosenkranzfest“ als Modell gesessen hatte. Er sah die Bilder bei Dürer und freute sich darüber.

Daß sie ihm aber zur „Eva“ Modell stand, das wußte er nicht, durfte er nicht wissen.

Der arme Peter quälte sich ab, bis ihn einmal Anna am Canale, als er seine Tuchballen zum Färber fahren wollte, an der Gondel anrief:

„Peterlein, du liebes, was hat doch dein Angesicht für bösen Ausdruck? Hast du so viel Arbeit in deines Vaters Tuchhaus?“

Zornig über den Spott, erwiderte Peter:

„Nit so viel Arbeit, wie du beim Meister. Für mich hast du kein Stündlein mehr. Malst wohl gar dem Meister seine Altartafel?“

„Freilich male ich sie und noch anderes. Peterlein, möchtest wohl auch von mir gemalet werden? Sag's doch, ich mal' dich schon! Der Meister könnt' auch einen Adam brauchen!“

Ihr silberhelles Lachen über Peters verliebten Zorn ließ ihn noch zorniger werden:

„Mit so eitlen Dingen geb' ich mich nit ab. Du aber bist sündhaft genug dazu, bei einem Maler zu sitzen und dir schöntun zu lassen! Du ja. Und küssen tust du ihn wohl auch dabei!“

„Freilich küßt er mich auch und ich ihn. Das möchtest du wohl auch, mein zorniges Herrlein?!“ lachte sie.

„Dich küss' ich nimmer! Du — du — hast mich ja — gar — nit — mehr — so lieb —.“ Im Schluchzen, das ihn übermannte, konnte er nicht mehr weitersprechen. Anna legte ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn herzhaft auf den schluchzenden Mund.

„Du bist mir noch immer so lieb, Peterlein“, sagte sie herzlich. „Jetzt laß deine Eifersucht, der liebe Meister wär' böse!“

Hurtig wie ein Wiesel lief sie davon, über die Rialtobrücke hinüber, Dürers Werkstatt zu.

Am liebsten wäre ihr Peter nachgelaufen, so glücklich hatte ihn ihr Kuß gemacht. Aber sein Trotz hielt ihn zurück, er stampfte mit dem Fuß auf und schrie ihr nach:

„Ich mag dich gar nit mehr. Lauf nur zu deinem lieben Meister, du ungetreue, falsche Dirne du, mich aber laß in Ruh'."

Als er sich so ausgetobt hatte, war ihm wieder leicht. Aber da kam die Reue über seinen Zorn. Er schalt sich einen rohen Gesellen, der es gar nicht wert war, daß ihn eine solche holde Jungfrau küßte. Alle Eifersucht schwand, sein Herz erleichterte sich, und seine Liebe erstrahlte wieder wie eitler Sonnenschein. Geschäftig packte er die Tuchballen in die Gondel, schwang sich hinein und ruderte in den Canale.

Da stieß er in seiner Traumseligkeit an eine Gondel, die dicht neben der seinen schaukelte. Er hatte sie in seinem Glückstaumel nicht bemerkt; auch sah er es nicht, daß diese Gondel schon lange in der Nähe sich aufgehalten hatte und gleichzeitig den Weg der seinen nahm. Der Anprall brachte ihn beinahe aus dem Gleichgewicht, und er wollte wieder zornig auffahren, aber eine Rose, die an seine Wange flog, ließ ihn verstummen. Er fing die duftende Blume geschickt auf und sah sich um nach dem, der sie ihm zugeworfen hatte. Er dachte einen Augenblick an Anna, aber er irrte sich, — es war Judith, die hellauf lachte über den zornig verliebten Gesellen. Sie rief ihm zu:

„Wie konntet Ihr Euch gegen den Kuß der schönen Jungfrau so erzürnen! Seid Ihr so wenig verliebt in sie, oder hat sie Euch die Treue gebrochen?"

Peter sah die Schwarzhaarige verlegen an, er kannte sie nicht, weil sie eine Maske trug.

„Seid Ihr vom Himmel gefallen, daß Ihr so meinen Zorn belauschet und ich Euch nit sehen konnte?" Judith lachte immer lustiger.

„Ich vom Himmel gefallen? Ihr Deutschen erhofft Euch alle Wunder vom Himmel!" Dann wurde sie ernster und fragte: „Ist also des Jakomini Töchterlein Eure Liebste? Die ist schön!"

Peter wurde es wohl ums Herz, als er diese Worte hörte. Aber er wurde auch zornig.

„Was geht's Euch an?“ rief er. Sie lachte.

„Wenig, da habt Ihr recht, aber freuen tut's mich doch. Es war gar so schön, wie sie Euch geküßt hat. Muß Euch sehr liebhaben! Und Ihr seid eifersüchtig auf den eitlen deutschen Meister!“

„Anna liebt nur mich, auf den Meister bin ich nit eifersüchtig, der soll sie malen, so oft er will!“ Peter sprach in solcher Überzeugung, daß Judith stutzig wurde. Sollte sie sich doch in Anna täuschen?

„Ein Weib ist nit zu erhüten. Bin selber so. Liebt mich der eine, so will ich den andern. Die Jugend will Kurzweil haben. Der Dürer ist ein schöner Mann und ein so gerühmter Maler, ganz Venedig liebt ihn, ich auch. Da wird Eure Anna keine Ausnahme machen.“

Peter hob sein Ruder aus dem Wasser, er hätte es am liebsten der Fremden ins Gesicht gestoßen, so ärgerte ihn ihre Rede.

„Und wenn Anna den ganzen Tag und die ganze Nacht mit dem Meister beisammen wäre, mir hält sie ihre Treue: Sie ist keine venezianische Kurtisane, wie Ihr eine sein möget. Wenn ich auch so dumm bin und eifersüchtig war, der Anna vertraue ich. Der Dürer malt sie als Madonna!“

Jetzt war Judith im Fahrwasser ihrer Intrigen; heimlich flüsterte sie zu Peter hinüber:

„Armer Peter, Euer Vertrauen ist ehrenwert; ob aber Dürer Eure Liebste als Madonna malt, das fragt sich. Vielleicht ist sie ihm gar das Modell zu arg weltlichen Dingen. Ich kenne die Maler. Der Giorgione hat mich auch erst als Madonna skizziert, hat aber gar bald mein Gewand abgestreift und mich wie eine Venus gemalt. Nackend sind dem Maler die Weiber am liebsten! Glaubet mir!“

„Anna ist nit so wie Ihr! Ihr lügt!“ schrie Peter wie von Sinnen. Das war der Judith recht. So wollte sie ihn haben.

„Sie ist ein schönes Mägdlein. Die Schönen sind eitel. Es gibt keine größere Eitelkeit, als wenn ein berühmter

Maler ihre Schönheit hervorhebt in seiner Kunst! Nit jeder ist es vergönnt, von einem Dürer gemalt zu werden. Da fallen rasch Kleid und Hemdlein in einer schwachen Stunde, die von Begeisterung trunken ist, da flieht die Scham, und die Eitelkeit siegt. Es muß ein Mädl sich ja nit wegwerfen dabei. Von Dürer würd' ich mich ohne Bedenken nackend malen lassen, alle Welt rühmt seine Bilder, und da ist es eine große Ehre, wenn man auch das Modell rühmt. Das ist weibliche Eitelkeit, Ihr versteht das nur nit!"

Wie giftige Schlangen krochen die Worte in Peters Ohr und bohrten sich in seine Seele hinein.

„Eine Ehre, sagt Ihr, ist's?" schrie er Judith an. „Eine Schande ist's! Pfui über das Weib, das sich nackend vor einen Maler hinstellt aus Eitelkeit. Täte das meine Anna, ich wär' rasend, ich erschlüge sie!"

„Aber, Peter Pender, wer wird so grausam sein!" lachte Judith; sie hatte ihr Spiel gewonnen. „Wenn ich Euch sagen würde, daß meine eigenen Augen Eure Liebste haben nackend vor dem deutschen Meister stehen sehen, könntet Ihr mir's glauben?"

Feurige Räder kreisten vor Peters Augen. Das Blut stieg ihm zu Kopfe. Die Zunge war ihm wie gelähmt. Oh, es wäre entsetzlich, wenn das wahr sein sollte. Er maß die Jüdin mit zornigem Blick; endlich stieß er rauh hervor:

„Besudelt mir meine Liebste nit. Ihr seid der Teufel! Nehmt Eure wahre Gestalt an, daß ich mich bekreuzen kann. Seht Ihr denn nit, daß Ihr mir mein Herz zerfleischt?"

Judith tat so, als höre sie ihn nicht. Sinnlich sprach sie weiter, die Sinne Peters verwirrend:

„Eure Liebste ist schön, und Dürer malt sie aus Liebe. Sein Bild ist eine göttliche Eva, keusch und rein, die kleinen Brüste sind wie Äpfelein, und schlank sind die Hüften. Der Leib ist weiß, die roten Haare hängen über die abfallenden Schultern. Ein Bild ist's, das den Meister

berühmt machen wird. Man kann's vom Fenster sehen; ich hab' mich hinaufgeschwungen an dem Gondelpfeiler bis zum Fenstersims. Versuchet es selbst, Peter, da könnt Ihr erfahren, ob ich lüge."

Da wurde Peter wütend; er hob das Ruder auf und drohte der Jüdin.

Judith gab ihrer Gondel eine rasche Wendung und verschwand unter den anderen. Sie wußte, nun litte es Peter nicht mehr, er werde Gewißheit haben wollen und dann diese Liebe der raffinierten Jungfrau zu Dürer in seinem Zorn aufdecken.

Peter war es, als wäre er der Gegenwart entrückt. Irgendwoanders, in einer anderen Welt schien er zu schweben, es war ihm, als hätte er die Worte Judiths schon einmal vernommen, vor tausend Jahren, von demselben Munde gesprochen, dasselbe Gift ausströmend. Nein, nein, Anna war unschuldig und rein! Aus dem Wasser stiegen blitzende Lichter auf, er sah über sie hin und dachte: So war es immer, dasselbe Funkeln, als wären Diamanten und Gold vom Himmel gefallen. Er dachte an die versunkene Stadt im Meer, wo es so ruhig war, wohin sich eine sehnende Seele wünschte. Ihm war, als schritte er durch diese stillen Gassen, als tauchten fremde Menschen auf, ohne Gewand, schön und nackt. Alle Jungfrauen waren nackt, sie schritten stolz und still dahin und ließen sich bewundern. Da — war das nicht Anna? Mitten unter ihnen, die roten Haare flossen über die hängenden Schultern herab, die jungen Brüste waren so rund wie Äpflein, die Lenden so schmal.

„Anna!" schrie er auf. „Was tust du in Vineta?"

Steuerlos stieß die Gondel am Palazzo Vendramin an die Mauer. Peter erwachte, seine Hirnleere füllte sich mit brausendem Blut, er reckte sich, trieb seine Gondel wieder in den Canaletto, er hörte die kreischenden, verführerischen Worte der schwarzen Maske in seinem Ohre gellen, und er konnte nicht an sie glauben.

„Du lügst," schrie er in seiner Hilflosigkeit, „du lügst!"

Aber da krochen die Schlangen in sein Herz und wühlten es auf. Eine heimliche Stimme raunte in ihm: „Sie hat es gesehen. Sie hat die beiden belauscht.“ Die Stimme schwieg nicht, Peter konnte sie noch so sehr bestürmen: „Er malt sie als Eva!“ Da gab es Peter auf, sich zu wehren. Hatte nicht Anna ihm zugeflüstert: „Der Meister könnt' auch einen Adam brauchen?“ Hatte sie nicht selbst gestanden: „Freilich küßt er mich und ich ihn auch!“

Seine Ruhe war dahin, wild bäumte sich sein Zorn auf: „Wenn das wahr wäre, ich erschlüge die Falsche!“ stöhnte er.

Ohne daß er es wollte oder wußte, hatte er die Gondel gewendet, und mit kräftigen Ruderschlägen trieb er sie jetzt unter der Rialtobrücke durch, lenkte in die enge Seitengasse und sah das Haus, in dem Dürer seine Werkstatt hatte. Da besann er sich wieder. Sollte er sein Mißtrauen so weit treiben und Dürer belauschen? Wie stünde er da, wenn die Maske ihn belogen hätte? Was würde Anna noch von ihm halten? Sein Herz pochte zum Zerspringen, in seiner Seele zischten die Schlangen, sein Blut kochte. Er mußte Gewißheit haben, er mußte! Seine glasigen Augen sahen das Fenster, es war offen, seine Ohren hörten Stimmen, die Stimmen des Meisters und der Geliebten. Da war seine Unentschlossenheit besiegt. Wie ein Dieb trieb er die Gondel geräuschlos unters Fenster, schwang sich am Gondelpfeiler hinauf, faßte das Fenstersims und zog sich auf, bis sein Kopf so hoch war, daß er in die Werkstatt schauen konnte. —

Da sah er Anna nackt im Sonnenbande stehen. Darüber verlor er seine Besinnung, stieß einen furchtbaren Schrei aus, seine Hände verloren den Halt, und er fiel ins Wasser herab. Das ernüchterte ihn; mit einem Schlag der Arme erreichte er die Gondel, zog sich hinein, und als jagten ihn Furien, trieb er das Fahrzeug um die Ecke, heimwärts. Er zitterte derart, daß er sich fest aufs Ruder stützen mußte, wenn er nicht von der Gondel fallen sollte.

Der verzweifelte Schrei gellte in die Ohren der bei-

den, die in ihrer Unschuld der Kunst dienten. Anna hatte das schmerzverzerrte Gesicht Peters einen Augenblick lang gesehen, aber es genügte, um ihr alle Herzensqualen des lieben Burschen in ihre Seele zu rufen. Ohnmächtig war sie auf den Boden gestürzt. Dürer, der nicht wußte, was geschah, dachte, ein Mörder habe ihr einen Dolch ins Herz geschleudert. Er sank zu der Ohnmächtigen nieder, betastete zitternd ihren Leib, fand aber keine Wunde. Er lief zum Fenster, sah niemand. Da war er ratlos. Er kniete zu Anna nieder, nahm ihren Kopf in seine Arme und sprach alle Gefühle, die in seinem Herzen schlummerten, zitternd aus. Was ihm die stille Liebe zu der Lieblichen einflößte, das strömte über seine Lippen wie das Stammeln eines Kindes. Da erwachte sie. Wie irre suchten ihre Blicke um sich herum, starrten zum Fenster, dann stieß sie Dürer zurück und stöhnte:

„Er hat uns belauscht, der arme, liebe Peter. O Meister, was soll jetzt aus mir werden? Wie wird er das ertragen? Ich versinke vor Scham!"

„Ihr habt nichts getan, was unheilig wäre. Peter wird sich überzeugen lassen. Ängstigt Euch nit, ich will Euch schützen!"

Anna war zu ihren Kleidern geeilt, in bebender Angst zog sie sich an. Mit unendlich traurigen Augen sah sie nach dem erschrockenen Meister. Sie wußte, daß diese heiligen Stunden nun besudelt würden, daß sie nie mehr wiederkommen dürfe und daß ihre Mission, Dürers Kunst der Schönheit zuzuführen, gescheitert sei. Da weinte sie bitterlich und sank an die Brust des verängstigten Freundes:

„Ach Meister, lieber Meister, jetzt werdet Ihr allein nit weiterfinden!" Sie stöhnte diese Worte wie eine zu Tode Getroffene; ihr war, als müsse sie Abschied nehmen vom Leben. Dürer strich ihr das kupferblonde Haar aus den Augen, sein Herz zitterte, er konnte kaum sprechen vor Rührung:

„Ihr habt meiner Seele ein Licht gegeben, Ihr wart mir ein getreues Schwesterlein, ich kann's nie vergessen.

Daß aber Euer golden Herze jetzt leiden muß, das bekümmert mich mehr als meine armselige Kunst. Gott helfe Euch, daß Ihr heil aus der Angst kommet."

Er küßte sie auf die Stirn, und sie lief wie gehetzt davon. Auf der Rialtobrücke stieß sie mit Judith zusammen, die auf sie gelauert hatte. Die hämischen Blicke der Jüdin trafen sie wie Dolchstöße in die Seele. Von Ekel erfaßt, wendete sie sich ab. Aber das höhnische Lachen verfolgte sie, bis sie ihr Haus erreicht hatte. Jetzt wußte Judith, daß ihr Weg zu Dürer frei sei, sie wollte ihn betreten.

Peter war halb bewußtlos in seine Kammer gestürzt, hatte sich die nassen Kleider vom Leibe gerissen und trockene angezogen. Er fühlte kaum, daß er das tat, seine Empfindung war gelähmt, er konnte kein klares Denken finden. Schluchzend warf er sich auf die Bank, sein Herz tat ihm so weh. Er konnte sich nicht Rechenschaft geben über seine Gefühle, er wußte nicht, was ihn mehr aufregte: die Schönheit Annas, die er erschaute, oder die furchtbare Gewißheit, daß sich dieses keusche Mädchen so schamlos vor dem Meister enthüllt hatte. Diese zwei Empfindungen schrien seine Seele wund. Wie einem besiegten Ringer zerflossen ihm allmählich all die Schreckbilder, er versank in einen Traumzustand, der Schmerz dieser Minuten zerrann in der Stille des Gemaches, nur das krampfartige Schluchzen Peters füllte den Raum.

Da trat Anna zu ihm. Sie fühlte sich keiner Schuld bewußt. Sie liebte nur ihren Peter, und als sie ihn in seinem Schmerz liegen sah, kam ihr die Liebe zu ihm erst so recht zum Bewußtsein. Liebkosend legte sie ihre Hand in seine blonden Locken, strich sie ihm aus der Stirn und küßte ihn aus seiner Schmerzversunkenheit wach.

„Mein lieber, armer Peter!" flüsterte sie, als sie sein verstörtes Gesicht in ihren Händen hielt, „was hat dein gutes Herz leiden müssen in dieser Eifersucht! Aber glaube mir, mein Herz ist dir treu geblieben, meine Liebe ist gewachsen!"

Er riß sich ungestüm los von ihren Händen. Seine

Blicke funkelten unheimlich, das Leben kam wieder in ihn, und der Schmerz ließ ihn hart und herzlos werden. Er schrie sie an:

„Meine gläubige Liebe hast du besudelt in deinem sündhaften Vergessen aller Scham und Sitte. Wie eine Heilige warst du meinem Herzen. Was bist du jetzt?“

Anna war erschüttert von dem leidenschaftlichen Schmerz des armen Peter. Sie mußte diesen Schimpf ertragen, wußte sie doch, wenn sein Schmerz besänftigt war, kam sein goldenes Herz wieder rein und lauter daraus hervor. Sie faltete die Hände über ihrer Brust, ihre Augen waren voll Tränen, ihre Stimme sollte sieghaft klingen, sie klang aber wie eine gesprungene Glocke:

„Höre mich an, lieber Peter! Ich bin noch geradeso rein und heilig wie ehedem. Kein Gedanke, der von deiner Liebe wich, hat mich befleckt. Kein Blick hat mich besudelt. Eine himmlische Gnade war es mir, dem armen Meister die Kälte seiner Heimat in die warme Sonne zu tragen, auf daß ihm Erfüllung werde, was er in seiner Sehnsucht nach Schönheit träumte. Gott hat mir gegeben, was der Meister sucht. Heiliger konnte ich meinen Leib nicht entblößen, als in dem Gefühl, der Kunst zu dienen. Wer der Kunst dient, der dient Gott. Glaube mir ...“

„Dir glauben?“ lachte Peter, in seinem Schmerz erschüttert. „Dir glauben? Du bist, wie die Kurtisanen sind; mit deines Leibes Schönheit willst du prahlen, deine Eitelkeit ist's, dich malen zu lassen. Ja, ja, ich glaube dir, daß du dich dem berühmten Dürer enthüllt hast, ich glaube dir, daß du die Genugtuung gefunden hast, in seinem Ruhm auch den deinen zu suchen. Ich gönne dir das. Aber die Wunde in meinem Herzen ist zu tief, als daß ich andern Glauben haben könnte. Was suchst du noch bei mir?“

Anna brach auf die Knie, die Worte trafen sie wie Keulenschläge:

„Ich suche dich, dein Herz suche ich, das mir alles ist!“ Wie von einer tiefen Schmach besudelt, fühlte sie sich jetzt.

Sie sprang auf, ihre Hände griffen in die Luft, sie schluchzte bitterlich:

„Er hat mich angebetet wie eine Heilige, du aber, den ich liebe, du hast mich besudelt. Du hast mir die Reinheit vom Leibe gerissen. Du, der mir in stillsüßen Kinderspielen die Lippen zum erstenmal geküßt hatte; du, der meiner Seele ein Ideal gab, das ich hochhielt; du, der meines Herzens erste Regungen erlauschte. Da wurde meine Liebe zu dir ein Gebet. Jetzt besudelst du in blindem Zorn meinen Leib, zerreißest mein Herz und überflutest meine Seele mit Schmutz!"

Wie eine Schlafwandlerin ging sie mit geschlossenen Augen langsam aus der Kammer, über die Stiegen hinunter. Im Hausgärtlein warf sie sich ins Gras und weinte.

Peter lief in der Kammer auf und ab wie ein Rasender. Er riß sich das Herz wund und wußte doch, daß hinter der Mauer seiner Verzweiflung der Garten seiner Liebe blühte. Seine Seele rang in der Enttäuschung mit allen Stürmen, die ihn durchtobten. Er konnte keinen Weg finden, der ihn aus den Zweifeln führte. Tag und Nacht arbeiteten seine Gefühle, die einen für Anna, die andern gegen sie. Er ging wie in tiefem Erschlaffen seiner Arbeit nach, die erste Liebe in seinem Jünglingsherzen kämpfte mit dem ersten Herzeleide und fand keinen Ausgang aus dem Irrwege.

In Venedig herrschte reges Leben. Die Päpstlichen, die Franzosen und die Venezianer rüsteten ihre Landsknechte gegen Maximilian und hielten sich bereit, ihm den Einzug in Rom zu wehren.

Dürer, der sich, von Pirkheimer angeregt, für Festungswerke, Belagerungsmaschinen, und für Kriegskunst überhaupt, sehr interessierte, besuchte häufig die Lagerplätze und das Arsenal, zu dem ihm befreundete Edelleute den Zutritt verschafften. Er bewunderte die malerischen Kostüme der Landsknechte, die kühnen Fahnenschwinger,

und zeichnete die prächtigen Vollblutschimmel des Condottiere, die er dann auch in Kupfer gestochen hat. An Wilibald schrieb er:

„... O, wenn Ihr hie wärt, was wurd Ihr hübscher welscher Landsknecht finden! Wie gedenk ich so oft an Euch! Wollt Gott, daß Ihrs und Kuntz Kamerer [1]) sollten sehen. Do haben sie Runckan [2]) mit 218 Spitzen, wo sie ein Landsknecht mit anrühren werden, so schtirbt er, wann sie sind all vergiftt. Hei, ich kann wol thon, will ein welscher Landsknecht werden. Die Fenedier machen groß Volk [3]), desgleichen der Pobst, auch der Kung von Frankreich. Was draus wird, daß weiß ich nit. Denn unsers Künigs spott man sehr. Item wünscht mir Steffen Pawmgartner viel Glücks, mich kann nit verwundern, daß er ein Weib hat genummen. Grüßt unser hübsch Gesind, als auch Euer Rechenmeisterin, und dankt mir Eurer Schtuben [4]), daß mich grüßt hat. Sprecht, sie sei ein Unflot... Item wißt, daß mein Tafel sagt sie wollt ein Dukaten drum geben, daß Ihrs sächt. Sie sei gut und schon von Farben. Ich hab groß Lob dordurch überkummen, aber wenig Nutz... Und ich hab auch die Moler all geschtillt, die do sagten, im Stechen wär ich gut, aber im Molen west ich nit mit Farben umzugehn. Itz spricht Idermann, sie haben schoner Farben nie gesehen. Item mein französischer Mantel läßt Euch großen und mein welscher Rock auch [5])... Ich muß währlich schlafen, wann es schlägt 7 in der Nacht [6]). Wann ich hab auch itz geschrieben dem Prior zu den Augustineren, meinem Schwäher, der Trittrichin [7]) und meinem Weib, und sind schier eitel Bogen voll... Viel guter Nacht und Tag auch... Item Ihr dürft meinem Weib und Mütter nix leihen, sie haben itz Gelds genug.

Albrecht Dürer."

[1]) ein Kriegshauptmann. [2]) Sensenspieße. [3]) Truppen. [4]) Herrentrinkstube. [5]) neue Kleider, die sich Dürer machen ließ. [6]) etwa 1 Uhr. [7]) Dietrichin.

Da er an der Evatafel nicht mehr malen konnte, schlenderte Dürer überall umher, wo es etwas zu sehen gab. Das Schwirren und Lärmen ergoß sich über alle Plätze Venedigs. Die Sonne brütete über dem Menschengewoge, über Dom und Paläste und über die schmutzigen Fluten der Kanäle. Tausende Gondeln glitten über das kühlende Wasser dahin in buntem Gewoge und verloren sich in den schmalen Canaletti der Lagunenstadt. In prächtigen Gewändern lagerten die orientalischen Kaufleute malerisch auf den Märkten und boten ihre Waren feil. Zur Markuskirche strömte das schöne Geschlecht, reich gewandet, um unter den goldschimmernden Mosaikbildern ihre Frömmigkeit darzutun oder mit lockenden Augen nach den Männern zu spähen, die ihre verlangenden Blicke den schönen Frauen entgegentrugen. Das mächtige Geläute der Glocken klang feierlich in die bunte Menge hinein, die zur Kurzweil sich über den Markusplatz tummelte.

Dürer schritt durch das Gewoge hindurch, seine suchenden Maleraugen ergötzten sich an den schönen Menschen, die sich um ihn in verschwenderischer Prachtliebe austobten. Insbesondere fesselten ihn die Orientalen, die er in sein Büchlein skizzierte. Er schritt zu allen Kaufständen, für seinen Freund Wilibald die in jedem Briefe gewünschten Teppiche, Schmuckstücke, Kranichfedern oder Edelsteine auszuwählen. Wenn ihn auch das Feilschen verdroß, wollte er doch dem einzigen Freunde jeden Gefallen tun.

Gerne wäre Dürer auch in den entlegeneren Gassen herumgewandert, um die armen Menschen und ihre Lebensweise zu studieren, aber Jakomini hatte ihn gewarnt, diese Orte waren arg verseucht. Die französischen Soldaten hatten eine ansteckende Krankheit eingeschleppt, an der Männer und Weiber mit zerfressenem Leibe zugrunde gingen. Die Venezianer nannten sie die „französische Krankheit“. Davor hatte Dürer die größte Angst. Seit er einmal einen solchen Unglücklichen sah und auch skizzierte, mied er die Orte, wo sich viel Volk ansammelte, ihn ekelte vor dieser grauenerregenden Krankheit.

An dem Colleoni-Denkmal des Verrocchio und des Leopardi fand Dürer besonderes Gefallen. Die starke Männlichkeit des Helden, im Eisenpanzer stolz zu Roß sitzend, wirkte inmitten der leichtlebigen, weichflimmernden Beweglichkeit der Venezianer im Gegensatz und erweckte in seiner Seele Bilder, die ihn nie freiließen. Der geharnischte Ritter als Symbol des Heldenmutes und die verweichlichte Prunkliebe der Venezianerin gaben seinem Schaffenseifer verlockende Ideen, die er immer wieder neu belebte.

Die Eitelkeit Dürers aber fand Nahrung an dieser Prachtliebe der Dogenstadt. Als er genug verdient hatte, kaufte er sich einen französischen Mantel, ein braunseidenes Wams, geschlitzte Beinkleider, so daß er auch wie die venezianischen Gentiluomini einherschreiten konnte. Er kräuselte seine Locken, pflegte den Bart und tat alles, um sich elegant zu machen. So wandelte sich auch sein Äußeres nach der Sitte der Venezianer, und er war bald losgetäuscht von der Nürnberger Armut. Diese eitle Freude an seiner neuen Gewandung schrieb er in lustigen Briefen seinem Wilibald.

Da er oft zu Festlichkeiten geladen wurde, aber nicht tanzen konnte, ließ er sich von einigen Freunden verleiten, Tanzstunden zu besuchen. Das aber war ihm eine Kunst, die er nie erlernt hätte. Er schrieb darüber an Wilibald Pirkheimer:

„... Item wißt auch, daß ich hätt fürgenummen tanzen zu lehren, und ging 2mol auf die Schul. Do müßt ich dem Meister 1 Dukaten geben, do kunnt mich kein Mensch mehr hinaufbringen. Ich wollt wol alles das verlehrt haben, das ich gewunnen hätt, und hätte dannocht auf die Letz nix künnt ...“

Giovanni Bellini hatte Dürer wiederholt eingeladen, ihn in seinem Atelier aufzusuchen; nun er das prächtige Gewand besaß, schritt er stolz durch Bellinis Garten und trat in dessen Atelier ein wie ein Kavalier, hochgemut; seine Kümmernis ließ er draußen.

Giovanni Bellinis Atelier war fürstlich eingerichtet. Von Säulen getragen, schien sich die Decke zu wölben, wie sich eine Kuppel wölbt, unter der das Allerheiligste angebetet wird. In der Mitte des großen Raumes stand auf einem Quader eine marmorene Frauengestalt, die den Kopf in den Nacken preßte und die Arme zur Höhe hob. In eine Linie, die sehnsüchtig dem Licht entgegenzustreben schien, spannte sich der feine Leib; den Busen in knospender Fülle reckend, die Hüften in wogender Rundung gedehnt, die Beine und die wie vom Boden sich abschnellenden Füße im unendlichen Drang nach Befreiung zum Sprunge gestreckt, schien diese Figur zu leben, zu jauchzen, bacchantisch zu schweben. Dürers Sehnsuchtsaugen sahen diese tobende Linie, die aus dem kalten Stein zum warmen Leben drängte, an dem idealen Frauenleib, und er sagte sich: So könnte Jungfrau Anna in Minuten ihrer Verlorenheit zum Jauchzen kommen, wenn sie befreit von deutscher Scham den Leib zum Lichte reckte. Aber sie war keine Nymphe, die dem Dickicht entstürzt und sich im frohen Licht austoben könnte.

Bellini malte an einer Allegorie: In einem Nachen eine Frauengestalt, von dunkler Flut umplätschert, den Arm schmal und weiß auf eine Kugel gelegt, die an der Schulter eines Knaben ruht. Was wollte der Greis mit dem Silberhaar mit diesem Bilde sagen? Dürer dachte darüber nach, wie Bellini nur unaussprechliche Gedanken zum Ausdruck, nicht aber die schöne Form zur Wirkung bringen wollte; daß das Tiefste im Rätselhaften und Geheimnisvollen die Seele sei, die eine feierlich schweigende Kunst zum Sprechen bringe.

Weiter in dem hellen Raume, der, durch Balustraden geteilt, einige Gruppen der Schüler trennte, sah Dürer auf einem erhöhten Podium ein nacktes Weib auf einem Ruhebett liegen, um das herum Malgestelle standen, an denen Jacopo Palma, Sebastiano und Vittore Carpaccio arbeiteten. Der helle Leib des Weibes leuchtete, die bergende Hülle war leicht abgestreift von den Beinen und Hüften,

die in üppiger Fülle sinnliches Verlangen zeigten. Schwarzes, wallendes Haar floß über den weich gerundeten Nacken, über die schwellenden Schultern auf die Purpurkissen, über die der volle Arm, eine aufreizende Linie bis zum schmalen Handgelenk, wie zur Umarmung sich bereitgelegt hatte. Goldener Glanz lag über den Wangen, dem Grübchen am Kinn und dem freien Hals, der sich über die üppige Busenform in Karneol wandelte. Aus den Augen des schönen Weibes, das, wie Aphrodite ihren Geliebten erwartend, von sinnlicher Lust überstrahlt schien, glühte das heiße Liebesverlangen der venezianischen Kurtisane. Gab es solche Schönheit im Leben?

Dürer stand wie verloren und starrte das Frauenwunder an, als erblicke er erst jetzt das Weib, das in seiner Vorstellung lebte, das ihn begeistern könnte, über alle Frömmigkeit hinweg ihn in den Rausch zu stürzen, um ein jubelndes Jasagen zu allen sündhaften Trieben, in denen das Leben nach Leben schrie, zu jauchzen.

Und die Augen des schönen Weibes lockten und sangen horazische Oden von Lust und Gewähren, sie glühten, schwarz wie Karfunkel, auf Dürers herrlicher Gestalt und riefen in seine Sinne hinein wie das bacchantische Evoe. — Und Dürer, im ersten Taumel seiner Sinne, begriff, daß in eines Weibes Schönheit die Vollkommenheit ruhen könne, die in Maße geteilt das göttliche Ideal ergab.

Carpaccio sah die Unruhe, die sein Modell durchbebte, er wendete sich, und als er Dürer in den Flammen der Begehrlichkeit stehen sah, rief er erfreut:

„Meister Alberto! Ist Euch das Frauenwunder noch ein Traum? Ich sehe in ihm nicht mehr die Göttin, mir ist sie Weib geworden, das mit den Lüsten des Fleisches zum Leben ruft. Kennt Ihr sie nicht? Sie hat Euch verhöhnt und verlacht. Jetzt sieht sie Euch an, als wäret nur Ihr es, dem sie die Schönheit enthüllte. Es ist Judith."

Was war der Name für Dürers Entflammen? Ihm schien Judith das Weib der Antike, die lebendige Venus, die bezaubernde Circe zu sein.

Bellini, von dem Anruf Carpaccios aus seinem Sinnen geweckt, sprang auf und streckte Dürer die Hände entgegen.

„So seid Ihr endlich wieder bei mir. Das hat lange gebraucht. Ihr vergrabt Euch in Fleiß und Grübeln und geht am Schönen vorbei, das uns das Leben so heiter macht. So seid mir herzlich willkommen."

„Bei Euch, Maestro, fand ich das Schöne jetzt. In meiner Sehnsucht rief es, und hier ruht es auf seidenen Kissen: das Wunder, das Gott in der Feiertagsstimmung schuf." Dürers Stimme klang wie eine Orgel in dem weiten Raume. Judith erhob sich, sie lauschte, und ihre Augen sogen sich fest an der schönen Gestalt des Deutschen.

„Und verwandelt seid Ihr, Alberto, aus dem deutschen Maler ist ein venezianischer Edelmann geworden!" rief Bellini erfreut.

„Ich hab' meine Armut abtun wollen", gab Dürer zurück, und ihm war zumute, als wäre sein neues Gewand ein Hohn auf sein deutsches Wesen. Das Gefühl der Angst kam wieder über ihn. Seine Nerven vertrugen es nicht, wenn sie ein unbekanntes Erregen durchbebte. Er ließ die Arme sinken und sagte verlegen:

„Meine Armut! Vermag das ein Mantel aus Seide? Meine Armut ist in mir, und trüge ich den Purpur eines Cäsaren, ich bliebe der deutsche Stecher, der in Not und Finsternis den freien Gedanken bezwingen muß, weil er auf fremder Scholle heimatlos ist und nicht heimfinden kann in dem Zwange, mit dem ihn die Sehnsucht nach Schönheit fesselt. Bei euch ist das Auferstehen der Antike ein Freudenfest, bei uns im Norden eine Angst. An euren Frauen findet ihr das Göttliche im Nackten, bei unseren Frauen den Mahnruf Savonarolas. Ich habe geträumt, und die Göttin konnte in mir nicht zum Leben kommen. Ihr sehet mit offenen Augen die Göttin als Weib, das mit den Lüsten des Fleisches zum Leben ruft. Wie kann ein französischer Mantel, ein seidener Rock meine Armut verhüllen? In mir bin ich arm, weil ich in eurem Reichtum der Schönheit wie ein Bettler stehe.

Mein ist die Sehnsucht nach der Schönheit, euch gehört sie, euch ist sie Erfüllung."

Bellini zog Dürer in eine Ecke, wo weiches Gestühl zu traulichem Sitzen einlud. Er winkte dem Diener, der bald eine Karaffe mit funkelndem Wein brachte, den er in silberne Pokale goß. Bellini hob den Becher und nötigte Dürer zu trinken. Der trank, als tränke er wie Sokrates das Gift, das seine Überzeugung von der Wahrheit ihm aufgezwungen hatte. Bellini sah ihn ergriffen an. Er wußte, wie sensibel der deutsche Meister war, und schonte seine Gefühle.

„Ihr seid wie Eure Kunst", sagte er mit verhaltener Stimme. „Aufrichtig und wahr. Wenn Ihr von Eurem Wege weicht, fühlt Ihr Euch auf fremdem Boden. Er ist nicht fremd, er trägt nur nicht die Spuren von Eurem Schweiße, er ist außerhalb der steinigen Straße, auf der Euer Fuß die Heimat fühlt. Aber ich weiß, daß Ihr mit den Augen der Sehnsucht in die Gefilde blickt, die sich Euch abseits des Weges auftun. Blicket nur hinein! Die Heimat des Künstlers darf nicht die Scholle sein, auf der er sich arm fühlt. Gott hat den Menschen alles gegeben, den Reichen hat er das Paradies erschlossen. Aber wir wissen nicht, ob das Paradies die Stätte reiner Freuden, oder ob es durch den Sündenfall der ersten Menschen verpestet ist. Wo die Sonne am heißesten strahlt, die Bäume am buntesten blühen und die Menschen in ihrer Schönheit berauscht sind, ist die Verlockung zur Sünde am größten. Fraget Euch, Meister, ob nicht die Scholle, auf der mit Mühe und Entbehrung die Saat zur Frucht wird, das wahre Paradies ist, das ohne Verlockung die Sehnsucht von der sündhaften Schönheit nur träumen läßt. Im Traum ist alles rein und heilig. Im Leben ist das Übel zu suchen, das den Verlockungen zur Sünde hilft. Seid zufrieden, Meister! Eure Armut ist eine reine Scholle, auf der sich die Schönheit nicht im Schlamme wälzt. Sähet Ihr in die Seelen unserer Maler und Weiber, Euch würde grauen! Euer Gemüt ist wie der Bergquell, der aus der Höhe

fließt, in die Täler drängt und nur so lange klar bleibt, bis sich die schmutzigen Gewässer in ihn ergießen."

Dürer erwachte aus dem Rausch, in den ihn der Anblick der nackten Schönheit Judiths verspann. Die Worte des Greises nahmen dem Becher das Gift, er schmeckte den Wein und trank. Versonnen sah er um sich. Die Maler standen um ihn herum und schauten ihn mitleidig an. Judith hatte sich in ein Tuch gehüllt und lehnte an der Balustrade. Sie schien enttäuscht zu sein von Bellinis Rede, ihre Hände bebten und verkrampften sich in die Seide ihrer losen Hülle. Ihre Augen sahen erwartungsvoll Dürer an, der sie mit keinem Blicke streifte und sich erhob. In sein Wesen war ein Trotz geflossen. Was er ersehnte, entstellte ihm Bellini mit der Erkenntnis eines Greises. Alles in Dürers Empfindungen bäumte sich auf gegen diese Erkenntnis.

„Ich höre in mir die Stimme, die ruft nach dem Leben, nach dem Rausch der Schönheit. Sie ruft das Weib, das eines ist in beiden. Ich wollte mich lösen von der Enge, die mich fesselt!" Bellini erhob sich.

„So bleibet bei uns! Der Doge will Euch an Venedig binden. Ich sprach mit ihm, er setzt Euch ein Jahrgeld von zweihundert Dukaten aus. Venedig soll die Stadt der Kunst werden, um die sich alles drehen muß. Herzog Loredano ist ehrgeizig, er will jene an sich fesseln, die der Kunst zur Größe und so Venedig zum Ruhm verhelfen. Ihr werdet hier wie ein Fürst leben, die Weiber werden Euch zu Füßen liegen, berauscht von Eurer Schönheit und unverdorbenen Ergriffenheit. Das Weib, das Ihr rufet, wird Euch die Stirn mit Rosen umwinden. Bleibet bei uns! Ihr werdet die deutsche Armut nicht mehr fühlen, der deutsche Barbarismus wird Euch nicht ängstigen. Ihr werdet hier eine Heimat finden, die Euch in Sonne und Ruhm, in Freude und Rausch vergessen läßt, daß Ihr ein Deutscher seid!"

Wie Rufe aus Arkadien, wie das Evoe der Bacchanalien, so umfluteten die lauernden Verlockungen Bellinis

die Sinne Dürers. Er hielt den Atem an und lauschte. Ja, das hatte er ersehnt, Reichtum und Rausch! In der Sonne frei das Leben genießen! Aber da trat mit einem Male ein Wort Bellinis in seine Befreiung. Das Wort regte die Schwingen, hob sich vom Boden empor, wie das Marmorweib am Postament sich zum Licht hob, und stieß wie ein Adler in seine Seele. Ein kurzes Ringen, und der Adler hatte gesiegt. Sich reckend, stand Dürer im Kreise der Venezianer.

„Die Heimat ist mir alles. Ich bin ein Deutscher, der sie nicht leugnen darf! Sie ist die schönste aller Frauen. In ihren Adern pocht die Treue, die Liebe wohnt in ihrem Herzen, und wen sie an ihren Brüsten hielt, der vermeint, in keinen anderen Armen wohler und sicherer gebettet zu liegen als in den ihren. Und sie spricht die Sprache der Mutter, sie betet zu Gott, der am Kreuze starb, sie lehrt uns die Weisheit: daß einzig und allein in der Wahrheit die ewige Schönheit lebt. Maestro! Was kann einen Deutschen, der seine Heimat liebt, verlocken, in der Fremde sein Gewand abzulegen und es gegen fürstliche Kleider zu vertauschen? Im äußeren Ansehn wird nie das deutsche Wesen zum Ausdruck kommen. Und wo der Deutsche mit seinem Drang nach der Wahrhaftigkeit der Lüge begegnet, und wäre sie auch das schönste Weib, und bekränzte sie sein Haupt mit Rosen, sie vermöchte es nie, das Paradies der Reichen vorzutäuschen. Ihr habt es erkannt, Maestro, daß die braune Heimatscholle, auf der mit Mühe und Entbehrung die Frucht gedeiht, das wahre Paradies ist, das dem Deutschen das tiefste Glück: die Sehnsucht nach dem Schönen, erhält. Was wären wir Deutsche, hätten wir nichts mehr, wonach wir uns sehnen dürften! In der Erfüllung von allen Wünschen erlahmt der Geist, der aufbaut! Hier in Venedig wird der Überdruß bald niederreißen, was aus der lebendig gewordenen Antike an Kunst aufgebaut wird. Der Deutsche aber besitzt keine Vergangenheit, die er rufen kann, er muß aus der Gegenwart in die Zukunft, und

dieser Weg ist hart, den muß ich schreiten, wenn ich der deutschen Kunst einmal eine würdige Vergangenheit hinterlassen will. Mich ruft meine Heimat. Oh, Mutter, ich höre dich! Du bist mir nahe, ich werde dich nicht verlassen!"

Von den anderen Abteilen waren Basaiti, Previtali, Cima und Tizian zu Dürer geeilt, dessen Stimme sie rief. Was Dürer in seiner aufgewühlten Bitterkeit voll heiligem Feuer sprach, war den Venezianern ein neues Lied. Sie hatten nie so tief in die Seele eines Deutschen blicken können, für sie war der Deutsche ein Barbar, ohne Gemüt, ohne Enthusiasmus, ihnen war er der Fremde, an den sie in Haß und Neid herantraten, ihn um Geist und Gut berauben und überfallen durften, — weil er ein Deutscher war, der sich mit Fleiß und Treue die Scholle urbar machte für die Saat kommender Geschlechter. Sie fürchteten seine Kraft, umlauerten seine Bestrebungen und verhöhnten sie in feigen Ränken.

Und wie Dürer in dem Kreise der Venezianer wuchs und, wie eine Eiche die Äste, die Arme emporhob, lief ein Schauer der Bewunderung über die Jünglinge, die wie beschämt dastanden, als hätte ihnen einer die Leviten gelesen. Maestro Bellini sprach:

„Ich wußte, daß Ihr so reden werdet, Meister Alberto. Wer in Eure Seele sehen kann, der findet nichts darinnen, was an Trug erinnert."

„Ihr müßt in Venedig bleiben! Ihr müßt", rief Tizian, die Hände Dürers erfassend. „An Euch wollen wir lernen, mit Euch fühlen, was wert ist, zu erreichen! Der Doge will Euer Bild sehen, er schätzt Eure Stiche. Ihr seid geliebt von allen, die Euch sahen, und werdet bei uns die Heimat nicht vermissen. Venedigs Groll gegen die Deutschen gilt nicht Euch, Meister, er gilt Eurem König, er gilt der deutschen Politik. Wenn unser Doge Euch ehrt, so ehrt er die ganze deutsche Kunst!"

Dürer sah den Hünen Tizian erst lächelnd an. Sein Drängen gefiel und schmeichelte ihm. Aber plötzlich wurde

sein Antlitz rot, zornig flammten die Heilandsaugen, und er rief:

„Mein König ist im guten Recht! Die Politik will der Gewalt des Papstes, der sich anmaßt, Gottes Stellvertreter auf Erden zu sein, die Geißel aus der Hand reißen, mit der er täglich den Christus peinigt. Und wenn der König gegen Rom zieht, dann ziehe ich mit! In Rom ist einer, der über allen Trotz hinaus den Geist zu Taten ruft, der im gigantischen Ringen der Kunst die Größe gibt. Sein David, der Riese, ist gemeißelt, nicht wie von Menschenhand, vom Zorne der Gerechtigkeit! Michelangelo! — Er hat dem Papst getrotzt, er ist und bleibt sich treu, er trotzt dem Stärksten, der ihn behindern will, aus Marmorbergen Statuen zu formen. Tizian von Cadore, kennt Ihr mein Ziel?"

„Ihr werdet es nicht erreichen, Meister Alberto." Bellini hob den edelsteinbesetzten Becher. „Euer König Max ist zu arm, seine Heere zu schwach, er rüstet zum Rückzug. An Michelangelos Zorn wird Eure Sanftmut keine Freude haben. Man sagt, er trotze in Florenz und harre dort, bis Julius in Bologna ihm neue Gnaden reicht. Im Eifer des Gespräches sind wir von der Schönheit abgekommen, die Ihr sucht. Sehet hin, Meister, dort steht die schönste Venezianerin und harret Eures Winkes. Ihr seid der Fürst geworden, dem alle nun zu Füßen liegen."

Judith wurde unruhig. In ihrem Kopfe raste ihr Temperament. Den Deutschen wollte sie in ihren Armen zum Venezianer machen. Er mußte bleiben, sie wollte ihn mit Flammen an die Lagunenstadt binden. In ihren Armen sollte er vergessen, daß er an den Brüsten seiner Heimat lag.

Tizian griff nach den Händen Judiths und zog sie in den Kreis der Maler vor Dürer hin.

„Seht, diese Frauenformen sind hellenisch schön, sie sind bei uns gereift. In dieser blühenden Fleischeshelle taumelt die Versunkenheit in sinnliche Glut, und aus ihr steigt die befreiende Kunst empor, die Giorgione preist. In solchem Leibe schlummern die Gedanken, die mit

Glocken läuten, die jeder gerne hört. Das sind die Glocken aus dem versunkenen Zauberlande der Antike!"

Judith riß sich von Tizians Hand los. Zornig sah sie ihn an:

„Was preist Ihr mich dem Deutschen an? Glaubt Ihr, daß ich in seinem Eis erfrieren will?"

Dürer sprach kein Wort. Sein Enthusiasmus sank, doch eine Glut stieg in ihm empor, die ihn auflodern machte. Er sagte nach, was Tizian im Eifer sprach:

„Die Glocken aus dem versunkenen Wunderlande der Antike. Die Versunkenheit in sinnliche Glut."

Da kam es plötzlich über ihn wie damals, als er das Judithlein im Burggraben küßte. Eine Knabensehnsucht weckte im Manne die gleichen Gefühle.

„Ich sah Euch einmal, da Ihr, ein halbes Kind, ersehntet, was auch meine Sehnsucht war."

„Ihr sagtet damals: Ich weiß nit, wie mir ist! Alles dreht sich mit mir." Judith flüsterte es in deutscher Sprache. Dürer zitterte, der Klang der Stimme rief die Stunde seiner Knabenliebe herbei, er stand im Banne seliger Jugenderinnerung und sagte zärtlich:

„Und Ihr fragtet mich, ob mir nit grause, ein Judenmädel zu küssen; ob mir's gefallen habe."

„Da sagtet Ihr in wunderfeiner Weise, Euch wäre, als ob aus einem Traume eine Blume hold erwachsen sei. Sie hätte so viel Schönheit und Duft, daß es ein Mensch nit glauben könne. Und ihre Lippen seien Blumenblätter, die Augen Blumenseele, der Leib aber wäre das Stänglein, daran alles Liebliche zum Blühen treibe. — Denkt Ihr noch so? Oder graust Euch heut vor einem Judenmädel, das die verbuhlten Venezianer in ihre Arme nehmen ohne Poesie?"

Dürer war bezaubert von dem Liebreiz Judiths. In den Lauten der deutschen Sprache floß ihre sinnliche Art nicht mehr dahin wie schmutziges Gewässer, da wurde sie zum Bergquell, der ihn labte.

„Das konntet Ihr nit vergessen? An das denkt Ihr

noch? Und Ihr habt mir doch gesagt, daß Ihr die Deutschen hasset!"

„Nicht Euch. Ihr wart der erste, den ich liebte — und sollt der einzige sein." Sie sagte es und ließ das Köpfchen sinken. In Dürer taumelten die Gefühle der Verführerin entgegen. Aber er sah die lauernden Augen Bellinis, der nicht verstand, was er und Judith sprachen. Es lag plötzlich eine Stille im Raume, als wolle sie austilgen, was sinnliche Frauenlippen in die Seele eines Träumers gossen. Judith raffte ihr Tuch zusammen, das über ihre Brüste gefallen war, und lief davon.

Da lachte Tizian. „So macht sie es mit allen. Sie ist die sinnlichste Kurtisane von Venedig; und die schönste. Wie schön wäre sie erst, wenn ihre Haare nicht wie Elfenbein so schwarz über den hellen Leib herniederflössen. Es gibt keine schwarze Göttin. Venus konnte nur rotblondes Haar haben."

Dürer sah Tizian lächelnd an und sagte: „Da müßte Eure Venus eine Deutsche gewesen sein! Ich liebe auch das Kupferblond. Schade, daß Judith schwarz ist. Was könnte sie für eine Venus sein, wenn sie eine Deutsche wäre mit helleuchtendem Haare."

Jetzt lachten die Maler, ein eifriger Disput entbrannte. Dürer aber stand und sah Judith nach, die sich ankleidete und erschrocken zu ihm blickte. Bellini hob den Becher und flüsterte dem deutschen Meister zu:

„Meister Alberto, laßt Euch warnen. Ihr seht im Geiste den reinen Kelch, er aber ist angefüllt mit Sünde und Schuld. Ihr seht im Geiste die Frucht der Hesperiden, sie aber ist mit Würmern durchnagt, und was sie spricht, ist Lüge, und was sie tut, ist Trug. Hütet Euch vor Judith! Sie ist die gefährlichste Kurtisane von Venedig."

In Dürer tobte wieder seine Unerfahrenheit gegen die Erkenntnis des Greises. Da kam es über ihn, er wußte nicht wie, er ließ sich in einen Stuhl sinken, preßte die Hände über sein Gesicht und schluchzte.

„Ich bin nicht frei. Ich komme nicht los von dem

Gedanken, daß sich alles Sündhafte an mir rächen will. Was ist die Sünde?"

„Das Weib", sagte Bellini, von Dürers Ergriffenheit aufgewühlt.

„Die Schönheit ist das Weib!"

„Die Schönheit ist Lüge! Sie ist das Gift, das alle Wahrheit mordet, der Fluch, der ruhelos auf Erden Unheil stiftet. Die Schönheit des Weibes kommt nicht von Gott, sie kommt vom Teufel!"

„Eva", stöhnte Dürer auf.

„Sie ist die erste Sünde; das Weib, das alle andern mit sich riß in die Verblendung. Sie irrt nun ruhelos, wie Ahasver, und rächt sich an Gott, weil er sie aus dem Paradies verstieß. Meister Alberto, Ihr gehet die Schönheit suchen, sucht sie nicht im Weibe!"

„Wo? Wo ist die Schönheit? Ihr macht mich irre!"

„Die Schönheit ist im Geiste. Wenn sie der Geist gebärt, gibt Gott ihr seine Seele. Die Schönheit ruft man im Gebet, nicht aber im Begehren der Sinne!"

Da war es Dürer, als fielen alle Wände ein. Er sprang auf und lief, als jagte ihn die Angst, aus dem Atelier. Das Schöne am Weibe war ihm verekelt.

Bellini sah ihm nach und sagte lächelnd:

„Ein deutsches Kind."

Einige Tage später stand Judith mit rotgefärbtem Haar vor dem Spiegel und steckte sich die üppigen Strähne auf. Nun war sie nicht mehr die schwarze Venus, jetzt war sie die deutsche. So wollte sie Dürer in ihre Netze locken, ihn an Venedig fesseln, in ihren Armen sollte er vergessen, daß er ein Deutscher sei. So wollte sich Judith rächen an den Nürnbergern, die ihren Vater haben auspeitschen lassen und die ihre Mutter in den Tod trieben. Was der Doge, was Bellini und Tizian nicht vermochten, sie, Judith, wollte es vollbringen. Nürnbergs größter Sohn sollte der Heimat untreu und ein Venezianer werden. Das war ihr Racheplan. Und in der Liebe Dürers

wollte sie alle Sünde und Schuld, die sie belasteten, rein-waschen. Sie wollte an seinem Herzen die Verlogenheit und Lüsternheit der Kurtisanenmoral in reinen Flammen läutern, um wieder gut zu werden.

Aus diesem Sinnen weckte sie der Bucklige.

„Was habt Ihr vor? Euer Sinn ist gewandelt, Judith, und Euer Haar ist gefärbt!“

Judith sah den Buckligen zornig an, dann aber kehrte sie ihre Schlangennatur heraus und sagte mit lockender Stimme, die Perci zu allem gewann.

„Bin ich nicht schöner so? Gefalle ich dir nicht besser mit dem roten Haar?“

Der Bucklige lachte. „Judith, ob schwarz ob rot, mir ist es gleich. Ich will wissen, was Ihr mit Dürer vorhabt. Ich lauere darauf, ihn unschädlich zu machen. Denkt an den Lohn!“

„Rühr' den deutschen Meister nicht an!“

„Jetzt ist Gelegenheit, ihn im Meere zu ersäufen. Ich hab' gelauscht und erfahren, daß der Meister nach Murano zu Bernhard Hirschvogel fährt. Das Tafelbild ist fertig, jetzt will er Konterfeie malen von dem Nürenberger Handelsherrn und seinem Weibe. Er wird wohl eine Woche lang auf Murano bleiben, und da will ich mir den Lohn verdienen.“

Judith schleuderte den Buckligen, der mit seinen Spinnenarmen nach ihr griff, von sich.

„Wenn du dem deutschen Meister auch nur ein Haar krümmst, dann wehe dir! Meine Rache an Nürnberg nehme ich selbst!“

Der Bucklige wurde fahl und grün im Gesicht. Er stieß die geballten Hände empor und kreischte:

„Zweimal hast du mich um den Lohn betrogen. Das eine Mal, wie ich den Marco Giuliano erdolchen mußte, weil er Euch verschmähte und die schöne blonde Bianka vorzog. Das andere Mal, als ich den Flämen, der Euch die Liebe mit Verachtung lohnte, mit dem Stein in der Gondel traf, und er in den Lagunen ertrank. Das dritte-

mal, Judith, wo es gilt, Rache an dem Nürnberger zu nehmen, bestehe ich auf meinen Lohn. Jetzt gilt es: Leben oder Tod!"

Judith warf ihren Kopf zurück, das rote Haar flammte auf. Zornig preßte sie ein höhnisches Lachen hervor:

„Rühme dich deiner Verbrechen nicht, Perci, und erinnere mich nicht an Dinge, die ich vergessen will. Der Nürenberger ist mir heilig."

„Ich weiß es. Aber er verachtet Euch!"

„Nein — er liebt mich!"

„Ich weiß es besser, ich habe ihn belauscht."

Judith riß sich in die Haare. Sollte sie dem Schurken glauben? Sie sah den Buckligen verächtlich an, erkannte, daß er log und rief:

„Verachtet er mich, dann bin ich dein!"

„Es gilt. Mein Lohn wird größer sein, als du ihn geben kannst. Aber wehe dir, wenn du mich täuschest, rothaarige Jüdin!"

Wie vom Blitz getroffen, sank Judith in den Stuhl. Wie Keulenhiebe trafen sie die Worte des Buckligen: „rothaarige Jüdin". Sie vergrub ihr Gesicht in die Hände, und ein Ekel rieselte über ihren Leib. „Warum muß ich an dem verruchten Stamm Israels eine Blüte sein? Verachtet Dürer das Volk der Juden? Hatte er ihr nicht als Knabe gesagt, sie trage keine Schuld, weil die Juden Christus aufs Kreuz genagelt haben? Und war er nicht bei Bellini so gut zu ihr?"

Ihr Denken verlor sich in tröstende Bilder, aus denen aber die Worte Bellinis immer wieder auftauchten, die Dürer in die Flucht getrieben hatten. Sie fragte sich: Glaubte Dürer dem Greise oder nicht? Sah er in ihrer Schönheit die Sünde und die Schmach der Kurtisane; oder hatte ihn die Flamme der Begierde ergriffen und ihn taub gegen jede Warnung gemacht? Ihre Schönheit mußte helfen, in ihr die Hetäre, in ihm den frommen Deutschen zu vernichten. Da entwarf sie einen Plan, wie sie Dürer in ihre Netze locken könne, ohne daß er sie erkenne und

wisse, daß sie dieselbe sei, von der Bellini sagte: „Hütet Euch vor Judith, sie ist die gefährlichste Kurtisane von Venedig.“ — Hatte diese Warnung den Deutschen nicht in Angst gebracht, so daß er wie von Sinnen wurde? Vertrug er die schwarze Venus nicht mehr? Mit rotem Haar und einem naiven Wesen wollte sie ihm eine deutsche Venus vortäuschen.

An demselben Abend, als Judith ihren Plan entwarf, fuhr Dürer auf Hirschvogels Segelboot von der Sacca della Misericordia aus nach der Insel Murano. Es war eine Belustigung für den Meister, der noch in keinem so leichten Schnellsegler gefahren war. Ein Angstgefühl beschlich ihn wohl manchmal, wenn sich das Fahrzeug beim Kreuzen legte. Hirschvogel aber lachte und rief ihm zu:

„Haltet Euch an, Meister, sonst ersaufet Ihr mir noch. Macht Euch nur mit den Gefahren des Wassers bekannt, wie leicht könnte ein Sturm das Schifflein werfen!“

Dürer hatte aber keine Angst, er wußte, daß ihn der freundliche Handelsdiplomat necken wollte.

„Wie Gott will“, lächelte er. „Gebet aber lieber Obacht! Wenn ich versaufe, da müßtet Ihr mein Weib versorgen. Wär' das ein Kreuz für Euch! Mein' Agnes will nit verarmen auf ihr Lebensend', sie legt schon jetzt die Kupferstüber in die Truhe und treibt mich an, recht viele zu erwerben. Ihr hättet die Höll' auf Erden, darum verwarne ich Euch, lasset mich lieber lebendig heimkommen.“

Wieder warf es Dürer ein Stücklein auf der glatten Bank seitwärts. Hirschvogel lachte über die gute Laune des Meisters:

„Eure Eheliebste muß ein arg Ehekreuz sein! Da will ich schon mein Schifflein festhalten, daß mir Frau Agnes nit aufgebürdet würd'!“

Unter Lachen und Scherzen flog das Segelboot wie eine Schwalbe über die leicht gekräuselte Wasserfläche dahin. In Dürers Seele zogen die Gedanken an Anna auf,

wie ein böses Wetter. Er sah sie traurig und abgehärmt einherschleichen, er sah aber auch des Peters blasses Gesicht, das sonst so rot war wie ein Apfel. Er ging ihr noch immer aus dem Wege. Nur der alte Jakomini behielt seinen Trost, er sagte: „Was ausgegoren hat, ist standhaft. Besser jetzt, wo die Sehnsucht noch Flügel hat, als später, wo der Ehstand die Flügel stutzt.“ Aber er hatte sich doch den Peter einmal ausgeborgt und ihm die Leviten gelesen, hatte ihm sogar verboten, sich der Anna wieder zu nähern. Den Burschen befiel dabei ein Zähneklappern, er erkannte seine Schuld. So liefen jetzt die beiden herum zum Gotterbarmen.

Dürer aber war traurig, er hatte seine Sonne verloren. Seine „Evatafel“ blieb in der Truhe liegen, er konnte sie nicht mehr anschauen, es war ihm dabei so weh ums Herz. Das „Rosenkranzfest“ und die „Madonna mit dem Zeislein“ hatte er vollendet. Nun malte und zeichnete er nur noch Konterfeie von den reichen Kaufherrn und Venezianern und stach die Pferde des Condottiere in Kupfer.

Saß er am Abend bei Jakomini im Garten, da hatte der liebe Kaspar die Unterhaltung zu führen. Er spielte auf der Laute, sang venezianische Lieder so formvollendet und erzählte im Kunsteifer von seinen Schmelzemaillearbeiten, mit denen er die Becher zierte. Auch von seiner Mutter sprach er, und Dürer hatte immer mehr Verlangen, Margarete zu sehen, aber sie war krank und konnte seit Wochen das Bett nicht verlassen.

Diese Gedanken beschäftigten Dürer bei der Segelfahrt, und er hatte Sorge, sein seelisches und leibliches Gleichgewicht dabei zu erhalten. Als sie auf dem festen Lande der Insel Murano standen, da lachten die Augen des Malers wieder farbengierig in die sinkende Sonnenglut hinein, die mit ihrem Zauber das Meer vergoldete.

Im Hause Hirschvogels fand er liebe Aufnahme bei der sanften, engelsguten Hausfrau, und das Haussöhnlein war ihm alsobald herzlich zugetan, so daß es sich willig von Dürer kosen ließ. Dabei dachte der Meister, was das

für ein Glück für ihn und Agnes wär', wenn so ein schönes, liebes Büblein zwischen ihnen stände. Keine Freude war sein eigen. Agnes wäre ihm als Mutter trauter geworden, sie wäre mehr abgelenkt von ihm und griffe ihm weniger oft mit ihren derben Händen in seine weiche Seele. Aber das Schicksal wollte es nicht.

Innig schmiegte sich der kleine Hirschvogel an Dürer an, er begleitete ihn am andern Morgen auf einem Spaziergang über die Insel und erzählte ihm alles, was sich hier abspiele. Wenn Dürer seinen Vater malte, so war es dem Kleinen eine Herzensfreude, bei jedem Strich in Verwunderung zu geraten.

Am dritten Morgen stand Dürer zeitiger auf als sonst. Er wollte in der Morgenkühle eine Skizze von dem kleinen, malerischen Hafen in sein Büchlein zeichnen.

Über eine Stunde schon saß er auf einem Quaderstein und sog trunken die salzige Luft ein, die vom offenen Meer wehte. Da sah er ein Fischerboot in den Hafen einlaufen, das eine prächtige Maid sicher lenkte. Sie stand, das Tau des Steuers haltend, an den kleinen Mast gelehnt; die Sonne hob ihr rotes Röcklein und blaues Jäckchen grell hervor, und das Weiß ihres Hemdes blitzte wie Schnee. Ihr Gesicht war von der Wasserfahrt gerötet, und ihr Leib straffte sich bei der Arbeit. Die Beine waren nackt, die Arme auch, aber sie waren nicht sonnegebräunt wie bei dem Fischervolke, sie waren so weiß und so rosenrot, so fein geformt, und Dürer sah sie neugierig an. Wer mochte diese schöne Dirne sein? Ihre üppigen Brüste wogten unter dem tief ausgeschnittenen Hemd. Als sie den Meister sah, lachte sie schelmisch, band das Tau an einen Pflock und raffte die Segel zusammen. Das Tuch, das sie über ihren Kopf trug als Schutz gegen die Sonne, rutschte ihr in den Nacken, und ihr kupferrotes Haar in üppiger Fülle, glühte wie eine Flamme in der Sonne. Als sie ihre Arbeit beendet hatte, trat sie zu Dürer und lachte ihn verwegen an. Schelmisch sprach sie: „Seid wohl gar ein Maler, weil Ihr da so herumstrichelt?"

Dürer sah sie erstaunt an, sie kam ihm bekannt vor; aber diese Kleider, diese roten Haare, nein, sie war ihm doch fremd. Er sagte lustig:

„Ihr seid wie eine Dame am Fastnachtstanz. Wenn Ihr das Fischergewand mit dem der Gentildonna tauschtet, würd' Euch jeder Nobile für seinesgleichen nehmen. Sprechet Ihr nicht so, wie die Venezianer, — oder seid Ihr gar eine Deutsche?"

„Ich bin die Bianka, des Antonio Geliebte, der ist Gondolier beim Maestro Bellini, dem berühmtesten Maler. Oh, er soll schöne Madonnen malen können. Habt Ihr von ihm gehört?" Sie lachte so schalkhaft, daß Dürer ganz verwirrt wurde.

„Er ist mir bekannt, ich war erst neulich bei ihm und hab' dort eine schöne Donna gesehen, die hat solche Feueraugen wie Ihr. Aber sie ist eine venezianische Kurtisane und hat schwarzes Haar. Das Eure ist herrlich. Gern möchte ich es aufgelöst sehen. Das müßte eine Lust sein, wie Tizian sagt, darin herumzuwühlen!"

„Geht!" lachte die Dirne, sich verschämt stellend. „Wie könnt' ich mich hier so zeigen? Was möchten die Leute von mir denken! Ich bin doch keine Kurtisane! Aber Ihr gefallt mir, und da Ihr auch ein Maler seid, wollt' ich Euch gern den Gefallen tun. Kommt in den Garten dort, da sieht mich keiner."

Kichernd lockte Judith, denn sie war es, den Meister in den Garten; es schien ihr wie ein Wunder, daß sie Dürer am Hafen traf, so als ob er sie erwartet hätte. Unter einer Pergola, die mit Weinlaub gedeckt war, fand sie ein einsames Plätzchen; dort löste sie ihre Haarknoten, und die flammenden Strähne fielen über ihre Schultern herab bis über die Knie, so lang waren sie.

Dürer trank diese Pracht in sich hinein, strich mit seinen feinen Händen schüchtern darüber hin und staunte über diese Fülle.

„Hab' so ein herrlich Haar noch nie gesehen. Das ist fürwahr wie ein Wunder und paßt so gut zu Eurer

Schönheit. Ihr seid schön, so schön wie die Judith, von der ich vorhin sagte, daß ich sie nackend bei Bellini gesehen habe."

Die Dirne kreischte auf: „Nackend? Pfui, die Schande! Wie kann sich ein Weib nackend zeigen?"

„Bei den Malern zeigen sich die Venezianerinnen gerne so, wenn sie schön sind. Von Euch ließe sich auch eine Venus malen."

Judith lachte, sie freute sich, daß sie den Meister so weit hatte. Sie mußte ihn noch lüsterner machen, da verstellte sie sich wieder:

„Venus; ist das auch eine Gentildonna?"

„Ja," lachte Dürer, „aber eine aus dem Palazzo der alten Griechen!"

„Und ist die auch so, wie die Frauen bei den Malern? So ohne —?" Sie deutete auf ihr Gewand und blitzte Dürer mit Funkelaugen an.

„Natürlich! Wer so schön ist wie Venus, der braucht kein Gewand." Dürer lachte so lustig, daß sich Judith bis in die Seele hinein freute. Jetzt nur klug sein, bis hierher war ihr Plan gelungen, jetzt mußte sie ihn an sich locken. Sie wollte ihr Haar wieder aufknoten; etwas kecker im Ton rief sie:

„Habt Ihr mein Haar genug gesehen? So laßt mich wieder weiter!"

„Schenket mir doch ein Stündlein, wollt' so gern Euer lustiges Gesicht in mein Büchlein aufreißen", bettelte er, das Feuerlein einer heimlichen Begierde flackerte in seiner Sehnsucht auf. Sie schmollte aber:

„Seid ein eigenes Volk, ihr Maler, könnt nit genug haben an dem, was man euch gibt, gleich wollt ihr mehr. Nun, auf ein Stündlein kommt's mir nit an. Machet flink, malt's schön, ich bin auch eitel!"

Sie setzte sich auf eine Bank, und Dürer zeichnete eifrig. Die Augen der Dirne verwirrten ihn dermaßen, daß er aussetzen mußte!

„Eure Augen sind so, wie sie der Tizian auf seinen

sinnentrunkenen Bildern malt. Die gefallen mir jetzt auch!" Er lächelte wie berauscht, und sann darüber nach, wo er diese Karfunkelaugen schon gesehen hatte.

Judith dachte: „Und deine Augen, lieber Dürer, die gefallen mir schon lange. Ach, austrinken wollte ich sie in einer Liebesnacht!" Laut sprach sie: „Wie heißt Ihr denn, schöner Maler? Seid wohl kein Venezianer, ich merk's an Eurer Aussprache."

„Nennet mich Meister Albrecht. Ich bin aus Nürenberg, ein Deutscher!"

Die Seele Judiths jubelte über ihre Täuschung, die ihr so gelang, daß er sie nicht erkannte.

„Da seid Ihr wohl der, von dem mir Antonio erzählt hat, daß Ihr ein so schönes Madonnenbild gemalt habt, das der Doge besehen will?"

„Der bin ich, aber lasset das alles, lasset mich jetzt Eure Schönheit festhalten!" Er zeichnete wieder eifrig. Sie aber ließ ihn nicht:

„Von Euch hab' ich träumen müssen!" sagte sie schelmisch. Dürer lachte, sie lachte mit und zögerte.

„Ja, von Euch. Das war so —"; er unterbrach sie:

„Da müsset Ihr mich doch gleich erkannt haben, wenn Ihr mich im Traume schon gesehen habt?" Sie blitzte ihn schalkhaft an:

„Es war ja stockfinster! Wie hätt' ich Euch da sehen sollen? Nur fühlen konnte ich Euch und — hören."

„Wie habt Ihr denn aber gewußt, daß ich es bin?"

„Solche Heimlichkeit kann ich Euch doch nicht sagen!" erwiderte sie, verschämt tuend; sie wußte sich meisterlich zu verstellen: „Ihr könntet sonst gar Arges von mir denken." Sie wendete sich kichernd von Dürer ab. In ihm kochte das Blut, die Art dieser Dirne verwirrte ihn derart, daß er auf das Zeichnen ganz vergaß.

„Meister, lasset mich gehen, sonst verrate ich's noch", wehrte sie ab, aber gleich wieder sah sie ihn schelmisch an und flüsterte: „Ihr wart ja arg schlimm. Ein unschuldiges Mägdlein wär' erschrocken. Ich aber hab' ja gewußt,

wie die Maler alle sind, wenn sie ein Weib begehren. Wollet Ihr noch mehr wissen?"

„Noch mehr; sagt mir alles!" Dürer faßte sie am Arm und zog sie näher an sich heran; sie tat so, als würde sie schwach, lehnte sich an ihn und sah ihm zärtlich in die Augen; kaum hörbar hauchte sie:

„Ach, es war so schön, so schön! Eure Küsse haben mir die Seele ausgetrunken, ich konnte Euch nichts, gar nichts verwehren — —"

Noch ehe Dürer antworten konnte, war Judith entflohen. Ihr siegesfrohes Kichern wühlte in ihm alle Begierden auf. Er ließ sich auf die Bank sinken. Lange saß der schüchterne Meister so, von Judith betört, in der er eine Fischerdirne wähnte. Ihm wirbelten die Sinne, er dachte an Barbari, der das Leben pries, — er dachte an Tizian, der die Schönheit im Rausch genoß, er dachte aber auch an Bellini, der ihn vor dem Weibe warnte.

Dürer hatte eine traumschwere Nacht. In aller Morgenfrühe schritt er dem Hafen zu und sah nach dem braunen Segel der Fischerdirne aus.

„Wie gleitet der Tag langsam dahin!" seufzte er ungeduldig. „In meinem Träumen hab' ich das Weib gesehen, wie Tizian die Venus sieht."

Er ging den Strand entlang und kam zu der Sanddüne am südlichen Ufer. Breite Wellenbänder des offenen Meeres schäumten über die glatte, glänzende Wasserfläche, bis zu seinen Füßen. Bilder der Sehnsucht füllten sein inneres Schauen. Er dachte an Tizians Worte und verstand es nun, wie der Gedanke an ein sinnlich schönes Weib dem Maler Bilder vorgaukeln könne, die nach antiken Mythen riefen. Beim Anblick der keuschen Reinheit Annas blieb ihm jeder Gedanke an eine olympische Göttin fern, aus Bianka aber rief aller Heidenspuk nach Gestaltung sinnlicher Bilder. Oder war es Judiths Leib, der ihn so aus aller Fassung brachte und nicht aus seinem Sinn bringen konnte? Und jetzt verschmolz die Schwarzhaarige

in die Rothaarige, im Wesen waren sie eines. Er sah sie als Venus am Fisch, als Venus ruhend nach der Liebe Genuß, und als Venus im berauschenden, lüsternen Begehren. Wie vermochte es ein Weib, den grübelnden Meister in so wenigen Stunden loszureißen von seiner strengen, frommen Kunst und ihm Verheißungen der Freude am Leben zu geben? Er hatte nur den Wunsch, einmal sich ausleben zu können in berückenden Weiberarmen, seines Lebens Armut in den Purpurmantel sinnlicher Gefühle zu hüllen und der Kunst eine Wandlung zu geben, wie sie Tizian pries.

Dürer setzte sich auf einen Sandhügel und träumte ins Meer hinaus. So sah er nicht, wie Judith ihm nachschlich und ihn belauerte. Im nahen Gebüsch, dessen Zweige ins Meer tauchten, warf sie ihre Kleider ab und stieg in die Flut hinein. Wie ein Fischlein schnellte sie in die Wellenkämme und schwamm der Sandinsel zu, die vor den Blicken Dürers, kaum sichtbar, aus dem Meere tauchte. Die rote Flut ihrer Haare flammte aus den blauen Wellen auf wie eine blühende, schwimmende Insel, aus der ihr Gesicht gleich einer Lotosblume herausleuchtete.

Dürer sah am Wasser die Unruhe, sah die schwimmende Flammeninsel und den Lotosblumenkopf über den Wellenkämmen emportauchen. Er sah die behenden Glieder Judiths sich rhythmisch bewegen, den weißen Rücken sich biegen wie bei einer Forelle. Er sah, wie sie sich auf der Sandinsel allmählich aus den Wellen erhob. Erst der Oberkörper mit den vollen, runden Brüsten, dann der ganze Leib, von dem roten Flammenmantel der Haare umwogt. Wie eine olympische Göttin stand sie auf dem Sande, über ihre Füße schossen in Abständen die Linienkämme der leichten Brandung.

„Venus im Meere!“ Wie ein Jubelschrei entrang es sich Dürers Lippen, und Judith hörte ihn. Seine Augen tranken das Bild der Schönheit. Er duckte sich in die Sanddüne hinein, um das herrliche Weib nicht zu verscheuchen. Kaum atmend, starrte er den Elfenbeinleib an,

der sich vom blauen Himmel im hellen Morgensonnenlicht in sicherem Umriß abhob. Rasch entwarf er ein Bild.

Judith stand sieghaft, regungslos, sie wußte, daß die Augen Dürers sich festsogen an ihrer Schönheit, sie spürte es wie eine Liebkosung in sinnlicher Erschütterung. Sie wußte, daß ihre Waffen ihn trafen, dort, wo er am verwundbarsten war. „Austrinken deine Heilandsaugen, ausschöpfen dein unberührtes Herz! Alle Weiber wirst du vergessen, du mußt vergessen, daß du ein Deutscher bist! Mein, mein sollst du sein!“ Sie jauchzte auf, hob ihre Arme der Sonne entgegen: „Sieh mich an, du Licht aller Sterblichen, bin ich nicht schön?“

Dürer befiel ein Zittern und Beben, als rüttle ein Sturm an seinem Leibe. Dieses Weib war schöner als alle, die er sah, und er erkannte Bianka, und wußte, daß sie keine Fischerdirne sein konnte. „Die Götter sind lebendig geworden!“ stöhnte er trunken. „Venus ist aus dem Meere gestiegen, sie will mich lösen von meiner Angst vor dem Heidentum. O du dreieiniger Gott, stehe mir bei, daß ich in dem Zauber nit vergehe!“

„Aphrodite! Schaumgeborene!“ rief er jubelnd über das Meer hinüber.

Da versank die Angerufene in den Wellen, ihr Haar schwamm auf der Flut, ihre Arme machten flinke Arbeit, sie erreichte das Gebüsch, warf ihre Kleider über und verschwand. Aus der Lücke einer Gartenmauer grinste ihr das Gesicht des Buckligen nach, der sie belauscht hatte. Sie hörte aber sein höhnisches Lachen nicht, in ihr triumphierte der Sieg.

Dürer taumelte noch lange am Strande entlang, aber er fand Bianka nicht. Er fühlte, daß diese Minuten in seinem Leben ein neues Sehnen erweckten, das Sehnen nach dem Unbekannten, dem Rausch der Sinne, der Trunkenheit.

Als er gegen Mittag ins Haus Hirschvogels kam, fand er großen Aufruhr. Die weinende Frau des Freundes saß hilflos am Bett ihres geliebten Kindes, das in Fieberglut dem Tode entgegenstöhnte.

Zur selben Stunde, in der Dürer seine Ruhe verlor und dem Gaukelspiele Judiths erlag, schaffte Anna Ordnung in all dem Kram, den Dürer in seiner Werkstatt umherliegen ließ. Sie reinigte die Nebenkammer, in der Dürer schlief, brachte ihm Wäsche und Kleider in Ordnung. Ihr Frauensinn litt die malerische Unordnung nicht, und so half sie der Unbeholfenheit Dürers in diesen Dingen nach. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie in ihrem Liebeskummer aller Aufmerksamkeiten vergaß, mit denen sie sonst den Meister betreute.

Bei dem fleißigen Hantieren hatte sie eine seltsame, beklemmende Erregung ergriffen. Die Abwesenheit des Meisters bedrückte sie derart, daß sie immer wieder zum Fenster schlich und hinaussah, ob er nicht käme. Aber er kam nicht. Die Zeit, der Ort, das Licht, die einsame Werkstatt, die nur von Dürer sprach, in der alle seine Gedanken erwachten, suggerierten der Jungfrau eine Angst, die sie nicht loswerden konnte. Sie setzte sich in seinen Stuhl und träumte ihm nach. Ihr war zumute, als hätte sie die Zeit über, in der sie diese Stätte meiden mußte, alle ihre geistige Kraft eingebüßt. Als wäre sie nicht mehr würdig, dem Meister zu nahen. Sie sann nach, durch welche Probe sie sich die Gewißheit verschaffen könnte, daß ihre Angst unvernünftig sei. An der Wand stand die Truhe, in der Dürer das Evabild verwahrte; Anna öffnete sie, hob die Tafel heraus und stellte sie ans Licht. Entsetzt wich sie zurück, ein Zittern befiel sie, sie brach in die Knie und stöhnte in ihrer Angst: „Du blutest!"

Auf dem Bilde war, vielleicht aus Unvorsichtigkeit, in der Hast, mit der Dürer das Bild verwahrte, durch das Berühren eines Pinsels ein roter Fleck an der Herzgegend der Eva entstanden, der den Eindruck machte, als ströme das Blut aus einer Wunde. Diese Zufälligkeit erweckte Vorstellungen in Anna, daß sie alle Fassung verlor. Sie erblickte in ihrer Sorge um den Freund ein Unheil. Die Handflächen gegen die Schläfen gepreßt, stand sie einige Augenblicke, wie vernichtet unter der Erschütte-

rung gräßlicher Gedanken. Dann erhob sie das Haupt, in ihren Augen lag das Entsetzen: Wie kam das Blut an die Stelle ihres Herzens? Es war ein mysteriöses Zeichen, das eine geheime Macht seinem Werke, seinem liebsten Werke, aufdrängte. Aber was konnte ihn bedrohen? Mit den Malern hatte er sich ausgesöhnt, sie achteten ihn und verfolgten ihn nicht mehr. Judith war wie verwandelt; seitdem sie Dürers Edelmut erkannte, war sie ihm versöhnlich nähergekommen. Dürer hatte Anna den Vorfall bei Bellini erzählt. Von der schwarzen Jüdin war keine Gefahr zu erwarten, also auch nicht von dem Buckligen.

Da getraute sich die Jungfrau, das Bild näher zu besehen, ob sich eine Wunde zeigen würde, aber sie sah nur einen roten Flecken auf der Herzgegend, der hell und leuchtend wirkte wie Herzblut. Da wurde sie ratlos.

Als sie in sich alles erwog, was dem Meister zugestoßen sein könnte, hörte sie eine heisere Stimme nach ihr rufen. Sie erschrak dermaßen, daß ihr der Atem stockte. Wieder klang der Ruf vom Fenster zu ihr. Sie wendete das Gesicht und schrie entsetzt auf. Der Bucklige saß keuchend auf der Fensterbrüstung und winkte mit seinem langen Spinnenarm. Seine rot verquollenen Augen glotzten sie an, es war ein Bild des Abscheus. Aber ihre Angst verließ sie, als sie ihn sanft reden hörte:

„Erschrecket nicht, ehrsame Jungfraue, ich will Euch nichts tun, ich meine es gut mit Euch. Aber der deutsche Meister ist in Gefahr!"

„Dürer?" schrie Anna auf. „Also doch!"

„Kein Anschlag von wüster Hand, kein Mord, getröstet Euch; aber eine greift nach seinem Herzen, sie will ihn aus der Grüblerei seiner Frömmigkeit in die Hölle böser Leidenschaft reißen, auf daß ihm alle Mannesehre und Selbstachtung besudelt werde. Hört mich ruhig an, Jungfraue. Des Daniel Squarro Tochter, die schwarze Judith, hat sich in ihn rasend verliebt. Damit er in ihre Netze falle, hat sie sich die Haare rot färben lassen. O

diese herrlichen Haare flammen wie die Euren um ihren sinnlichen Leib, der ein Wunder an Schönheit ist. Sie hat mich erst gedungen, den Meister zu verfolgen, Ihr wisset es, denn mein Messerstich, der Euren Leib traf, war für ihn bestimmt. Jetzt will sie selbst Rache an ihm nehmen durch ihre höllische Liebe. O Jungfraue, es ist grausam für Eure heiligen Ohren, aber ich muß es Euch berichten, denn nur Ihr vermöget es, den Meister aus den Händen der teuflischen Venus zu befreien! Sie hat ihn in Murano in ihr Netz gefangen, er ist ihrer Verführungskunst erlegen und ist verloren in ihrer sündhaften Gier, wenn ihn nicht ein Engel befreit. Sputet Euch, Jungfrau. Helfet ihm, ich will Euch beistehen!"

Anna klammerte sich mit beiden Händen an den Tisch an, ihr war, als stünde sie in ihrem reinen, weißen Pfingstkleide in einer schmutzigen, stinkenden Pfütze, die sie überall beflecke. Ihre Scham vor so viel Lüsternheit eines leidenschaftlichen Weibes drückte sie beinahe zu Boden. Aber die Angst um den Meister, den sie beschützen mußte, gab ihr die Kraft, sich zu beherrschen. Wie ein Vorwurf klang tonlos ihre Frage an den Buckligen:

„Darf ich Euch vertrauen? Ihr sehet nicht aus darnach!"

Der Bucklige nahm diesen Argwohn hin, er keuchte auf und sprach:

„Ich habe es erwartet, daß Ihr mir mißtrauet. Aber ich schwöre es bei allem, was Euch heilig ist, daß ich arglos die Wahrheit rede. Sehet mich an; was die Natur an Häßlichkeit schaffen kann, das hat sie an mir verschwendet. Ich war ein rechtschaffener, ehrlicher, überfrommer und fleißiger Geselle. Die Natur hat mir einen Schönheitssinn verliehen, der mir zum Verhängnis wurde. Ich habe bei Mantegna gearbeitet, bis er starb; dann kam ich nach Venedig, fand bei Squarro Arbeit und verliebte mich in Judith. Sie versprach mir ihre Liebe, wenn ich ein williges Werkzeug ihrer Rachepläne werde. So wurde ich schlecht: für sie; durch meinen Liebeswahnsinn wurde ich ein Verbrecher. Ihr könnt mich verachten, ich verdiene es;

aber Ihr sollet auch ermessen, was Liebe aus einem Menschen machen kann. Judith ist das schönste Weib, das einen Tizian, sogar einen Giorgione entflammte. Jetzt entflammt sie den Dürer, dem sie ihre nackte Schönheit in verlockendster Art zeigte. Er hat von ihr ein Bild aufgerissen. O Jungfrau, ich habe sie belauscht! Der arme Meister ist von einem Wahn befallen, der ihn blind macht. Er kennt die Leidenschaft nicht, aber er ersehnt sie. Das Feuer Judiths, die ihn in der Gestalt einer rothaarigen Fischerdirne umbuhlt, verbrennt seine Seele, vernichtet seine Kunst. Sie hat sich ihm als Venus im Meere gezeigt. Sie will sich teuflisch an ihm rächen. Rettet den Meister, Jungfrau. Ihr habt Gewalt über seine Seele; wenn er Euch sieht, weichet der böse Geist von ihm!"

Ein grenzenloses Mitleid erfaßte Anna. Sie hob ihre Hände empor, als bete sie; ihre Angst und Betäubung wichen. Willenlos von ihrem Gefühl getrieben, ging sie auf den Buckligen zu und faßte nach seinem Arm.

„Ich glaube Euch. Ihr seid nicht der, den ich in Euch vermeinte. Betet zur heiligen Jungfrau Maria, daß sie Euch von der unheiligen Liebe zu Judith befreie. Sehet dort die ‚Eva', die der Meister nach mir gemalt hat; ein Wunder hat den blutigen Fleck an die Stelle des Herzens gebracht, daß es mich ermahne, an die Zeichen der Überirdischen zu glauben. Euch schicket mir Gott, der alle seine Geschöpfe liebet und ihnen verzeiht. Die Kunst des Meisters soll nicht aus seinem Herz bluten und verderben, sie soll aus seinem Geiste wachsen, in den sie sein Gott gesäet hat."

Eine plötzliche Willensstärke wurde in ihr lebendig, mit sicherer Stimme rief sie Perci befehlend zu:

„Lasset uns eilen! Jede Stunde ist wichtig. Ich will Kaspar Prim bitten, mich nach Murano zu rudern. Ihr aber eilet voraus und wachet über Dürer, denn eine innere Stimme sagt mir, daß Euer Gewissen rein bleiben wird von einer Schuld gegen den Meister. Er steht in Gottes Schutz! Glaubet mir, Gott ist gerecht; er müßte jeden

Frevler, der ihn und seine Kunst bedroht, vernichten! Mit seinem Willen wollen wir den Meister retten aus der Hölle der Teufelin! Kommet!"

Graues Gewölk hing am Himmel und färbte die Wasserfläche bleiern. Die Gluten des Sonnenunterganges waren verrauscht, und schon spannen die Abendnebel über die Lagunen ihre Schleier.

Dürer stand am Strande und sah dem düsteren Spiel der Entfärbung zu. Das ruhige Verändern der Abendschatten, das Erlöschen des Lichtes, schien ihm ein Verschleiern, das alles Ringen und Erwarten verhüllt und entkräftet. Die sinnlichen Bilder, die ihm die Sonnenglut vorspiegelte, zerrannen in formlose Gestalten, als regnete die Dämmerung Asche aus Vulkanen hernieder. Ein Frösteln überrieselte seinen Rücken, ihm war zumute, als müsse seine Freude Schiffbruch erleiden. Das Verlangen, das ihm Erfüllung seiner seit vielen Jahren gehegten Sehnsuchten bringen solle, kam ihm jetzt plötzlich so nüchtern vor, alle Vorstellungen von Schönheit, Leidenschaft und Lust schienen von dem Ascheregen der Vulkane überstreut und sahen so ärmlich aus wie früher. Deutlich wollte er sich Bianka vorstellen, wie sie im Meere stand, von der Flut kupferroten Haares umwallt, er vermochte es nicht. Die Erwartung, dieses Weib in seine Arme schließen zu dürfen, ihres Leibes Schönheit in sich zu trinken, zu schwelgen wie Giorgione und ein arkadisches Fest der Liebe zu feiern, versank in ein unbestimmtes Gefühl, das ihm Angst einflößte. Was könnte er mit so einem lebensprühenden, temperamentvollen Weibe beginnen? War er nicht unerfahren im Genießen und Schwelgen? Hatte er je der Freude so nahe in die leuchtenden Augen sehen können? Würde sie nicht zurückweichen und erkalten an seiner Zaghaftigkeit? Wird er überhaupt bei ihr erreichen, was er sich einbildet? War sie nicht eine Welsche? Konnte sie nicht so sein wie Anna: ihn entflammen und dann von sich weisen?

Dürer sah ängstlich in die grauen Nebelschleier, die plötzlich das Wasser überzogen; ihm war, als stiegen aus den Tiefen des Meeres Gestalten auf, die ihn warnen wollten. Ein feines, frauenmildes Wesen schien aus seiner Versunkenheit aufzutauchen; mit großen Augen, die ihr Gesicht auszufüllen schienen, starrte sie ihn an und hob die Arme empor, verächtlich abwehrend.

Dürer dachte, daß all diesen Spuk in ihm nur eine Stimme riefe, die Stimme, die er hören wollte und die man erdrosselte. Sie riefe nach des Lebens Lust, nach dem Rausch der Sinne, sie riefe nach dem Weibe, die beides in einem war, nach Bianka. Da konnte er sich nicht mehr halten und schrie den Namen aus in seinem Verlangen.

Da tauchte um die Mauerecke die Ersehnte auf und lief auf Dürer zu.

„Ihr habt mich gerufen, ich bin gekommen. Was verlanget Ihr von mir?"

„Ich will die Schönheit — die Lust, ich will . . ." Erschrocken hielt er inne, ihm war, als schnürte sich seine Kehle zu.

„Leget erst ab, was an Euch deutsch ist", zischte die Stimme der Versucherin in sein Ohr. „Ich hasse die Deutschen. Ich bin Venezianerin!"

Dürer taumelte zurück. Der heiße Atem des Weibes, die Glut seiner Sinne beraubten ihn aller Vorstellung, er begriff nicht, was die Versucherin von ihm verlangte, in seiner Angst schrie er auf:

„Bianka — Bianka!"

„Ich bin die Lust, ich bin der Rausch", zischte es in seine Ohren. „Rief mich die Stimme in Euch? Riefen mich Eure suchenden Christusaugen? — Oh, Eure Augen! Austrinken will ich sie in einer Liebesnacht! Warum habt Ihr Angst? Legt ab, was deutsch ist an Euch, in meinen Armen werdet Ihr die Not vergessen!"

„Venus!" stöhnte Dürer, aufgewühlt von der Nähe des lüsternen Weibes. „Berausche mich, nimm mir alles — ich will das Leben, — die Schönheit!"

Triumphierend schlang Judith die Arme um seinen Hals und küßte ihn auf die Augen.

„Meister! Fühlet Ihr denn nicht meine Liebe? In meiner Glut sollt Ihr lodern und verbrennen! In meiner Lust will ich in Euch tilgen, was deutsch ist. Ihr sollt wie Giorgione die Schönheit trinken wie roten Wein! Mit Rosen will ich Eure Locken umkränzen. Ich bin die Venus! Ihr habt mich endlich gerufen; wie ein König sollt Ihr den Tribut meiner Schönheit genießen. Ihr sollt der Herrscher sein, nicht der Bettler, zu dem Euch die blonde Deutsche macht, die ich hasse. Laßt ab von der deutschen Tugend und Angst, über aller Pflicht steht die Schönheit!"

Ungestüm zog Dürer die Versucherin an seine Brust, im Flammenmeer ihrer Küsse erstickte sein Atem. Da rissen plötzlich die Küsse ab, die Umarmung löste sich mit einem jähen Ruck, — Judith flog, von einem kräftigen Arm geschleudert, in den Sand, und Anna stand vor Dürer, wie ein Engel des Paradieses mit dem flammenden Schwerte. Ihre Stimme rief in zitternder Angst:

„Meister, lieber Meister! Seht Ihr denn nit, wie die Sünde lauert, wie das Gewissen harrt, Euch zu zerschlagen? Wollt Ihr im Pfuhl der Hölle wie Tanhuser Eure Seele der Teuflin opfern? Was ist eine Stunde Lust gegen ein Leben voller Reue, in dem Ihr Euch nimmer könntet zurechtfinden! Ihr seid nit der Lüstling, der in die Frucht beißt ohne Bedenken; Ihr seid die Frucht, in die eine sündhafte Buhlin ihre Zähne preßt, um sie auszusaugen. Wollt Ihr es so weit bringen, daß Ihr Euch selbst verachten müßt?"

Dürer stand noch immer erstarrt da, er hatte kein sicheres Bewußtsein, alle Gefühle, die in ihm zum Aufruhr kamen, waren zu rasch ernüchtert worden; er konnte nicht das Böse und nicht das Gute erkennen, im Aschenregen der Vulkane verlor er jedes Schauen und Denken.

Judith hatte sich rasch von dem Schrecken erholt, sie gab den Kampf um den Geliebten noch nicht auf, sie

hoffte, daß Dürer sich ihr zuwenden und sie beschützen werde. In ihrer Wut hätte sie sich auf Anna gestürzt, sie erdrosselt, aber Kaspars und Percis starke Arme hielten sie fest. Keuchend schrie sie:

„Albrecht, Geliebter — so schütze mich vor diesen Schurken!"

Anna hielt die Hände gegen Judith ausgestreckt und rief voller Verachtung:

„Judith Squarro, du Buhlin der Maler, du schändlichste aller Kurtisanen Venedigs, ich kenne dich, trotzdem du dein schwarzes Judenhaar rot gefärbt hast. Du sollst den arglosen Meister nicht länger täuschen. Deine Komödie ist ein Greuel an Sünde und Laster. Du bleibst die schwarze Judith, die das Haupt des Holofernes begehrt. Gott der Allmächtige hat mich ausgesandt, den armen Meister von deinen Rachegelüsten zu befreien. Hört es alle, und Ihr, Albrecht Dürer: Dieses Weib, der Abschaum aller Teuflinnen, will den deutschen Maler in ihrer Leidenschaft erdrosseln aus Rache, weil die Nürenberger ihren betrügerischen Vater haben aus den Toren hinauspeitschen lassen. Der Bravo, den sie gedungen, würde den Meister nicht so grausam morden wollen, wie dieses Weibes Leidenschaft. Weiche von hinnen, Judith, dich wird die Strafe Gottes treffen, wie du sie dem Meister zugemessen hast!"

Die Worte Annas weckten Dürer aus seinem Erstarren. Eine Scham überströmte seine Mannesehre, er sah sich besudelt von der List Judiths, die er nun plötzlich erkannte. Ihn ekelte vor ihr und ihren Ränken, in deren Netz er verstrickt war. Eine Entrüstung nahm ihm die Gefühle von Sinnenlust und Mitleid; zornig schritt er zu Judith hin, sah sie verächtlich an und rief:

„So seid Ihr doch die Judith! Wahrhaftig, jetzt durchschaue ich Euer Spiel. Ich vermeinte eine Venus zu erblicken, aber Ihr seid eine Teufelin. Gehet hinweg, aus meinen Augen, rote Jüdin! Ich verachte Euch!"

Judith schrie auf und verlor ihre Besinnung. Wie von einem Hieb getroffen, brach sie zusammen. In diesem

Augenblick faßte sie der Bucklige unter die Arme und schleifte sie zur nahen Barke. Er schrie wie von Sinnen: „Jetzt bist du mein! Ich habe gewonnen!" Mit Anspannung seiner Kräfte hob er Judith an Bord des Segelbootes, hißte das Segel auf und löste die Kette vom Pflock. Der Wind trieb die Barke in den Nebel hinein.

Dürer wollte sich in seiner Scham von Anna abwenden, er konnte diesem reinen Engel nicht in die Augen sehen. Sie aber schlang sanft ihre Arme um seinen Hals und schaute ihn voll innigsten Erbarmens an.

„Ist Euch so leid um diese Buhlin, daß Ihr mir zürnen wollt? Meister! Mich schickt wahrhaftig Gott. Ein Zeichen ist geschehen. Das Evabild, das Ihr so fromm nach mir gemalt habt, ist mit Blut besudelt, so als ob es aus meinem wunden Herzen auch auf Eurer Tafel rinnen würde. Ihr wißt, was ich gelitten habe ohne Schuld und Fehle, was aber hättet Ihr leiden müssen, wäret Ihr in der Leidenschaft Judiths an Seele und Leib verdorben worden. Wie wäre da Euer Herzblut geflossen! Wie wäret Ihr heimgekommen zu Eurem Weibe? Wie stände Eure Kunst jetzt da? Ihr seid ja nit zu einem Lüstling geboren, der Schmach und Schande verlacht; Eure Frömmigkeit hätte nie die Sünde ertragen können. Ihr seid von Gott berufen, ihm zu dienen, alles Heidenwerk hat in Eurem reinen Gemüt keinen Halt. Vergaßet Ihr, daß Ihr ein Deutscher seid?"

Wie Himmelsglocken klangen die Worte Annas in Dürers Gemüt. Jedes Wort gab ihm Halt, und seine zerrissene Seele wurde wieder ganz. Er nahm beide Hände der erregten Jungfrau in die seinen, nun konnte er wieder in die Augen seines guten Engels blicken. Mit zitternder Stimme flüsterte er:

„Ja, Jungfrau Anna, ich bin ein Deutscher. Nun weiß ich's, daß ein Deutscher im Heidenland keinen Raum hat. Ihm ist der Weg bestimmt, den Christus ging, unter der Kreuzeslast auf sein Golgatha, mit reinem Herzen. Den will ich gehen. Und wenn ich, von einer Sehnsucht

getrieben, in die arkadischen Gefilde flüchten wollte, weil mein Weg gar zu einsam war, so trage ich allein nit die Schuld daran. Jungfrau Anna, wart nit Ihr die ‚Eva', die mir den Apfel reichte? Ist nit doch aus unserer unberührten Reinheit und Seligkeit ein Fünklein Feuer in mein Blut gesprungen, das mich also willig den Begierden Judiths überliefert hat? Und da gerade Ihr es wart, die mich aus den Armen der Teufelin befreite, so mag es auch sein, daß Gott Euch dazu ermahnt hat."

Kaspar war erschüttert von der aufregenden Szene und den ruhigen, sanften Worten des Meisters. Um ihn hatten sich die neugierigen Inselbewohner geschart, die das Ereignis mit hurtigen Mäulern aufbauschten.

Kaspar mahnte Anna zur Heimfahrt, der Nebel konnte gefährlich werden. Als die beiden wieder in der Gondel saßen, die ruhig in den Nebel hineinglitt, stand Dürer am Strande und sah in die endlose Leere, die alles verschlang, was er im Suchen nach der Schönheit gefunden hatte. Er fühlte nicht, ob ihm gut oder böse geschah.

In der Segelbarke lag Judith noch in halber Bewußtlosigkeit. Es war eine der letzten Augustnächte, die über den Lagunen auf raschen Schwingen dahinzog. Ein kalter Wind kam aus den Dolomiten, von den schneegekrönten Häuptern der Alpenriesen Antelao, Sorapiß, Marmolata und den wildzerklüfteten ewigen Gletschern. Der Bucklige hatte das Tau des Steuers an den Mast gebunden und kniete neben Judith, die er auf eine weiche Decke bettete. Sie regte sich nicht. Das Gefühl schlummerte in ihr, nur das Bewußtsein, daß Dürer sie verachte, wachte in ihrer Trostlosigkeit. Percis Sinnestrunkenheit war in Judiths Reize verbohrt, er keuchte mit stockenden Atemzügen: „Mein bist du jetzt, mein!"

Da schlug sie ihre großen Augen auf, und Blicke voller Abscheu und Ekel trafen den Buckligen.

„Bist du es?" stöhnte sie gequält. „Du hast mich betrogen, Schurke, du hast mich überlistet und siegtest. Oh!

ich ertrage diese Schmach nicht. Seine Liebe hätte mir alle Greuel meiner Seele auslöschen können; nun hat sie mich in den Abgrund gestoßen!"

Eine plötzlich aufsteigende Woge ihres Hasses gegen den Buckligen gab ihr die Kraft, ihn von sich zu schleudern. Sie schrie ihn mit ihrer zornkreischenden Stimme verächtlich an:

„Rühre mich nicht an. Deine Finger sind Skorpione, deine Arme Polypen, deine Seele ist das Feuer der Hölle! Du hast mich verraten. Du hast die Tochter des Jakomini, die ich hasse wie die Pest, gerufen, dir in deiner Intrige gegen mich zu helfen. Und glaubst du, daß ich nun deine Beute bin? Glaubst du, daß ich mich dir hingeben werde?"

„Du mußt!" keuchte Perci, dem die Leidenschaft das Besinnen genommen hatte. „Du mußt! Ich habe mit dir den Kampf von List gegen List aufgenommen, zu dem du mich herausgefordert hast. Ich war der Stärkere, weil mir eine Heilige half, die mir in die Seele geschrien hat, daß sie an mich glaubt, die mir die Verzeihung Gottes versprach, wenn ich den Meister aus den Händen der Teufelin, die du bist, befreien helfe. Oh, ihn beschützet der starke Wille seines Gottes! Was vermagst du gegen ihn? — Jetzt bist du in meiner Gewalt! Judith, du hast es gelobt, daß du die Meine wirst, wenn er dich verachtet! Und er verachtet dich."

Judith hatte die Hände über ihr Gesicht geschlagen, Tränen des Zornes quollen aus ihren Augen. Ihr war, als hätte das gräßliche Wort Dürers: „rote Jüdin", all ihre Schönheit gewandelt in Percis Gestalt. Sie war von dem höchsten Throne ihrer Weibesherrschaft von dem herabgestoßen worden, der ihr hätte die Stirn mit der Gloriole krönen können. Jetzt sank ihr Wunderland in den Sumpf der niedrigsten Sinne, da sie sich dem Buckligen ausgeliefert fühlte.

„Verloren!" schrie es in ihr; „verachtet und beschimpft!"

Da durchraste ihr Blut den schönen Leib aufs neue. Ihre Dämonen wurden wieder lebendig, ihre Kraft erwachte. Sie mußte das Hindernis forträumen, das sich zwischen Dürer und ihr auftürmte wie ein unbezwinglicher Wall; sie mußte Anna vernichten, über ihre Leiche konnte sie wieder Wege zu ihm finden. Ein kochendes Rachegefühl schnürte ihre Brust ein, sie trat an den Buckligen heran mit der Geste einer Königin und sagte rauh:

„Noch hast du deine Mission nicht beendet. Wohl hast du gesiegt: er verachtet mich. Aber ich weiß, daß er dazu gezwungen wurde. Erst mußt du mir zur Rache helfen, ehe ich mich dir ergebe."

Perci war vor dem drohenden Blick Judiths zurückgewichen.

„Versuche mich nicht. Den Meister rühre ich nie und nimmer an!"

Judith lachte in grenzenloser Verachtung:

„Das sollst du auch nicht! Ihm darfst du kein Haar krümmen, aber helfen sollst du mir, die rothaarige Jungfrau zu fangen. Ich will sie lebendig haben! Mein Kampf ist noch nicht zu Ende, ich strecke meine Waffen nicht. Aber in dieser Nacht will ich dir geben, was du begehrst, wenn du mir helfen willst!"

Ihre lauernden Blicke durchschauten das Werkzeug ihrer Rache, sie sah sein Schwanken und erkannte in ihm die abergläubische Furcht vor höheren Gewalten. Aber sie hatte ein sicher wirkendes Mittel, seinen Wankelmut zu vernichten: ihre Schönheit. Sie riß den leichten Rock vom Leibe, zerrte ihr Hemd von der Schulter und zeigte sich vor dem zitternden Krüppel so, wie sie am Morgen vor Dürer als Aphrodite aus dem Meere gestiegen war. Mit gleisnerischer Stimme rief sie:

„Sieh mich an, so hat mich der Meister erschaut und mir zugerufen: ‚Aphrodite! Schaumgeborene!' Und dieser Reichtum meines Leibes ist dein, wenn du mir hilfst, den blonden Engel einzufangen. Aber vorher mußt du alles vertilgen, was den Meister an Jakominis Tochter ge-

mahnt; die Bilder und die Altartafel, die er nach ihr gemalt hat, müssen zertrümmert, und sie selbst muß lebendig in meiner Gewalt sein."

Untergetaucht in den Strom sinnlicher Begierde beim Anblick dieser verlockenden Schönheit, waren alle anderen Empfindungen in der Seele des Buckligen erstorben. Er sah nur das Weib vor sich, das er wahnsinnig liebte, er hatte nur den einen Wunsch, es zu besitzen.

„Ich will! Alles will ich für dich tun! Aber hüte dich, mich zu täuschen. Jetzt geht's auf Leben und Tod!"

Er wendete die Segel, das Boot schoß im Nebel dahin und nahm den Kurs nach Murano zurück. Perci wußte, daß Anna und Kaspar sogleich nach Venedig zurückfahren wollten.

Anna saß in ein Tuch gehüllt dem kräftigen Kaspar gegenüber, der aufrecht stand und mit mächtigen Ruderschlägen die Gondel sicher trieb. Die Aufregung hatte sie erschöpft. Eine wohlige Traumesseligkeit drängte alle ängstlichen Bilder, die sie bestürmen wollten, zurück. In ihrer Seele war Freude, daß sie den lieben Meister aus den Ränken der Teufelin befreit hatte.

Kaspar hielt die Gondel an, er mußte sich zurechtfinden, denn der Nebel war so dicht, daß er die Richtung verfehlen konnte. Seine Augen spähten wie die eines Falken über die verhüllte Wasserfläche; da riß der Wind einen Nebelfetzen auseinander, und er atmete auf. Die Mauern des Cimitero und die Türme von San Michele tauchten auf, der Weg war der rechte. Aber eine unbeschreibliche Angst wühlte in ihm. Er fühlte, daß sich in dem Nebel etwas ereignen könnte, ein Zusammenprall mit einer Barke. Laut rief er das warnende Signal: „O eh o! O eh o!" Seine Augen suchten, erblickten aber kein Fahrzeug. Da trug ihm der Wind die kreischende Stimme eines Weibes zu: „Warte, bis Licht von San Michele aufflammt!"

War das nicht Judiths Stimme? Er stemmte mit Riesenkraft das Ruder in die Flut, die Gondel schoß dahin

wie ein gehetzter Nachtvogel. Da fuhr er in den Lichtkegel, den das Warnungszeichen des Leuchtturmes von San Michele durch den Nebel warf, und sah in unmittelbarer Nähe eine Segelbarke, vom Winde getrieben, daherschießen wie einen Habicht, der seine Beute verfolgt. Zwei dunkle Gestalten bogen sich über die Planken, und in dem Licht, das wieder auffunkte, erkannte er den Buckligen und Judith. Wie in einem raschen Fluge war die Segelbarke an ihm vorbeigeschossen. Ängstlich sah Kaspar nach Anna, die aber war in Traumseligkeit versunken und ahnte nicht, was ihr bevorstand. Er rief ihr leise zu:

„Jungfrau, haltet Euch fester an, es könnte sein, daß uns ein Fahrzeug aus dem Kurs schleudert, der Nebel ist so dicht!“ Er wollte ihr nicht andere Angst bereiten. Da klammerte sie im Unterbewußtsein die Hände am Sitzbrett fester und träumte weiter.

Wieder hörte er die kreischende Stimme: „Sie sind es!“ Er wollte nach San Michele hinrudern, um die Wächter zum Schutz zu rufen, aber kaum hatte er die Gondel seitlich gesteuert, als der Nachtvogel mit flatterndem Fittich auf sie losstieß. Wie eine Beute in den Krallen des Fängers drehte sich das leichte Fahrzeug Kaspars, dann kenterte es. Nur wenige Sekunden dauerte das Manöver, und Anna versank. Ihr gellender Schrei durchschnitt die Stille; dieser Schrei schien ringsum die Nacht auszufüllen. Das Sprudeln und Röcheln aus dem Wasser zeigte Annas Kampf mit den Wellen, sie hielt sich eine Weile auf der Oberfläche, versank wieder, ihre Sinne verloren sich in eine unendliche Schwere, die sie zog. Sie hatte keine Kraft mehr, sich emporzuarbeiten; da fühlte sie, wie sich eine Schlinge um ihren Leib wand, die sie immer höher zog. Sie konnte sich nicht mehr rühren. Ein kräftiger Ruck hob sie aus dem Wasser, ein zweiter zog sie noch höher, bis ihr Kopf an die Planken eines Schiffes anschlug und sie die Besinnung verlor.

Perci hatte ein Tau geworfen, als Anna ins Wasser stürzte, die Schlinge legte sich um ihren Leib, mit wohl-

gezielter Sicherheit, dann hatten er und Judith mit übermenschlicher Kraft die Beute aus den Wellen gezogen, hinauf auf ihre Barke, wo sie bewußtlos liegenblieb.

Judith betastete den Kopf der armen Anna; da sie keine Wunde fand, atmete sie beruhigt auf und kreischte:

„Es ist dein Glück, du Dummkopf. Ich hätte dich über Bord geschleudert, wäre durch deine Ungeschicklichkeit der Heiligen der Kopf zertrümmert worden. Ich will sie so zeichnen, daß dem deutschen Meister es nimmer gelüsten soll, ihren schönen Leib zu malen. Haha — so schaut es mit der Kraft des Christengottes aus, er kann seine Engel nicht beschützen, und den sollen wir fürchten? Binde Arme und Beine der Falschen, in unserem Magazin auf dem Rio di San Felice soll sie die Minute büßen, in der sie des Meisters Sinn von mir gewendet hat. Eile! Die Nacht entweicht mit jeder Stunde, deine Liebesfreude soll nicht zu kurz kommen dabei."

Der Bucklige schauerte am ganzen Leibe, er kannte die Rache Judiths. Behutsam wand er die Seile um den Leib Annas. In den Mund ihres Opfers drängte Judith ein Tuch, damit die Ohnmächtige nach ihrem Erwachen nicht schreien könne.

Als die Barke durch den Hafen der Sacca della Misericordia schoß, löste Judith die Taue und ließ die Segel sinken; dann ruderte sie die schmale Wassergasse entlang dem Rio de San Felice zu, band die Barke an die Pfeiler und schloß das Gewölbe auf, in dem ihr Vater seine Vorräte barg. Es war menschenstill geworden auf diesem entlegenen Teile Venedigs, keine Gondel mehr zog durch die engeren Kanäle; da trugen die beiden ihr Opfer in die dumpfige Kellerhalle und legten es auf einen Papierballen.

Judith betrachtete mit höhnischem Lachen die Beschützerin des Meisters, dann rief sie dem Buckligen herrisch zu:

„Verschließe das Gewölbe gut, gehe in die Werkstatt Dürers, vernichte die Bilder, die der Falschen Antlitz und Leib zeigen — dann komme in mein Gemach. Die Türe wird unverschlossen sein in dieser Nacht."

Mit kalter Verachtung maß sie seinen häßlichen Leib, dann wandte sie sich hohnlachend von ihm ab. Fröstelnd schritt sie über die Brücken und Gehsteige der Merceria zu; sie dachte nicht daran, dem Buckligen zu Willen zu sein. Perci, der Verblendete, sah ihr lauernd nach, der höhnische Blick entging ihm nicht. Ihr Lachen bohrte sich in seine Seele, er ballte die Hände zu Fäusten und reckte sie, der Davoneilenden drohend.

„Tot oder lebendig, das ist jetzt d e i n Wille!“

Ehe er das Gewölbe verließ, wendete er sich noch einmal dem armen Opfer zu. Seine Sinne waren von den Ereignissen, die an diesem Abend auf ihn einstürmten, aufgewirbelt, er fühlte, daß ihn eine geheime Angst aus dem Gleichgewicht bringen könnte. Der Vollmond war in den jagenden Wolken aufgetaucht, und sein weißes Licht lag über Anna gebreitet, als erstrahle sie in unirdischem Glanze ihrer Heiligkeit. Perci zitterte vor dem Geheimnisvollen dieser Minute. Da schlug Anna die Augen auf. Ihr Traumblick weitete sich, er traf den Buckligen. Diese Augen in ihrer seelenlosen Starrheit kamen wie Jenseitserscheinungen über den Erschrockenen und riefen die abergläubische Furcht in ihm wach, die an seinem bösen Gewissen rüttelte. „Sie hat an dich geglaubt, jetzt willst du sie betrügen!“ rief ihm eine Stimme zu. Er sah sich verwirrt um. Da befiel ihn eine unheimliche Angst, und er lief davon. Die Augen aber, diese weit offenen Mahneraugen, verfolgten ihn, sie peitschten sein Gewissen auf mit überirdischer Gewalt.

Er schloß das Gewölbe, steckte den Schlüssel in seine Manteltasche und lief, wie von Furien gehetzt, durch die stillen Gassen dem Rialto zu. Von einem fremden Pfeiler löste er eine Gondel und trieb sie nach dem Hause, wo Dürers Werkstatt lag. Keuchend in seiner Angst duckte er sich vor dem Fenster, das er schon einige Male erklommen hatte. In diesen Minuten, wo seine Sinnenlust und seine abergläubische Angst in ihm kämpften, betete seine aufgewühlte Seele zu Gott.

Als der Mond hinter einem Wolkengiganten verschwand, raffte sich der Bucklige auf. Wie eine Katze erklomm er den Gondelpfeiler, schwang sich auf die Fensterbrüstung, schlug eine Fensterscheibe ein, öffnete von innen die Riegel und sprang in die Werkstatt hinein. Eine Weile blieb er keuchend am Boden liegen und lauschte. Als er alles ruhig wußte, sprang er auf. Es war so dunkel, daß er die Gegenstände nicht unterscheiden konnte. Aber sein nachtgewohntes Auge erblickte bald das „Rosenkranzfestbild“ auf dem Gestell.

Er tastete sich zum Tisch, fand ein Messer, das er ergriff, und mit einem Sprunge stand er vor dem Bilde. Seine Sinne wirbelten durcheinander, sein Leib bebte, rote Feuerringe tanzten vor seinen Augen. Er schwor sich, es sollte das letzte sein, was er verbrechen wollte. Noch eine Weile zögerte er, die Arbeiten des Meisters waren ihm wie eine unantastbare Sache. Jetzt sollte er sie vernichten um eines rachelüsternen Weibes willen! Aber — der Lohn!

Er wollte das Messer über das Bild schürfen, die fleißige Arbeit Dürers zerstören, die gnadenspendende Madonna entstellen; seine spinnenlangen Arme streckten sich empor, das Messer blitzte auf. — Da teilten sich die Wolken, und ein heller Mondstrahl traf das Bild, das in seiner frommen Schönheit sich zu beleben schien.

Der Bucklige prallte zurück. Solche Schönheit hatte er noch nie erschaut, überirdisch leuchtete das Wunder der Farben. Der Arm des Verruchten sank wie von einer Keule getroffen, das Messer entglitt den Fingern. Nicht mehr als Verbrecher stand er vor dem Werke des Meisters, als schaffender Künstler erschauerte er vor der Größe der Kunst eines Erleuchteten. Die Gottesgnade, die solch ein erhebendes Werk schaffen hieß, flößte ihm Ehrfurcht ein; er bewunderte, betete die Schönheit an, und der Gedanke, an solch einer Schöpfung zu freveln, versank vor dem Buckligen wie ein Teufel, von einem Heiligen beschworen. Mit weit aufgerissenen Augen starrte der Überwältigte das

Bild an, das sich in dem mysteriösen Licht des Mondes zu beleben schien.

Da er eine Weile die Augen schloß, um das Wunderbare in seine Seele zu trinken, standen erschreckend klar die aufgerissenen Mahneraugen Annas vor ihm. Als er seine Blicke wieder auf das Bild richtete, war es ihm, als höbe sich das liebliche Gesicht der Madonna, das die Züge der Gefesselten trug, und schlüge die Augen auf. Wie eine furchtbare Anklage sahen sie ihn an. Die Madonna schien den Arm zu heben, der dem Kaiser Max den Rosenkranz aufs Haupt drückte. Er hob sich höher und höher und drohte dem Entsetzten. Als spräche es die Madonna, klangen dem Buckligen die Worte in seinen aufgepeitschten Sinnen: „Er steht in Gottes Schutz!"

Da war es ihm, als schlüge ihn eine Faust zu Boden, so jäh brach er zusammen. Angst und Gottesfurcht rissen ihn wieder auf. Wie von unirdischen Gewalten vertrieben, sprang er aufs Fenster, schwang sich hinaus zum Pfeiler und ließ sich in die Gondel gleiten. Mit kräftigem Schlage trieb er das leichte Fahrzeug durch die Nacht. An der Riva del Carbon sprang er, als verfolge ihn die Madonna in ihrem Zorn noch immer, ans Ufer und überließ die Gondel ihrem Schicksal. Gehetzt und keuchend lief er der Merceria zu, in Daniels Haus. Dort blieb er eine Weile auf der Stiege hocken, seine Angst löste sich, die sinnliche Begierde nach Judith erwachte wieder in ihm. Er stieß einen Fluch aus und sprang die Treppen empor zur Kammertür Judiths. Sie war verriegelt, er pochte, keine Antwort kam; da keuchte er wild auf, sprang den Gang entlang, schwang sich auf die Loggia und fand auch das Kammerfenster Judiths verschlossen. Mit einem Faustschlag zertrümmerte er es, seine Wut wuchs in der Enttäuschung, daß ihn die Jüdin narre. Er sprang in die Kammer und fiel wie eine Bestie über die kreischende Judith her, die ihm den gezückten Dolch entgegenhielt. Der Mond verkroch sich hinter schwarze Wolken, er wollte das Grauenhafte nicht bescheinen.

Kaspar war dem Cimitero zugeschwommen. Er hatte nach Hilfe gerufen, die Wächter hörten ihn. Vor seinen Augen hatte sich die furchtbare Szene abgespielt, und er konnte Anna nicht helfen. Der Segler schleifte sie so rasch, daß er ihr nicht nachkonnte, und verschwand im Nebel. Er wußte, daß sie der Rache Judiths anheimgefallen war.

Die Wächter ruderten Kaspar, der erschöpft war, nach dem Ponte di Rialto zum Penderhause. Der rotglühende Sonnenball war wie eine Purpurkugel am östlichen Himmel aufgestiegen, der Nebel hob sich allmählich empor und gab dem Lichte Freiheit.

Die Bestürzung, die Kaspars Verzweiflung ins Penderhaus trug, war groß. Der alte Jakomini hatte vor Angst um seine Tochter, von der er nicht wußte, wo sie diese Nacht geblieben war, kein Auge geschlossen; jetzt sprang er auf und lief zur Stadtwache, die Anzeige von dem Überfall zu erstatten.

Peter, der auch in Angst und Sorge schlaflos geblieben war, gebärdete sich wie wahnsinnig, als er von dem Unglück erfuhr. Seine Liebe zu Anna rief alle seine Sinne wach, er eilte zur Merceria. Er lief wie von Furien verfolgt durch die stillen Gassen, über die Brücken, sein Herz rief ihm zu: „Elender, du hast die himmelsholde Anna eine Dirne geschimpft. Gott straft dich jetzt dafür!"

Als er in der Merceria eine Brücke übersetzte, lief ihm der Bucklige in die Arme. Peter packte ihn in seinem Zorn und schrie ihn an:

„Wo habt Ihr meine Herzliebste hingetan?"

Der Bucklige blieb ruhig stehen, willenlos ließ er Peter seine Schultern rütteln; seine Sinne waren wie ausgelöscht, seine Kraft gebrochen. Er schlotterte mit den langen Armen und den dürren Beinen, seine Augen waren mit Blut unterlaufen, Blut klebte an seinem Gewand, das der Mantel nicht verdeckte. Seine Hände waren wie in Blut getaucht, er trug keine Kappe am Kopf und sah aus wie ein Wahnsinniger.

Entsetzt prallte Peter zurück.

„Ihr habt sie gemordet!“ schrie er.

Da öffnete Perci die verquollenen Lippen, ein Stöhnen rang in seiner verkrüppelten Brust nach Atem, dann lallte er:

„Gemordet hab' ich sie. Sie hat mir nicht wollen zu Willen sein!“

Ein furchtbares Entsetzen ergriff Peter, er schluchzte:

„Das engelsreine, das unschuldige Blut habet Ihr vergossen?“

Der Bucklige starrte Peter wie geistesabwesend an, aber er verstand ihn doch; mühsam keuchte er:

„Nicht das unschuldige Blut, das schwarze Blut der Teufelin ist geflossen! Kommet, ich will Euch zu Eurer Liebsten führen, sie soll für mich beten!“

Sie liefen der Riva zu, lösten eine Gondel, und Peter ruderte den Weg, den ihm Perci wies. Keiner sprach, ihre Seelen waren erfüllt mit entsetzlichen Gedanken, die sie vorwärts trieben. Der eine sah dem Glück entgegen, der andere der ewigen Verdammnis.

Vor dem Gewölbe Daniels ließ der Bucklige die Gondel halten; er sprang ans Ufer, zog den Schlüssel aus der Manteltasche und öffnete das niedrige Tor. Hastig führte er Peter zu der Gefesselten. Sie schlief. Peter war erschüttert; er dachte, sie sei tot. Perci aber konnte den Anblick der Gemarterten nicht ertragen; er sprang aus dem Gewölbe, als jagten ihn die Hunde der Hölle, löste das Segelboot vom Pfeiler, ruderte es in die Lagune, dort hißte er die Tücher auf, die in der Morgenbrise das Fahrzeug ins Meer hinaustrieben. Wohin? Keiner hat es erfahren.

Peter kümmerte sich nicht um ihn; er zerschnitt die Stricke, die Annas Leib einschnürten, zog ihr den Knebel aus dem Munde, sie schlug die Augen wie im Traume auf, und ein glückseliges Lächeln verklärte ihr Angesicht. Sie tastete nach Peters Hand; als sie sie fühlte, wußte sie, daß sie nicht träume. Da sprach sie liebevoll:

„So bist es du, lieber Peter, der mir Errettung bringt in meiner furchtbaren Not?"

Der glückberauschte Jüngling nahm seine Herzliebste in seine Arme und küßte sie innig. Sein Herz klopfte, als er flüsterte:

„Kannst du mir verzeihen, was dir mein blinder Zorn angetan hat? Ich hab' gar zuviel darunter leiden müssen. Nun soll alles vergessen sein!"

Anna lächelte glückselig.

„Erst hat mich müssen das Ungemach treffen, ehe sich dein harter Sinn gewendet hat! Und du bist mir doch das Liebste auf der Welt!"

Es dauerte lange, ehe Anna ihre Glieder rühren konnte. Peters Ungestüm aber wartete nicht; er nahm die süße Last auf seine Arme, trug sie in die Gondel und ruderte, von seinem Glück getrieben, seine Herzliebste heim. Auf seinen Armen trug er sie in ihre Kammer, rief die Mutter, daß sie sie auskleide und ihr einen heißen Tee koche, denn die nassen Kleider legten sich so an ihren Leib, daß sie vor Kälte zitterte.

In Daniels Hause fand man Judith im Blute schwimmend. Ihr eigener Dolch stak in dem Herzen der vom Wahnsinn Gerichteten.

Der alte Daniel schrie in seinem Schmerz um sein verlorenes Kind. Die Stadtschergen liefen in alle Windrichtungen durch Venedig, den Mörder zu suchen.

Jakomini sah erschauernd die Tote an, er dachte: so in ihrem Blute wird man auch irgendwo sein Kind finden. Als er mit Kaspar durch die Merceria schritt, kam ihnen Peter Pender entgegengelaufen.

„Ich habe sie unversehrt heimgebracht!" rief Peter glückstrahlend aus. Er erzählte in rascher Folge alles, was er wußte, und Jakomini hob seine Blicke, die jetzt in Freudentränen funkelten, empor. Ein Dankgebet löste sich aus seiner erschütterten Seele.

„Da hat der Himmel ein Wunder getan!" flüsterte Kaspar, entblößte seinen Kopf, und auch seine Blicke such-

ten den weiten Himmelsdom, der sich in der taufrischen Morgenluft in tiefem Blau über ihnen wölbte.

Im Hause Hirschvogels liefen die Mägde unruhig über die Stiegen und flüsterten scheu miteinander, als Dürer in seine Kammer schlich. Müde, als hätte er schwere Arbeit getan, setzte er sich in den Lehnstuhl am Fenster und sah in den Nebel hinaus. Ein Schuldiggewordener, fühlte er, daß er der Versuchung niederer Gelüste erlegen war. In seiner Freiheit irrte er vom Wege ab. Nun war alles vernichtet, was ihn lockte, er fühlte sich von der Gottheit verlassen, war des Kelches unwürdig geworden, aus dem er seine Leiden trank.

„Schwesterlein," murmelte er vor sich hin, „mit holdseligem Antlitz hast du in mir das Unheilige geweckt. Deine Prüfung hab' ich nit bestanden, die Versuchung war zu groß und die Sünde zu schön!"

Er sehnte sich nach seiner Heimat, dort würde er würdig werden, den Kelch zu leeren. Zum ersten Male in seinem Leben fand sich Dürer einer wirklichen, großen Leidenschaft gegenüber. Er verglich sich mit Tizian und fühlte, daß er nicht der Mann sei, vom Weibe nur nehmen zu können, ohne sich ihm ganz zu geben. Er war ein Träumer, die Wirklichkeit ließ ihm die Wunden bluten, die das Dornenreis seines Schicksals auf seine Stirne drückte.

Während Dürer so grübelte und seinem Entgleisen auf der Bahn zum Seelenfrieden nachsann, trat Bernhard Hirschvogel mit verweinten Augen in die Kammer. Müde wankte er zu Dürer und ließ sich in einen Stuhl sinken. Erregt sprach er:

„Ihr grübelt Dingen nach, die sich im Leben erreichen lassen. Sehet mich an, Meister, wie soll ich noch Freude am Leben finden, da mir das Liebste, was ich auf Erden besaß, Gott genommen hat! Mein Kind, mein schöner Sohn, er ist dahin!"

Erschüttert sprang Dürer auf; den lieben Knaben, der

heut früh noch im Fieber nach Dürer rief, der so klug und schön war, hatte der Tod gefällt, und er, den alles Leid, alle Scham zerriß, lebte. Wie gerne hätte er in dieser Stunde seiner Trübsal sein Leben hergegeben für dieses Kind.

„Bernhard, ist das auch wahr? Ist es menschenmöglich, daß so ein heiliggutes Knäblein hat sterben müssen, und alle Sünder vor dem Herrn dürfen leben? Wie hat sich das also rasch begeben können?"

Die beiden Männer standen sich gegenüber, jeder rang mit einer Enttäuschung. Dann flossen die Worte des Trostes, der Erbauung über Dürers Herz, gerührt sanken sich die beiden an die Brust und schluchzten. Jeder um das, was er verloren hatte, Hirschvogel um sein einziges Kind und Dürer um die Freude, die seinem Leben vielleicht hätte viel bedeuten können. Als sich die Männer voneinander lösten, sagte Hirschvogel, dem Freunde für den Trost die Hände schüttelnd:

„Und nun tut mir ein gut Werk, Meister Albrecht. Reißet mir mit Eurem Silberstift, zum Gedächtnis an unser liebes Kind, sein Konterfei auf, wie sich das Gesichtlein im Angesicht Gottes, der in seiner Weisheit den Engel zu sich rief, so wunderhold zeigt. Ihr tut damit ein edel Werk, denn mein Weib wird das Konterfei heilig halten. Und noch eines, das mag Euch holder sein zu vernehmen. Wie ich heut nachmittag den Arzt von Venedig geholt hab', ist mir der Baumeister Hieronymus nachgesprungen auf der Riva. Er läßt Euch sagen, daß der Doge, Herzog Loredan, und der Patriarch von Venedig sich vorgenommen haben, morgen in Eurer Werkstatt das Tafelbild für die Kapelle der deutschen Kaufherren zu besehen. Freuet Euch, Meister Albrecht, solch hohe Ehre ist noch keinem Maler hier zuteil geworden. So müsset Ihr morgen in aller Früh hinüber. Mein Segelboot wird Euch führen. Und so sich unser Schmerz um das liebsüße Kindlein wird ein wenig gelegt haben, hol' ich Euch wieder, damit Ihr mein und meiner Eheliebsten Konterfei zur Vollendung bringen möget."

Dürer hörte beinahe teilnahmslos die Botschaft an und nickte mit dem Kopfe. Als er mit Hirschvogel die Kammer betrat, wo das tote Knäblein im Bett lag, als wäre es erst eingeschlafen, erfaßte ihn die Wehmut wieder. Er dachte, wie sehr er sich so ein Kindlein ersehnt hatte, und nun sah er, wie rasch solch ein zitterndes Glück dahinschwindet.

Vor dem Angesicht des Todes fand er seine Ruhe wieder. Mühsam zeichnete er das liebe Gesicht mit den goldenen Locken und den weiten, toten Augen auf sein Blatt. Seine wankenden Glaubensgefühle gewannen festen Boden; er dachte darüber nach, wie Gott alle Seelen schuf und keine vernichten konnte. Entfloh sie dem einen Leibe, nahm er sie wieder auf und gab sie einem anderen. Die vollkommenste Seele aber, die in einem guten Menschen reifte, gab er Erlesenen. Da nahm sich Dürer vor, seine Seele dem Guten entgegenreifen zu lassen.

Als er das Konterfei fertig hatte, drückte Hirschvogel seinem Kinde die Augen zu.

Am andern Morgen segelte Dürer nach Venedig. An der Sacca della Misericordia erwartete ihn Kaspar mit der Gondel. Er war nicht wenig erstaunt über das blasse Aussehen des lieben Burschen.

„Saget mir, Geselle, was Euch so verändert hat, seit ich Euch nit sah?“ fragte Dürer.

Da erzählte ihm Kaspar von dem nächtlichen Überfall, von Annas Qualen und Judiths grausamem Tode. Dürer war bei diesen Nachrichten derart erschrocken, daß er sich gar nicht beruhigen konnte. Er zitterte in der Aufregung des Gedankens, wie Jungfrau Anna gelitten haben mochte. Über Judiths Tod war er entsetzt; wie konnte ein Mensch einen so herrlichen Leib so grausam zerstören! In seinem Innersten sah er den idealen Körper, wie er von Blut besudelt war. Er erkannte, wie teuflisch ein Sinnenrausch sein konnte, und sah auch sich selbst an dem Abgrunde schweben. Und doch stand immer wieder die Sehn-

sucht nach der Schönheit des Weibes in seiner Empfindung, die ihm des Lebens Höhen und Tiefen, ein ihm unbekanntes Hinausschwingen in das sinnliche Sichselbstvergessen, eine Erhöhung der Lebensfreude, und der Kunst eine andere Wendung hätte geben können. Es war ihm, als widerstreite seiner sinnlichen Empfindung Annas Eingreifen in sein Schicksal. Er wollte nicht behütet sein, er wollte frei werden, um sein Tun selbst zur Verantwortung ziehen zu dürfen. Und doch sah er sich auf seinem vorbestimmten Lebenswege stehen, von dem ihn kein Sinnenrausch hinwegführen konnte.

Da fielen Kaspars Worte wie ein Mahnen in diesen Zwiespalt.

„Der liebe Gott hat ein Wunder getan, er hat den guten Peter die arme Anna finden lassen. Die reine Liebe hat einen Triumph gefeiert!"

Dürer starrte in die dunkelbraune Flut. Auf jeder Welle schaukelte ein Lichtlein, das die Sonne angezündet hatte. Das mischte sich nicht mit dem Schmutz des Wassers. So könnte auch eine Seele auf den Wogen der Leidenschaft rein erstrahlen, dachte er.

„Es war eine Nacht, in der alle Ängste wachten!" sagte Kaspar versonnen.

Ja, dachte Dürer, die Ängste wachen immer, auch an der Sonne, die alles Unfaßbare, das der Erde entrücken will, festhalten und niederreißen in die alte Kümmernis.

„Diese Ängste haben meine Mutter schwer krank gemacht. Sie sah Euch in der Seele bluten, Meister, sie hat mit wachen Augen Euer Bild geschaut, wie Ihr taumeltet, vor einem Abgrunde. Als sie mir das auf ihr Täfelchen schrieb, stieß sie einen Schrei aus!" erzählte Kaspar tonlos weiter.

Ja, dachte Dürer, auch ich habe einmal im Traume ihre Stimme schreien hören, in der Nacht der Ängste, als sie die Stadtknechte in das Lochgefängnis führten. Auch ich bin über Nesseln und Schwertspitzen gelaufen, bin in glühendem Eisen gestanden, und jetzt erschauere ich in Kälte!

„Meine Mutter möchte Euch gerne sehen, Meister; wollet Ihr zu ihr kommen?“ Die Stimme Kaspars klang warm und bittend.

Da stand das Gärtlein plötzlich in Dürers Seele, wo der Flieder blühte. Seiner Liebe erstes Sehnen war dort erwacht. Er fühlte, wie sein Herz reiner wurde. Sein Verzagen rann aus ihm heraus, so wie die Tränen aus seinen Augen rannen. Eine unendliche Wehmut beschlich ihn; schluchzend sprach er:

„Immer, wenn eine Sehnsucht in mir ersterben soll, rufet mich eine Heilige. Alle Frauen waren mir heilig, alle wollten mich behüten, wollten mich trösten, keine aber gab meiner Seele so viel Licht wie die Teufelin, von der ich auch glauben mußte, daß sie mir einen Trost hätte geben können. Mein Herz ist mir wie erstorben; wer fragt nach ihm? Nur in meine Seele greifen sie!“

„Meister,“ stammelte Kaspar erschrocken, „Euch lieben doch alle!“

„Sie lieben nicht den Mann, sie lieben den Maler. Nur Judith liebte mich um meiner selbst willen. Ich stehe wie der Gekreuzigte auf Golgatha, die Sünderin Magdalena hat mir die Wunden gesalbt. —“

Von Wehmut erschüttert, schlug Dürer die Hände vor die Augen.

Die Gondel hielt vor seiner Werkstatt. Er bat Kaspar, ihn zu Anna zu führen. „Sie wird mich verstehen, sie liest in meiner Seele!“

Als er die tränenfeuchten Hände vom Antlitz zog und seine Augen zum Himmel hob, sah Kaspar eine unirdische Verklärung in dem müden Angesicht des Meisters. Der sprach milde:

„Keine Stunde ist schmerzlicher als die, wo uns Gott verläßt in der eigenen Seele; keine Stunde ist seliger als die, wo er wieder eintritt mit seinem guten Willen. Der Mensch soll harren in Geduld!“

Schneller trieb Kaspar die Gondel zum Penderhaus.

Als Dürer in Annas Stube trat, saß sie, in eine Decke

gehüllt, beim Fenster an der Sonne. Ihre Haare flammten, in ihren Augen leuchtete das Glück.

Dürer blieb an der Schwelle stehen, er traute sich nicht näher. Der süße Traum, den er mit der Holden geträumt hatte, war von einem wüsten Sinnenrausch verlöscht worden; jetzt kam er mit leerem Herzen, und das tat ihm so wehe. Anna aber jubelte ihm entgegen:

„Meister, lieber Meister, so kommet Ihr doch zuerst zu mir?“ Dürer nahm ihre Hand in die seine und sah sie gerührt an.

„Ich mußte kommen, da ich Euch bitten will, mir den kleinsten Winkel Eures Herzens zu eigen zu geben, damit ich nit auf alle Verheißungen des Lebens verzichten muß!“

Da lachte sie herzinnig, als wolle sie die Wehmut Dürers übertönen, aber in ihrer Seele weinte sie um die Armut dieses Mannes.

„Wohnet Ihr doch in meinem Herzen schon lange, Meister. Seit ich hab' die Gnade verdient, die mir aus Eurer stillen Liebe wuchs, steht Ihr mir so nahe, als wäre ich eins mit Euch! Wie bin ich beglückt, daß ich für Euch hab' zwiefach leiden dürfen!“

Dürer sank vor sie hin, barg sein Gesicht in ihrem Schoße und sagte:

„So hat sich mir alles erfüllt, nur eines nit. Aus Eurem Herzen darf ich nur die Güte nehmen. Wo aber nehme ich die Liebe her? Auch Gott hat aufgehört, mich zu lieben.“ Anna erschrak.

„Da müsset Ihr Euch selbst nicht lieben können!“ sagte sie mit zitternder Stimme. „Das wäre ein Widerspruch in Euch. Gott ist aber gerecht! Was er ausgeschlossen hat aus Eurem eigenen Wesen, das ist ja das Böse, das nimmer Anteil hat an seiner Liebe. Gott selbst ist aber das Gute, die Vollkommenheit, die ewige Harmonie!“

„Wie kann er lieben, wo er zürnen muß! In seiner Strafe kann auch seine Liebe enden.“

„Besinnet Euch doch, Meister!“ sagte sie ängstlich; „Gott strafet nur den, den er liebt! Wer sich selbst nit liebt, wie kann der einen Gott haben, der ihn lieben soll?“

„Nur den reuigen Sünder straft er in Liebe, weil er ihm vergibt!“ Es war so, als ob Dürer eine Schuld zu Boden drücke. „Ich aber habe im Trotz mein Haupt erhoben gegen ihn, gegen seinen Willen! Ich wollte im Trotz die Sünde als vollkommenes Wesen erkennen, ich habe sie begehrt! Wer sagt Euch, Jungfrau, daß ich so stark bin, daß mich mein Gott lieben muß? Ich bin ein Irrender, der in des Lebens Freuden nie hat schauen können ohne Angst, der immer fragen mußte, ob im Ungekannten die Sünde träumt, oder ob nicht dort die Früchte reifen, die meine Sehnsucht genießen will!“

„Meister!“ schrie Anna entsetzt auf, „schlaget das Blatt in Eurem Seelenbuche um, es ist verschrieben! Eine wüste Hand hat es besudelt! Schreibet darauf: Was unser Gott ins Unbekannte stellt, muß er uns verbergen, weil er weiß, daß ohne Sehnsucht keine Seele träumen kann. Wie wär' das Leben reizlos und grausam, wenn uns alles offenbart würde, was geschehen soll. Ihr seid ein Ketzer!“

Dieser Aufschrei aus der gequälten Seele der Jungfrau brachte Dürer die Besinnung zurück. Er erhob sich, seine Augen konnten wieder ihren Blick ertragen.

„Ich bin ein Ketzer, ja. Ich suchte Gott in jedem Wunder der Natur, ich suchte ihn in meiner Seele, und da er mich verlassen wollte, riefet Ihr ihn mir zurück. Ihr rieft ihn mir zurück in Eurer Güte. Jetzt will ich ihn in meine Kümmernis stellen. Was mir die antikische Schönheit verwehrt, soll mir der Glaube an Christus geben. Alt will ich schon werden, mein Haar ist grau geworden in meiner Armut. Es ist bald Zeit, daß ich heimkehre. Die Sonne allhier ist mir zu heiß!“

Dieses qualvolle Entsagen, das aus Dürers Seele strömte und ihn übermannte, erschütterte Anna. Sie reichte ihm beide Hände hin und rief:

„Ergebt Euch nit der Wehmut. Denket an Jesus,

der allem Irdischen entsagt hat, weil er der Sohn Gottes ist. Löset in Eurer Kunst das Rätsel, das Ihr im Leben nit lösen könnt. Nicht schmerzensreich: erhaben in Würde und Schönheit ist Christus am Kreuz gehangen. Suchet das Wunder in Eure Kunst zu stellen, es wird Euch trösten. Keine Not ist so groß, keine Enttäuschung so schwer, als daß daraus nit eine Gnade erwachsen könnte!"

Dürer küßte die weißen Hände der Jungfrau und ging, den Dogen und den Patriarchen in seiner Werkstatt zu erwarten. Die Worte Annas gaben ihm Trost und neuen Mut. Den gekreuzigten Christus wollte er malen in Schönheit und Würde, in Verklärung und Versunkenheit in den Willen seines Vaters, ohne Wehmut, ohne Qualen, ohne Enttäuschung. Er wollte in ihm seine Seele zur göttlichen Erhabenheit führen.

Auf den Stufen zum Eingang des deutschen Warenhauses, in dem Dürer seine Werkstatt hatte, standen die Kaufherren in festlichem Gewande. Der Patriarch von Venedig, Antonius Surianus, Patron der Kirche San Bartolomeo, für welche Dürer sein „Rosenkranzfest" malte, hatte den deutschen Kaufherren ankündigen lassen, daß er den Dogen, Herzog Leonardo Loredano, in die Werkstatt Dürers begleiten werde, das Altarbild zu besehen, von dem man so Rühmliches spreche. Die ärmliche Werkstatt des Meisters wurde in wenigen Stunden mit kostbaren Teppichen, Vasen, Stühlen und Zierat geschmückt, aber es half nicht viel, die abgebröckelten Steinmauern kamen überall zum Vorschein, und die ihnen aufgezwungenen Dekorationen schufen Gegensätze von Reichtum und Armut, die eher lächerlich als geschmackvoll wirkten. Dürer hätte solchen „Narrentanz", wie er sich ausdrückte, nie zugegeben, aber er war nicht anwesend.

Sein „Rosenkranzfest" hatten die Kaufherren in guter Meinung mit reichen, grellbunten Brokatstoffen drapiert, um ihm so einen Rahmen zu geben; aber das schadete dem ruhigen Eindruck des Gemäldes mehr, als es nützen konnte.

Nun standen die Herren, unruhig, weil Dürer nicht gekommen war, auf den Stufen und harrten der Gondel, die den Dogen mit seiner Begleitung bringen sollte. Neugierig zogen unzählige Gondeln am Canaletto und trieben am Canal Grande, denn die Kunde von dem ungewöhnlichen Ereignis, daß der Doge die Werkstatt eines deutschen Malers besuchen wollte, ging wie ein Lauffeuer durch Venedig. Die Nobili mit ihren Damen, von seinen Freunden angeeifert, wollten wenigstens entfernt an dieser Huldigung Dürers teilnehmen.

Gegen Mittag hielt die Gondel des Dogen vor Dürers Werkstatt. Loredano war erstaunt und enttäuscht, als er das alte Lagerhaus erblickte.

„Das muß ein armer Maler sein, wenn er in solch einem prunklosen Warenhause sein Atelier hat.“ Der Patriarch lächelte und gab zur Antwort:

„Eure Herrlichkeit, der deutsche Meister soll ein Sonderling sein, der jeden Prunk meidet. Er lebt hier wie ein Einsiedler in der Wüste, gottergeben und fleißig, er mag keinen Sinn haben für Äußerlichkeiten, dafür ist seine Kunst um so erlesener.“

Der Doge zog die Stirne kraus, als er von den ihm bekannten deutschen Kaufherren Fugger, Imhoff und Tucher auf das ehrerbietigste begrüßt wurde. Er vermißte den Meister, von dem ihm Bellini sagte, daß er ein Antlitz wie Christus habe. Solch ein Gesicht sah er nicht, nur dicke, robuste Männer standen da und verneigten sich höfisch. Der Doge flüsterte dem Patriarchen zu:

„Nicht derentwegen bin ich in dieses verfallene Haus gekommen. Ist Dürer so stolz oder solch ein Barbar, daß er meine Würde mißachtet? Man sagt mir, er sei ein schlichter Mensch, ein Gegensatz zu unseren Atheisten.“

„Ihr meint damit die Maler Venedigs, mein Fürst? Ja, das sind Atheisten und Heiden, es täte not, ihnen ein Vorbild aufzustellen. Gibt es ein Ärgernis, das die heilige Kirche verhöhnt, so geben es die Maler. Eure Vorliebe für die Kunst bestärkt die Heiden, die nur noch Bac-

chus und Venus anbeten. Ihr solltet nicht so milde sein, allergnädigster Fürst!“ Der Doge wehrte ab.

„Lasset das, Venedig muß durch die Kunst erblühen. Stutzet Ihr den Adlern die Flügel wie Savonarola, so können sie nicht zur Sonne empor.“ Er wendete sich an den Baumeister Hieronymus: „Wo ist der deutsche Maler? Weshalb empfängt er mich nicht?“

Ängstlich sah sich der Angerufene um und stotterte in seiner Aufregung nervös:

„Er ist noch in Murano, wird aber bald hier sein.“

Lächelnd über diese trockene Antwort schritt der Doge in die Werkstatt. Fugger brachte die Entschuldigung vor, daß Dürer etwa gar erkrankt sei, sonst wäre er, der hohen Ehre bewußt, schon gekommen. Loredano winkte ab, er konnte Fugger nicht gut leiden, wegen des Fondaco war er mit ihm uneinig und auseinandergeraten.

„Ich will nur sein Bild sehen. Künstler sind unberechenbar. Ich denke an den Michelangelo, der es wagte, Papst Julius zu trotzen. Euer Meister mag auch solche Eigenschaften besitzen, er mag wie ein ungefügig Kind sein.“

Fugger blähte sich, das konnte er auf Dürer nicht sitzenlassen. Stolz reckte er sich und sagte überlegen:

„Edler Fürst, ich kenne den Meister sanftmütig und weise. Er ist einer, der im Ringen nach der Kunst die Philosophia zu Hilfe nimmt. Wie könnte das ein Kind?“

Der Doge sah verwundert den geldstolzen Kaufherrn an, da der sich eines Handwerkers so annahm. Er kannte den Patrizierstolz der Deutschen und dachte: „Diese Barbaren sehen in jeder Hütte einen Palast. Muß ein merkwürdiges Wunder sein, dieser Dürer; Bellini rühmt seine Geschicklichkeit, Tizian sein Gemüt, der Patriarch findet ihn gottergeben und Fugger weise. Er mag aber doch nur so ein deutscher Bär sein wie die anderen, was aus seiner ‚Apokalypse‘ ersichtlich ist.“

„Sehet die Teppiche, Eminenz!“ flüsterte der Doge dem Patriarchen zu; „fürstlich sind sie an Wert, aber simpel arrangiert. Dürer mag nicht so arm sein.“

„Er selber hat keinen Teppich zu eigen, das haben ihm die Kaufherren geliehen.“ Die Worte des Patriarchen hörte Imhoff. Der Spott kränkte ihn, er rief:

„Durchlauchtigster Herzog, nehmet vorlieb mit dem bescheidenen Prunk, der den armen Meister nicht verdrängen kann. Stünde er in diesem Raume, wahrlich, Ihr verlangtet nichts anderes zu schauen als seiner Gestalt und seiner Augen Schönheit. Seiner Stimme Glockenton überböte an Wohlklang alle Harmonie, die ein geschickter Dekorateur in diesen Raum verschwenden wollte.“

Lächelnd sah der Herzog den kühnen Sprecher an und dachte: „Der findet ihn auch noch schön!“

Hieronymus führte die Besucher zu dem Tafelbilde, das im besten Lichte stand. Erstaunt sah Loredano das Gemälde an; schon beim ersten Blick ergriff ihn das Farbenwunder, das so tiefe Frömmigkeit und schlichten Ausdruck zeigte. Alles Seelenvolle hatte Dürer da hineingemalt, und sieghaft trat es dem Dogen entgegen. Der greise Fürst ließ sich in dem herangeschobenen Stuhle nieder und verharrte lange Zeit in stummer Betrachtung der feinen Malerei.

Endlich trat Dürer hastig in die Werkstatt, stattlich gekleidet in seinem neuen französischen Mantel, dem braunen Rock, den seidenen geschlitzten Beinkleidern, ein Barett auf seinem stolzen Haupte. Sein erster Blick traf die farbenbunte Drapierung, welche die Wirkung seines Bildes störte. Hastig lief er zu der Tafel, riß den kostbaren Brokat herunter, einen klagenden Blick auf Hieronymus werfend, daß der ihm solche Geschmacklosigkeit antun konnte. Die Kaufherren waren starr vor Entsetzen, der Doge lächelte. Dürer aber neigte das Knie vor dem Fürsten und sprach mit klangvoller Stimme:

„Verzeihet den Überfall, durchlauchtigster Herr! Meine Tafel muß auch ohne prunkvolle Umrahmung das sein, was ich schaffen wollte: eine schlichte Gemeinschaft Gläubiger, die den irdischen Reichtum ablegen müssen, wenn sie der Gnade der Madonna teilhaftig werden wollen.“

Die Worte beruhigten den Dogen. Erstaunt sah er Dürer an; seine Gestalt, seine freimütige Rede, die keine andere Form suchte als schlichte Frömmigkeit, übten auf den Beherrscher Venedigs einen guten Eindruck aus. Er erhob sich und reichte dem Meister die Hand, die dieser zaghaft ergriff und küßte.

„Also Ihr seid der Albrecht Dürer!“ Der Doge betrachtete das Antlitz des Meisters mit prüfenden Blicken. „Ich habe Euch im Geiste anders erschaut!“

„Ich Euch auch“, sagte Dürer und sah dem Herzog in die leuchtenden, milden Augen, als sollte er ihn konterfeien. „Ich vermeinte einen überstolzen Fürsten zu finden, den alle fürchten, und sehe nun einen Menschen, den man lieben muß.“

Lächelnd nickte Loredano mit dem weißen Haupte: er war es gewohnt, daß man ihn mit unterwürfiger, kriecherischer Schmeichelei umgab; die freimütigen Worte Dürers, die nicht seine Würde, sondern sein Menschentum hervorhoben, taten dem Greise wohl. Bewegt sagte er, als er sich wieder langsam niedersetzte:

„Gern wollte ich allezeit der sein, als den Ihr mich erkannt habt. Ich wollte als Mensch geliebt, nicht aber als Fürst gefürchtet werden. Aber wie schwer wird es mir gemacht, es sind nicht alle Menschen so wie Ihr, Meister. Nicht jeder liebt mich, denn meine Güte wäre keine treibende Kraft für ein so impulsives Volk. Es mag ein Wahrwort sein, daß der Künstler seinen Werken gleichsieht. Bei Euch wird mir das klar. Eure Tafel spricht dieselbe Sprache wie Ihr, sie zeigt eine Seele, in der gute Regungen Ausdruck finden. Auch bei den venezianischen Malern spricht das Bild wie der Meister.“ Der Doge sah lauernd den Patriarchen an, von dem er wußte, daß er den heidnischen Malern nicht gut gesinnt war. Der Patriarch wehrte mit seiner Hand ab und rief, mehr erregt, als er es wollte:

„Aber diese sehen verbuhlt aus, von Heidentum und Trunkenheit, und in ihren Bildern ist die Madonna wie

ihre Geliebte, die Venus eine Heilige. So wie die lebendigen Fackeln des Nero das Verbrennen des Fleisches, versinnbilden die venezianischen Maler das Verbrennen des Geistes in den Feuern ihrer Leidenschaft. Auf ihrem Altare, der das Sanktuarium der Schönheit sein sollte, verblutet die Moral."

Mit lauernden Blicken sah der Patriarch in Dürers Züge; er wollte erfragen, was die venezianische Kunst auf dieses Gemüt für einen Eindruck mache. Er dachte, daß auch der Malerneid den Deutschen hinreißen werde. Dürer aber lächelte versonnen und blieb stumm. Da sprach Surianus weiter in seinem kirchlichen Eifer:

„Sehet Euch doch den Giorgione an, wie seine Begeisterung für das Nackte am Weibe, für die Inbrunst der Liebe die Jugend entflammt! Was soll daraus werden, wenn die Kunst solche Wege geht? Das bringt die Kirche in Gefahr!"

Dürer reckte sich hoch auf; seine Finger strichen zitternd über die Locken, die breit über seinen Schultern wie glänzende Wellen lagen. Ihm war plötzlich zumute, als griffe wieder eine Hand in das feine Netz, das sein Verlangen nach sinnlicher Schönheit so mühsam gesponnen hatte. Verträumt sah er über den Kopf des Dogen zum Fenster hinaus, wo im Sonnenlicht die Schönheit Venedigs durch den schmalen Spalt triumphierend lachte.

„Bischöfliche Gnaden!" rief er, seine Augen bekamen hellen Glanz, seine Stimme erhob sich wie Orgelton. „Die Lagunen von San Marco sind das flammende Wunder, das Seelen begeistert und Göttern die Macht gibt, die ewigen Mysterien der Schönheit zu feiern. Alle Elemente Venedigs sind seine Priester, die das Ebenbild der Götter verwandeln in Lebensfreude und Glück. Im Sanktuarium der Kunst findet der Schmerzensmann keine Anbeter allhier. Die Künstler ziehen in Venedig nicht dem Kreuzträger nach, und glücklich das Volk, das frei von den Nöten sich erlöst fühlt und aufschwingt zur Lichtwerdung der Liebe, wie Jesus Christus sie gepredigt hat."

Dürer stand wie ein Seher in dem Kreise der Kaufherren, die bewundernd zu ihm emporblickten und nicht begriffen, was seinen frommen Sinn so gewandelt hatte. Da der Doge schwieg und alle andern schwiegen, fuhr er fort, seiner herrlichen Stimme Schwingen verleihend:

„Kein Maler kennt hier die Not des Lebens, die Kümmernis der Enge in Sitte und Zwang: Natur, Weib und Sonne enthüllen ihm das Geheimnis, wie das Leben zur Quelle der Freude werde. Wenn die feierlichen Glocken des Campanile über Prunk und Trunkenheit erklingen, so mahnen sie nicht zur Buße! Wenn die schönen Frauen auf festlich geschmückten Gondeln durch die Lagunen gleiten, da jubeln ihnen alle Herzen entgegen. Und stimmen die silbernen Lauten und die goldenen Kehlen das Lied der Liebe an, da findet Christus nicht den Weg auf sein Golgatha, da vergißt seine Mutter den Schmerz, und kein Asket hat Macht, kein Erleuchteter Mut, in diese Weihe göttlicher Freude das Misericordiam hineinzurufen! Venezias Kunst kann die Madonna nicht als arme Magd malen, die im ärmlichen Gewande ihr Kindlein betreut, sie setzt sie als Königin der Freude, als Beherrscherin der Welt auf den Thron, damit sie als Fürstin die Schönheit veredle. Verachtet mir die venezianischen Maler nicht, sie geben der Welt mehr denn Kunst, sie geben ihr die Freude, die uns Deutschen fehlt."

Der Doge erhob sich. Seine Augen hatten Leben bekommen, er ging auf Dürer zu und sagte mit weicher Stimme:

„So sprecht Ihr von unseren Malern? So spricht ein Deutscher von Venedigs Schönheit? Albrecht Dürer, ich habe andere Meinung von einem erwartet, der von den argen Malern aus Neid verspottet und bedroht, dessen Kaiser von uns befehdet wird. Wie kommt Ihr zu dieser Meinung?"

„Herr Herzog, ein Deutscher ist gerecht! Wem auf sonnenloser Scholle die Seele erfror, der lebt in der Wärme auf. Ein Deutscher schmäht nicht jene, die aus reicher Fülle

hervorgehen und die Not der Armen nicht kennen. Ich habe das flammende Wunder über Venedig aufleuchten sehen, es rief auch mich zur Kunst; das ist die Erbschaft der Antike, die nie vermodern kann. Ich begreife die Trunkenheit Giorgiones, die Freude Tizians und die Würde Bellinis, die den Göttern ein Sanktuarium errichten!"

„Und Ihr, Meister?" Der Doge sah, wie sich plötzlich die entflammten Augen Dürers verdüsterten, wie er die Arme sinken ließ und wieder verzagt und haltlos um sich blickte. Der Doge durchschaute ihn, er wollte die letzten Schleier von der Seele dieses Mannes ziehen, der nicht Neid noch Haß kannte.

„Habt Ihr nicht auch teil an dieser Freude?"

Dürer atmete schwer.

„Wer fragt nach mir? Wie kann ich teilhaben an Venedigs Freude! Ich wollte wie der Bettler, der vor der Türe steht, nach fremden Früchten langen, aber ich mußte erkennen, daß ekle Würmer diese Früchte durchnagen, die an der Sonnenglut der Sünde reiften. Lieber will ich als Deutscher Not erleiden, als in der flammenden Sünde meine Kunst kränken. So wie die Palme auf deutschem Boden nicht gedeiht, verdirbt die Tanne im Süden. Ich muß der Stimme meines Gottes folgen, der in mir wirksam ist. Mit dem Werkzeug des deutschen Handwerkers zimmere ich nur die Hütte fest, wo mich die Kümmernis aufgezogen hat, daß sie nicht einfalle. Mein Geist hat nicht die Schwingen, die mich in das Wunderland der Antike tragen könnten. Mein Volk hat keine solche Vergangenheit wie die Lateiner und Griechen; es hauste noch in Höhlen der Wildnis, da ein Phidias und ein Apelles schon von der Vollkommenheit der Schönheit wußten. An der Wiege der venezianischen Maler stehen die sinnlichen Genien, an der meinen stand das ehrliche Weib: die deutsche Not! Das macht mich stark, der deutschen Heimat treu zu sein!"

Dieses schmerzliche Entsagen Dürers griff in das Gemüt des Dogen; und die Seelengröße, die sich so der Wahr-

heit hingab, erschütterte ihn. Er hob die Hand und wies nach dem Tafelbilde:

„Wer solches schaffen kann, das an Schönheit nicht seinesgleichen besitzt, wer solche Farben auf seiner Palette hat, die die reinste Harmonie erwecken, der ist kein Bettler, der ist ein Fürst! Dürer, Ihr zimmert nicht eine verfallene Hütte fest, Ihr bauet einen Palast, in dem Ihr der deutschen Kunst Fürst geworden seid. Eure Demut und Bescheidenheit in Ehren! Aber das Werk Eures Geistes straft Euch Lügen! Wie gewaltig mag der Genius der Kunst Eurer unverdorbenen Seele leuchten, wenn Ihr in solch einem Werke noch keine Befriedigung findet! Es wäre ein Glück für Venedig, wenn Euer Geist über den übermütigen Malern hier herrschen würde. Ich habe Euch an die Lagunen fesseln wollen, aber nun ich Eure Seele so offen vor mir sehe, wie sich noch keine vor mir so entkleidet hat, da fühle ich, daß Venedig kein Boden ist für solche Lauterkeit. Ihr würdet einmal doch dem Giorgione in die Wege laufen, der aber ist kein Führer für Eure Wahrheitsliebe. Ihr würdet heimatkrank in dieser sinnlichen Lüge. Bleibet der Albrecht Dürer, der Ihr sein müßt, der deutsche Boden wird durch den Samen Eures Fleißes Blütenbäume tragen, die reichlich fruchten werden. Ich weiß, Ihr liebt Venedig. In Eurer Sehnsucht werden wir uns oft begegnen. Venedigs Lorbeer wird Euch auch im Deutschen Reiche blühen. Ich habe in der Euren eine Seele erschaut, die mir ein Vorbild sein könnte für meine Staatskunst: in Demut Großes schaffen. Seid bewußt, Meister, daß ich eine Weile in der deutschen Wahrheit und Tugend allen Trug vergessen habe, der mein Wirken in Venedigs Sonne umdüstert. Habet Dank!"

Loredano reichte Dürer die Hand, die dieser küssen wollte; aber der Doge wehrte es ihm. Demütiger, als er gekommen war, verließ er die Werkstatt des deutschen Malers. Er hatte erkannt, daß Dürer ein Wunder an Gemüt, Geschicklichkeit, Frömmigkeit und Weisheit, und daß er auch schön sei. So hatte Dürer über Schönheit und

Sinnenrausch gesiegt und sich in deutscher Treue zu seiner Heimat bekannt. Die Kaufherren umringten ihn, von Stolz erfüllt.

Die Kunde von dem höchsten Lob, das je ein Doge einem Maler gespendet hatte, lief durch ganz Venedig. In dieser Nacht zogen hunderte Gondeln mit Fackeln an den Fenstern Dürers vorbei. Die venezianischen Gentiluomini und Maler brachten dem deutschen Meister eine Serenade. Den Canal Grande entlang scholl bis in die späte Nacht hinein der brausende Jubel:

„Evviva Maestro Alberto!"

An Wilibald schrieb Dürer in dieser Zeit wieder fröhliche Briefe:

„Grandissimo primo homo de mundo. Voster servitor el schiavo Alberto Dürer disi salus suum magnifico Miser Willibaldo Pircamer. Mi fede, el aldi volentire cum grando pisir voster sanità e grondo hanor, el mi maraveio[1]), como el possibile star uno homo cusi vu contra tanto sapientissimo Tiraisbuli[2]) milites. Non altro modo nisi una gracia de dio. Quando mi leser voster litera de questi strania fisa de catza[3]), mi habe tanto paura el para mi uno grando cosa. Aber ich halt, daß die Schottischen[4]) Euch auch gefurcht hand. Wann Ihr secht auch wild, und sunderlich im Heiltum, wenn Ihr den Schritt Hüpferle[5]) gand. Aber es reimt sich gar übel, daß sich solich Landsknecht mit Zibeta[6]) schmieren. Ihr wollt auch erchter[7]) Seidenschwanz werden und meint, wenn Ihr nun den Huren wolgefallt, so sei es ausgericht. Wenn ihr doch als ein lieblich Mensch wärt as ich, so thät es mir nit Zoren. Ihr hand as viel Buhlschaft, und wenn ihr ein itliche nun[8]) einmol sollt brauten, Ihr vermochtets in eim Monet und länger nit zu verbringen. Item ich dank Uch, daß Ihr mit meinem Weib mein Sach also zum Besten geredt hand. Wann ich erkenn viel Weisheit in Euch beschlossen. Wenn Ihr nun als sänf=

mütig wärt als ich, so hätt Ihr all Tugend ... Ich bin ein Tzentilam[9]) zu Fenedich worden. Auch hab ich wol vernummen, daß Ihr wol reimen künnt. Ihr wärt gut zu unseren Geigeren hie, die machns so lieblich, daß sie selbs weinen. Wollt Gott, daß unser Rechenmeisterin sollt horen, sie weinet mit ... Auch will ich sehen noch den Kranchsfederen, ich hab noch keine gfunden. Aber Schwanenfederen, domit man schreibt, der sind ihr viel. Wie wenn ihr ein Weil derselben auf die Hüt stecket? Auch hab ich ein Buchdrucker gefrogt, der spricht, er wiss noch nix Griechisch, das in Kurz sei ausgangen ... Saget mir unserem Prior mein willig Dienst. Sprecht, daß er Gott fur mich bitt, daß ich bhüt werd, und sunderlich vor den Franzosen[10]). Wann ich weiß nix, daß ich itz ubeler fürcht, wann schier Idermann hat sie. Viel Leut fressen sie gar hinweg, daß sie also sterbn ...

Item ich hab im Willen, wenn der Kung[11]) ins Welschland will, ich woll mit ihm gen Rom."

18. August 1506.

[1]) meraviglio. [2]) tiranni buli, Raufbolde. [3]) strane bestiacce, greuliche Fratze. [4]) Gefährten des Strauchritters Kunz Schott. [5]) Tanz. [6]) Parfüm. [7]) ein rechter. [8]) nur. [9]) Gentiluomo. [10]) Franzosenkrankheit, Syphilis. [11]) Kaiser Maximilian I.

„Hochglehrter, bewährt Weiser, vieler Sproch Erfahrner, bald Verständiger aller fürbrochten Lügen und schneller Erkenner rechter Wohrheit, ehrsamer hochgeachter Herr Wilbolt Pirkamer! ... Cu diavulo tanto pella tzansa, chi tene pare. Io vole denegiare cor voster, daß ihr werdt gedenken, ich sei auch ein Redner von 100 Partite. Es muß ein Schtuben mehr denn 4 Winkel haben, dorein man die Gedächtnus-Götzen setzt. Ich voli mein caw[1]) nit domit impazare[2]). Ich will Euch recomandare, wann ich glaub, daß nit so multo Kämmerle im Kopf sind, daß Ihr (nit) in iedliche ein Bizele[3]) behaltt ...[4]). Ich hab Pernhart Hirsfogell Eueren Groß geseit. Hätt er Uch wiederum entboten sein Dienst. Und er ist ganz voll Betrübtnuß, wann sein Sunh ist ihm

geschtorben, der ärtigist Bub, den ich all mein Tag gesehen hab. Item der Narrnfederle kann ich keins bekummen... Item der Herzog [5]) und der Patriarch haben mein Tafel auch gesehen. Hiemit laßt mich Eueren befohlen Diener sein..." 8. September 1506.

[1]) capo. [2]) impacciare. [3]) ein bißchen. [4]) Folgt Bericht über Teppichankäufe. [5]) Doge Loredano.

„... Große legressa [1]) hab ich empfangen in Euerem Brief, der mir anzeugt das überschwänglich Lob, so Ihr von Fürsten und Herren habt. Ihr müßt Uch ganz verkehrt haben, daß Ihr so sänft seid worden. Es würd mir gleich anthan [2]), so ich zu Euch wird kummen. Auch wißt, daß mein Tafel fertig ist, auch ein ander quar [3]), desgleichen ich noch nie gemacht hab [4]). Und wie Ihr Euch selbs wolgefallt, also gib ich mir hiemit auch zu verstehn, daß bessers Mariabild im Land nit sei. Wann all Künstner loben das, wie Euch die Herrschaft. Sie sagen, daß sie erhabner leblicher Gemäl nie gesehen haben [5])... Ich hab mir selbs ein grau Hor gefunden, das ist mir vor lautrer Armüt gewachsen und daß ich mich also stenter [6]). Ich mein, ich sei dorzu geb(orn), daß ich übel Zeit soll haben. Mein französischer Mantel, die Husseck [7]) und der braun Rock lassen Uch fast grüßen."
23. September 1506.

[1]) alegrezza, Vergnügen. [2]) auffallen. [3]) quadro, Gemälde. [4]) Eva. [5]) Folgt Bericht über Käufe für Pirkheimer. [6]) plage. [7]) Beinkleider.

„Um daß ich weiß, daß Ihr wißt mein willig Dienst, thut nit not, Euch dorvon zu schreiben. Aber inbelich [1]) nöter, Euch zu erzählen die große Freud, so ich hab in der großen Ehr und Ruhm, die Ihr durch Euer männlich Weisheit glehrter Kunst erlangt. Destmehr sich zu verwunderen, so selten in jungem Körpel oder gor nimmer desgleichen erfunden würd. Aber es kummt von sundrer Gnod Gottes, eben wie mir. Wie ist uns beeden so wol, so wir uns gut gdunken, ich mit meiner Tafel

und Ihr cum voster Weisheit. So man uns glorifizirt, so recken wir die Häls über sich und glaubens. So steht etwan ein boser Lecker dorhinter, der spott unser. Dorum glaubt nit, wenn man Euch lobt. Wann Ihr seid alls ganz und gar unärtig,[1] daß Ihrs nit glaubt. Mich gedunkt geleich, ich säch Euch vor dem Markgrofen stehn und wie Ihr lieblich redt. Thut eben as wenn Ihr um die Rosentalerin buhlt, also krümmt Ihr Euch. Ich vermerk auch wol, do Ihr den nächsten Brief hant geschrieben, daß Ihr ganz voll Hurenfreud seid gewesen. Ihr sollt Euch ... schämen deshalb daß Ihr alt seid und meint, Ihr seid als hübsch. Wann das Buhlen steht Euch an, wie des groß zottechten Hunds Schimpf[2]) mit dem jungen Kätzle. Wenn Ihr also fein sänft wärt wie ich, so hätt ich Glauben doran ... Ich will Euch einmol einschließen und zu Euch than die Rech., die Ros., die Gart. und die Schutz. und Por. und noch viel, der ich nit sagen will Kurz halben. Die müssen Euch verschneiden. Aber man frogt mehr noch mir weder noch Euch ... Ist ein Zeichen meiner Tugend. So mir aber Gott heim hilft, weiß ich nit, wie ich mit Euch leben soll Eurer großen Weisheit halben ... Aber so Ihr so groß geacht doheim seid, werdt Ihr nimmer auf der Gassen mit eim armen Moler türen reden, es wär Euch ein große Schand cum pultron de pentor. — O lieber Herr Pirkamer, eben itz, so ich Euch in guter Froligkeit schreiben, so bläst man Feuer und brinnen 6 Häuser bei Peter Pender, und ist mir ein wülln Tuch[3]) verbrunnen, dorfür hab ich erst gester 8 Dukaten geben. Also bin ich auch im Schaden. Es ist viel Romer[4]) hie von Feuer. ... Hätt ich mein Tüch wieder! Ich furcht nun, mein Mantel sei auch verbrunnen. Erst wurd ich unsinnig. Ich soll Ungeluck haben. Es ist mir innerhalb in 3 Wochen ein Schuldner mit VIII Dukaten entlofen."

13. Oktober 1506.

[1]) ungleich. [2]) Bellen. [3]) Tuchballen. [4]) Rumor.

Peter — Peter! Das Lagerhaus brennt!" Die gellenden Rufe der Frau Pender lärmten durch das Haus in den Garten und rissen Peter und Anna aus der zärtlichen Umarmung. Von allen Seiten schrien die Menschen: „Feuer, Feuer!" Aus dem Lagerhause, eine Gasse weiter vom Penderhause, stieg eine Flammensäule auf, die bald die Düsternis des Oktoberabends erhellte. Rasch griff das Feuer an dem trockenen Gebälk weiter und sprang auf das Nachbarhaus. Der Wind blies die qualmenden Rauchschwaden, in denen die glühenden Funken tanzten, über die ganze Häuserzeile. Peter und Anna liefen in das brennende Lagerhaus, um zu retten, was noch zu retten möglich schien.

Die Gasse war angefüllt von schreienden und neugierigen Menschen. Die Männer halfen am Löschwerk, die Stadtwächter schleppten Löschgeräte, Eimer und große Handspritzen herbei, drängten die müßigen Weiber beiseite und schafften Ordnung. Von den Stockwerken, aus den Höfen der Häuser gellten entsetzte Schreie um Hilfe; die dürftige Habe der Bewohner flog herab auf die Gasse, ins Wasser und auf die Menschen, die sie auffingen und weitertrugen. In einer Loggia waren Weiber und Kinder eingepfercht und schrien; sie wollten ihre Habe retten, die sie auf den Armen trugen, und sprangen in aufgespannte Tücher, die kräftige Männerarme über dem schmalen Gehsteig hielten.

Immer greller wurde der Feuerschein, züngelnde Flammen brachen durch die Fenster, das wachsende Gewirbel von Rauch und Dampf brodelte durch die Dachluken.

Kaspar, der mit seiner kranken Mutter im Tuchlagerhause Penders wohnte, sah das Feuer von der einige Gassen entfernten Werkstatt seines Meisters und lief, die Mutter zu retten, die hilflos im Bette lag. Er rang sich mit übermenschlicher Kraft durch die Menge, die nicht weichen wollte; er streckte die Arme verzweifelt gegen das Tuchlagerhaus: „Mutter, Mutter!" Wie ein Irrsinniger schrie er: „Mutter, Mutter!" Da gaben ihm die Leute Raum.

Mit wilden Stößen prallte er gegen die Stadtknechte, die ihm den Eingang ins brennende Haus wehren wollten: „Mutter, Mutter!“ schrie er in einem fort. Er erreichte das Tor, sprang über Tische und Stühle, die herausgetragen wurden, und über die Stiegen hinauf zur Kammer, in der seine kranke Mutter hilflos lag.

Männer und Frauen trugen Wassereimer in die Gänge. Die mühseligen Handspritzen gaben nicht genug Wasser ab, um die Flammen auf dem dürren Gebälk zu ersticken. Weiber streuten Asche auf ihr Gewand und Haar. Das Schreien war so wüst, daß sich bald niemand mehr verständigen konnte. Peter arbeitete mit den Leuten zielbewußt; er warf die Tuchballen durch das Fenster in den Hofraum, von wo sie andere fortschafften. Der alte Pender lief kopflos um sein Lager herum und schrie um Hilfe. Anna half, raffte Kleider und Mäntel aus den Vorratskasten und fand auch Dürers Mantel, der bei Pender in Aufbewahrung war.

Dürer, der gerade einen lustigen Brief an Pirkheimer schrieb, wurde durch den Feuerlärm zur Brandstätte gelockt. So rasch er konnte, lief er zum Penderhaus, und seine Maleraugen ergötzten sich an dem gewaltigen Farbenspiel. Nun sah er die blauen und gelben Flammen züngeln, die sich grell vom Nachthimmel abhoben, er hätte am liebsten malen mögen, aber da besann er sich plötzlich, daß sein französischer Mantel und ein Ballen Tuch, die er bei Pender gekauft und im Lagerhaus aufbewahrt hatte, in Gefahr waren. Er wollte in das brennende Haus hinein, aber Jakomini hielt ihn zurück.

„Mein Tuch, mein Tuch; acht Dukaten hat es gekostet!“ jammerte Dürer, wenn eine neue Feuergarbe in den tieferen Stockwerken aus dem Fenster schlug. „Mein Mantel, mein französischer Mantel! Soll ich solch Unglück haben?“

Als ihm endlich Anna den geretteten Mantel brachte, atmete er auf. Aber gleich wieder jammerte er um sein Tuch und war ganz fassungslos. Der Verlust war zu

groß. Es half ihm aber kein Klagen, sein Tuchballen war mit dem halben Warenlager Penders verbrannt.

Sechs Häuser standen in Flammen. Hunderte Menschen schwangen Wassereimer und retteten, was möglich war. Die Feuerglocken schrillten über den ungeheuren Lärm. Ganz Venedig war auf. Wer von Bekannten Dürer begrüßte, denen rief er zu: „Mein teures Tuch ist mir verbrunnen!"

Kaspar hatte einen Wasserkübel ergriffen und war über die rauchgefüllten Stiegen emporgesprungen. Ein schreiender Strom von Menschen stürmte ihm nach, wollte ihn zurückhalten; er aber lief ohne Bedenken über die qualmende Treppe und schlug die Tür der brennenden Kammer ein, in der die Mutter krank im Bette lag. Flammenzungen sprangen ihm entgegen, der plötzliche Luftzug machte sie lebendig, und sie umzingelten das Bett der stöhnenden Mutter, über das er in seiner Verzweiflung den Wasserkübel ausleerte, daß ein dichter Qualm aufstieg. Die Mutter war ohne Besinnung, sie hielt ein Polster über das Gesicht gepreßt, die Decke brannte über ihrem Leibe, das Bett gloste, die nackten Arme waren im Feuer aufgesprungen.

„Mutter, Mutter, lebst du noch?" schrie Kaspar, erfaßte die Ohnmächtige, Halberstickte, hob sie auf seine Arme und sprang aus dem Flammenmeer. Seine Kleider fingen Feuer, er konnte kaum atmen, aber eine übermenschliche Kraft hielt ihn aufrecht. Mit mächtigen Sätzen lief er die Stiege hinab, die Flammen hindurch. Da wurde er irre, der Rauch war so dicht, daß er weder Stufen noch Wände sah. Er schien umsinken zu müssen, schrie, so laut er konnte: „Hilfe, Hilfe!" — Jemand goß Wasser über ihn, da wurde er munter und fühlte, wie Leute nach ihm griffen, ihn stützten. — Endlich war er im Freien. Hundert Hände wollten ihm die Mutter entreißen, an der die glühenden Fetzen der Decke klebten und weitergloſten, er wehrte sich, schrie wie von Sinnen: „Laßt mir die Mutter!" Die Menschen gaben ihm Raum. Durch das schrille Geschrei und Gekreisch der Weiber trug er seine Mutter in

Penders Haus. Dort brach er, von der übermenschlichen Anstrengung erschöpft, zusammen.

Einige Frauen waren ihm gefolgt, die halfen nun die unglückliche Stumme in ein Bett legen. Frau Pender und Anna gossen kühlendes Öl über den verbrannten Leib der Bewußtlosen und hüllten ihn in Tücher, die sie mit Öl tränkten. Dürer war Kaspar gefolgt und half mit zitternden Händen die furchtbar entstellte Margarete betreuen.

„Jesus, Maria und Josef!" schrie entsetzt Frau Pender, „wie schaut das holdselige Weiblein aus!" Der feine, biegsame Leib der Unglücklichen war mit Brandwunden bedeckt, die bis an die Knochen gingen. Das Fleisch löste sich von den Beinen, die Füße waren halb verkohlt.

Jakomini labte Kaspar mit Wein, bis er wieder zum Bewußtsein kam. Er zog ihm Kleider von Peter an. Als er seine Augen aufschlug, gellte ein erschütternder Schrei aus seinem Munde:

„Mutter! Wo ist meine liebe, gute Mutter!" Seine Augen suchten wie irre im Gemach. Da führte ihn Dürer zu ihr. Ein Arzt kam, der träufelte ein stärkendes Elixier zwischen die Lippen der Bewußtlosen, untersuchte die Brandwunden, schüttelte mit dem Kopf. „Keine Hilfe mehr!" flüsterte er Dürer zu und ging eilig, vom Grauen gepackt, davon.

Von der Essenz belebt, schlug die Ohnmächtige die Augen auf. Ihr Jenseitsblick suchte den Sohn, sie lächelte ihn an wie eine Sterbende, die ein schönes Traumbild erblickt. Kaspar kniete vor ihrem Bett und weinte herzerschütternd. Der Mutter Augen trösteten ihn; da wurde er ruhiger, er glaubte nicht daran, daß sie sterben müsse.

Der irrende, flackernde Blick Margaretens sah Dürer. Sie erkannte ihren Jugendfreund, denn sie hatte ihn heimlich im Pendergarten gesehen. Er neigte sich über sie, Tränen liefen über seine Wangen:

„Margarete, so muß ich Euch wiedersehen? Und einmal habt Ihr getanzt wie eine holdselige Elfe. Ich hab' Eure Barmherzigkeit nit vergessen, so wie der andere

Eure Liebe nie vergessen kann; sie stehet in seinem getreuen Herzen alle Stunden, bei Tag und Nacht. Keiner sonst weiß das Geheimnis als wir drei."

Die flehenden Augen Margaretens hießen ihn schweigen davon. Als ihr Blick ängstlich über die im Zimmer Anwesenden irrte, verstand Dürer, daß sie allein mit ihm sein wolle. Er schickte Kaspar, den Priester mit dem Sakrament der letzten Ölung zu rufen, und bat die Frauen, die Kammer auf einige Minuten zu verlassen.

Als Dürer mit der Sterbenden allein war, fragte er sie:

„Wenn Gott Euch rufet, liebe Margarete, wollet Ihr dann das Geheimnis mit hinübernehmen zu ihm? Darf Euer Sohn nit wissen, wer sein Vater ist?"

Ein ängstlicher Blick der Abwehr flackerte aus ihren Augen, und Dürer verstand sie:

„Wisset, daß sich einer, für den Ihr Euch in Eurer starken Liebe so heldenhaft geopfert habt, nach dem Sohne sehnet? Euer Hans liebet Euch noch wie damals im Mai. Er fand kein Glück mehr, seit Ihr ihn verlassen habt. Er weiß Euch ohne Schuld und Makel."

Da sickerten Tränen der Freude aus den großen Sprechaugen der Dulderin, die die wahnsinnigen Schmerzen verbiß, um diese Minuten stark zu sein. Dürer erschauerte, als er ihre aufgedunsenen Arme sah, mit den tiefen Brandwunden. Das helle Goldhaar, das einmal um ihr Mädchengesicht wie eine Gloriole leuchtete, hatten die Flammen verzehrt, der kahle Kopf war versengt, nur ihr Gesicht, auf das sie das Polster gedrückt hatte, und ihre Augen waren unversehrt geblieben.

Wie bittend glitt nun ihr Blick nach ihrem Halse, an dem die Goldkapsel hing. Dürer verstand diese Bitte und löste das Kettlein vom Halse. Er öffnete die Kapsel und hielt ihr sie vor die Augen, die sich verklärten. Sie spitzte die Lippen, im Verlangen, das Bild des Geliebten noch einmal zu küssen. Er preßte es auf ihren Mund. Dann hob sie ihre Blicke zu ihm auf. Er las die Sprache ihres Herzens aus den Augen und deutete sie:

„Ich will das Bildnis Hirschvogels Eurem Sohne geben, es wird ihm helfen, den Vater finden. Darf auch ich ihm behilflich sein?"

Die Blicke der Sterbenden flackerten ängstlich und drückten ein namenloses Flehen aus. Dürer erschrak:

„Das Geheimnis soll mit Euch ins Grab sinken?"

Da nickte sie, von Schmerzen verzerrt. Dann erhob sie die Blicke, die sich starr zum Himmel richteten, als riefe sie Gott an.

Dürer war erschüttert von dem unbeugsamen Willen der Sterbenden. Er sprach:

„Ihr wollet es dem Willen Gottes anheimstellen? Er, der Eure Seele ruft, soll Euer Kind zum Vater führen?" Sie nickte mit dem Kopfe. „Ich kann Euch wohl verstehen. Wird Euch aber auch Gott verstehen, daß Ihr dem Vaterherzen die Erfüllung seiner Sehnsucht weigert? Ihr laßt den Sohn irren, denn er weiß nit, ob er seinen Vater lieben oder ihm fluchen soll. — Margarete, Euer Wille ist hart. Ist er nit zu hart? Besinnet Euch recht! Keine Schuld lastet auf Eurem Gewissen. Eure Liebe hat sie gesühnt! Ihr braucht nichts mehr zu fürchten!"

Sie schloß die Augen. Wahnsinniger Schmerz durchschnitt ihren Leib. Dürer wußte, daß ihr Entschluß feststand, es Gottes Willen zu überlassen, ob und wie er Vater und Sohn zusammenführen würde. Er neigte sich über die Sterbende und machte das Zeichen des Kreuzes auf ihre Stirne. Ergriffen sprach er in ihr Ohr hinein:

„Das wird wohl über meine Kraft gehen! Doch Euer Wunsch soll mir heilig sein. So gelobe ich Euch denn, das Geheimnis zu wahren. Gott allein soll das schmerzliche Siegel lösen." Ein dankbarer Blick traf ihn aus ihren erlöschenden Augen.

Er kniete nieder, da er Margarete mit dem Tode ringen sah, faltete die Hände und betete laut und ergriffen von dieser Minute:

„Gott, der Du die Schicksale Deiner Geschöpfe len-

kest, halte schützend Deine Vaterhand über die Geschicke der Irrenden. Nimm die reine Seele der Dulderin in Deine Hut zurück und stelle sie als Schutzengel über Vater und Sohn, damit sich ihre Liebe erfülle. Amen!"

Das Glöcklein des Priesters läutete der wehmütigen Stille weihevoll entgegen. Dürer wies den Tröster der Kirche an das Bett der Dulderin:

„Segnet die Stumme zur Himmelsreise. Sie ist eine Märtyrerin. Keine war so heilig, keine hat um die irdische Liebe so viel leiden müssen als sie. Der Himmel gebe ihr die ewige Seligkeit!" Schluchzend ging Dürer in einen Winkel der Kammer. Zwei verklärte Augensterne sahen ihm dankbar nach.

Der Priester waltete seines heiligen Amtes.

Einige Minuten später hauchte Margarete in den Armen ihres Sohnes die Seele aus. Ihr letzter Blick suchte wie eine letzte Mahnung die Augen Dürers, der Kaspar die goldene Kapsel mit dem Bilde seines Vaters in die Hand legte. Als er die Augen der Sterbenden brechen sah, drückte er sie behutsam zu. Dürer verließ die Sterbekammer, deren Fenster Frau Pender öffnete. Der alte Jakomini stellte eine brennende Kerze zu Häupten der Toten. Ein lautes Gebet schluchzte durch die Stube.

Kaspar öffnete die Kapsel und besah das Bildnis seines Vaters. Im aufquellenden Schmerz um den Verlust seiner Mutter lief eine Zornwelle über sein blasses Gesicht, er richtete sich auf und schrie das Konterfei an:

„Du hast ihr Leben zerschlagen, sie in Not und Fremde getrieben! Du hast mir das Leben gegeben, ob aus Liebe oder aus Betrug an der Mutter; ich weiß es nit! Aber ich ahne, daß du eine Schuld auf ihr Haupt geladen hast, die ihr die Freiheit nahm." Aufschluchzend warf er sich über die Leiche. „Mutter, geliebte Mutter, jetzt will ich ausziehen und ihn suchen! Ich will ihm dein Büßerleben in die Seele schreien; ich will ihm fluchen, so daß auch sein Leben zur Buße werde!"

Die Mutter hörte die Verzweiflungsrufe ihres Sohnes

nicht mehr. Mildes Lächeln umschwebte ihre Lippen, die immer stumm waren. Des Feuers Widerschein goß rosenrote Helligkeit über ihr Gesicht. Sie war glücklich gewesen, aber dieses Glück trug sie tief im Herzen, darin sie ihre Schuld verschloß. Gott hatte ihr beigestanden in den Stunden ihrer Schmach und Not, jetzt vertraute sie ihm das Schicksal ihres Sohnes an. Wie schwer aber Gott die Sünden der Eltern an ihren Kindern straft, das ahnte die stille, gläubige Dulderin nicht; denn sonst hätte sie vor ihrem Tode die Siegel ihres Geheimnisses gelöst und sich zu Hirschvogel bekannt.

Seit Albrecht Dürer die stumme Margarete sterben sah in ihrem unerschütterlichen Glauben an Gott, der in seinem unerforschlichen Ratschlusse die Geschicke der Menschen lenkt, war er in seiner Seele ein anderer geworden. Sein Suchen nach dem lebendigen Gotte, das ihn in die schwermütigsten Grübeleien stürzte, kam durch das felsenfeste Vertrauen der Sterbenden zu den Dogmen der Kirche wieder auf den ruhigen Weg. Seine Neigung zur natürlichen Glaubensform, die im Übersinnlichen die Wahrheit vermißt, hatte ihn zum Glauben an den lebendigen Gott in der Seele des Menschen, als Urkraft alles Seins, getrieben. Unter dem Willen Gottes verstand er den starken Schöpferwillen der Seele im Wesen und im Weltall: seine unvermittelt wahrnehmbare Berührung im geistigen Erschauen. In diese mystische Glaubensidee hatte ihn die Geheimschrift eines erleuchteten Augustinermönchs, die ihm Jakomini gab, eingeführt. Stundenlang grübelte Dürer über dieser Schrift, die alte Überlieferungen mit feinem Geiste verständlich machte. Er dachte dem Sinn dieser Lehre nach, die Gott im Entstehen, im Schaffen, mit absoluter Kraft gegenwärtig fand; die Gott in allen Teilchen immer nur als ein Ganzes, als eine Einheit: die Urkraft, deutete, und die das Werden und Vergehen der Seele im Menschen als Geburt und Auferstehung Gottes lehrte, wie sie vorgebildet sei in der Menschwerdung, dem

Tode und der Auferstehung Christi. In diese Schriften versenkte Dürer seinen Geist, wenn ihm der Zweifel an seiner Kunst das Schaffen lähmte; aber neue Zweifel zermürbten dabei den gottesfürchtigen Grübler, der doch von seinem Mutterglauben nicht loskonnte und auch nicht durfte, weil er ein Deutscher war.

Nun sah er Margarete sterben im festen Glauben der Naiven, die sich nachzuforschen scheute im Weltall; die im Übersinnlichen an der Existenz Gottes als unanfechtbare Dreieinigkeit festhielt, wie es die Kirche lehrte. Die Sterbende rief Gott an, ihrem Sohne den Vater, ihren Geliebten den Sohn finden zu lassen auf dem Wege der Liebe. Diese unbeugsame Glaubenskraft, die in Gott eine überirdische Gerechtigkeit suchte, hatte mit einem Male in Dürers schwankendem Gemüt den Kirchenglauben gefestet, so daß er das Grübeln aufgab und sich in seiner alten Frömmigkeit wieder zurechtfand. Er bewunderte den weitgehenden Gedanken Margaretens, zwei sich völlig fremde Menschen, wie Kaspar und Hirschvogel, nicht spontan zusammenführen zu wollen. Gottes Wille sollte sie sich finden lassen, sich prüfen, sich erst lieben lehren, so wie ihre eigene Liebe sich fand, prüfte und dann des schwersten Opfers fähig wurde, ohne wankend zu werden. Sie wußte, daß der Lenker aller Geschicke auch ihren beiden Liebsten den Weg vorschreiben werde, den sie gehen müssen, um sich in Liebe zu finden; denn Liebe mußte es sein, die ihre Blutbande ineinanderschmelzen sollte. Was hätte Dürers Dazutun vermocht? Ein scheuer Jüngling, dessen Gemüt vom Duldertum der Mutter irregeführt, der von ihrer Schuld und Liebe nichts wußte, wäre dem ernsten, geprüften Vater nicht als liebender, sondern als rächender Sohn entgegengetreten. Er aber sollte den Vater durch die Liebe der Mutter finden, und das konnte nur durch den Willen Gottes erreicht werden. Darauf baute der starke Glaube der Sterbenden.

In diesen Tagen der Glaubensirrungen, in die der Tod Margaretens eingriff, stand das verklärte Bild

Christi in der Seele Dürers, so wie es ihm Anna geweckt hatte. Er sah den Heiland am Kreuze, sein Leib war edel und schön, gestreckt in göttlicher Reinheit. Ergeben in den Willen seines Vaters, versunken in die Erfüllung seiner Erlösermission, sah er mit leuchtenden Augen zum Himmel empor, einsam in der Dunkelheit, die sich ausgebreitet hatte. Und Dürer malte das Bild des verklärten Erlösers auf eine kleine Holztafel. Er malte ihn als Menschen im heldenhaften Ringen ohne irdischen Schmerz, entsagend und sieghaft im Tode die Liebe anrufend. In diesem Täflein hatte der Meister das Dulden und Ringen seiner frommen Seele, seine Liebe, sein Erleben und das Golgatha seiner Kunstmission hineinströmen lassen. Und das brachte ihm Erlösung.

Venedig war ihm kein Aufenthalt mehr, er sehnte sich heim. Das sinnlich-prahlerische Volk mit seinem lauten Pathos, die verführerische, lügenhafte Kunstsprache der welschen Maler nahmen dem empfindsamen Gemüt Dürers jeden Halt. Die Sonne wurde ihm zu heiß, im Farbenzauber der Lagunen kam er sich zu arm vor. In diesen Tagen der Verstimmungen schrieb er an Wilibald:

„... Item als Ihr schreibt, ich soll bald heimkummen, will ich auf das erst kummen, so ich kann. Wann ich hab vor Zehrung müssen verdienen. Ich hab bei 100 Dukaten ausgeben um Färble und anders. Ich hab auch zween Teppich bestellt, die würd ich morgen zahlen. Aber ich hab sie nit wolfel kunnen kaufen ... Item vitrum ustum wird Euch bringen Färber Bot. Item ich kann nindert [1]) erfahren, daß man etwas Neus griechisch gedruckt hätt. Auch will ich Euch einschlahen ein Ries Euers Papiers... Aber die Federle hab ich nit kunnen ankummen, die Ihr geren hott ... Item ich thu Euch zu wissen auf Euer Begehren, wenn ich kummen woll, donoch sich mein Herren wissen zu richten. Ich bin in 10 Tagen noch hie fertig. Dornoch wurd ich gen Polonia [2]) reiten um Kunst willen in heimlicher

Perspectiva, die mich einer lehren will. Do wurd ich ungefähr in 8 oder 10 Tagen auffsein, gen Fenedig wieder zu reiten. Dornoch will ich mit dem nächsten Boten kummen. O, wie wird mich noch der Sunnen frieren, hie bin ich ein Herr, doheim ein Schmarotzer!... Ich hätt Euch noch viel zu schreiben, ich will aber schier selbs bei Euch sein. Geben zu Fenedich, ich weiß nit an was Tag des Monets, aber ungefähr 14 Tag noch Michahelis [3]) im 1506 Johr.

Albrecht Dürer."

[1]) nirgends. [2]) Bologna. [3]) ungefähr 13. Oktober.

Von Bellini erfuhr Dürer, daß der Mathematikus Luca Paciuoli in Bologna die Gesetze der Perspektive erforscht und, von Leonardo da Vinci angeregt und unterwiesen, in ein faßbares System gebracht habe, das jedem Maler von großem Nutzen sein müsse. Da entschloß sich Dürer, von einigen Schülern Bellinis begleitet, nach Bologna zu reiten, um seine Lernbegierde auf diesem, ihm wenig bekannten Gebiete zu befriedigen: Formeln und Gesetze, Berechnung und Messung in Proportion und Perspektive waren für den Meister ein Quell fortgesetzter Studien, die er alle in seinen Büchlein festlegte.

So verbrachte Dürer, dem sein Ruhm vorausgeeilt war, eine Woche in Bologna. Die außerordentliche Güte des Dogen flog ihm voraus wie ein Herold seines Ruhmes, er war bald Gegenstand eifrigster Verehrung und Bewunderung. Zu dieser Zeit war Papst Julius II. in Bologna, das er erobert hatte, und Michelangelo modellierte gerade an dem Reiterstandbilde des Papstes, das er später in Erz goß. Die Gehässigkeit der Bologneser Maler, an der Spitze Michelangelos Feind, der Bildhauer und Maler Francesco Francia, verhinderte es, daß Dürer mit dem Florentiner Meister zusammenkam. Auch die deutschen Studenten der Hochschulen, die Dürer ehrten, hintertrieben es, daß der deutsche Meister dem verhaßten Papst vorgestellt wurde. Dürers Erscheinung übte auf die Bolo-

gneser große Wirkung aus. Man gab ihm zu Ehren laute Feste, alle Künstler und Gelehrten warben um seine Gunst. Man stellte ihn an die Seite Leonardos als Universalkünstler und Denker, rühmte ihn als Menschen wegen seiner Bescheidenheit und Wahrheitsliebe, und wenn er zu ihnen sprach, waren sie ergriffen von dem Schwung seiner Rede und dem Wohlklang seiner Stimme.

Es war ein neuer Siegeszug, den Dürer erlebte und der seiner Eitelkeit schmeichelte. Er kräuselte die Locken, kleidete sich sorgfältig und tauchte unter in dem Strudel der lauten Feste mit stolzem, deutschem Selbstbewußtsein.

Wie ein überschwenglicher Rausch verlief diese Woche. Als er wieder in Venedig war, rüstete er zur Heimfahrt mit Kaspar Prim, der in Nürnberg, der Heimat seiner Mutter, den Vater suchen wollte.

Anna war glücklich über die Wandlung in Dürer, dessen Frohsinn ihr lustige Abende bereitete. Sie ließ es sich nicht nehmen, der geliebte Meister mußte noch so lange in Venedig verweilen, bis sie ihre Hochzeit mit Peter gerüstet hatte. Bei diesem Feste, zu dem Anna jene Maler einlud, die sie vor sechs Monaten so ehrenvoll auf der Gondel heimgeleitet hatten, war wieder Dürer der Mittelpunkt von Huldigungen, die dem Brautpaare die hohe Festfreude verschönten.

Tizian, der von den Irrgängen Dürers beim Suchen der Schönheit erfuhr, beklagte es, daß gerade er an die gefährlichste Kurtisane von Venedig geraten war, deren Leib wohl göttlich, deren Seele aber als die verworfenste in Venedig galt.

„Kontraste!“ sagte er in seinem Pathos, „das Gute und das Böse, das Unschuldige und das Schändlichste, das Heilige und das Verworfenste sind bei Eurem Suchen nach der Schönheit zusammengeprallt. Die Schönheit, die uns Freude ist, saht Ihr in schamlos sündhafter Verführung. Das Weib, das uns entzückt, hat Euch betrogen und ernüchtert. Wir trinken aus goldenen Bechern

den Wein, der uns berauscht; Ihr tranket das Gift vom Munde der Dirne, die Euch die Lust vergällte. So wie uns das göttliche Entflammen in den Armen des Weibes beglückt und zur Kunst ruft, ist Euch das verführerische Weib wie zum Fluch geworden, der ruhelos auf Erden Unheil stiftet. — Meister Bellini hat Euch gewarnt, er las es aus Eurer Seele heraus, daß Ihr nit der seid, der über Sünde und Schuld im Rausch der Schönheit zu taumeln vermag. Ihr seid der deutsche Heiland, der für seine Liebe das Kreuz tragen muß."

Dürer war von der Auslegung Tizians überrascht. Wie konnte ein vom Glück Begnadeter in die Seele eines vom Glück Verstoßenen so tief blicken. Er reichte dem jungen Riesen die Hand und sprach:

„Ein Deutscher bin ich und bleibe ich. Ich will keinen anderen Ruhm, als daß man einmal über mich sage: er hat die deutsche Kunst zum Ansehen gebracht, in seiner doppelten Armut hat er sie reicher gemacht. Tizian von Cadore! Wir Deutsche mußten erst von Anfang beginnen, in jeder Enttäuschung ward uns das schwer Erreichbare bewußt. Von Feinden umlauert, verfolgt und überfallen, hat das deutsche Volk die Kraft gewonnen, immer wieder aufs neue aufzubauen, was andere niederrissen! So ist die deutsche Kunst der Ausdruck deutscher Not geworden. Ich habe die Schönheit mit heimbringen wollen, im Aufschrei meiner Sehnsucht sollte mich der Rausch zu neuen Taten freier machen; aber die Lüge der Schönheit hat meine Seele zerwühlt, mich vor den Abgrund gestellt, aus dem die Schreie Tausender von Schiffbrüchigen zu mir heraufgellten. So wie ich am Tafelbilde meines ‚Rosenkranzfestes' abseits von den Erwählten stehe, stehe ich auch abseits vom Leben wie ein Fels bei Felsen, von den Stürmen zerklüftet. Aus jeder Spaltentiefe rufen mich die Dämonen, die mir die Schönheit am Weibe verlockend und verheißend zeigen, und auf der Höhe steht das Kreuz, das mich ermahnt. Mein Zwiespalt ist begleitet von Wahrheit und von Pflicht, mich führt die Nemesis den

schweren Weg zu meinem Gott, der in mir lebt und wirksam ist!"

Peters Braut war ergriffen von der Rede Dürers, sie flog an seine Brust, und ihre Blicke ruhten lange in den seinen. Da sprach sie leise, daß nur er es hören konnte:

„Meister, lieber Meister! Habt Ihr das Lorbeerzweiglein vergessen, das ich Euch gab?"

Dürer nahm ihren Blondkopf in seine feinen Hände, er schien ihr die Blüte von dem Lorbeerzweig.

„Es blüht in mir und fruchtet auch zugleich!"

„Und Euer Ruhm? Ist er Euch nichts? — Ihr habt ja doch über alle, alle gesiegt!"

Da küßte Dürer die Braut Peters auf die Stirn und sagte jubelnd:

„Ihr habt über m i ch gesiegt, und das ist mehr!" —

Anna hatte recht gesprochen, alle Herzen schlugen Dürer entgegen. Er hatte Neid und Haß bezwungen in seiner deutschen Art. Und was in sein Leben ein Zerwürfnis gebracht hätte, das besiegte Annas stille Liebe in ihm. Nun ging es ihm nahe, sich von dem stolzen Herrentum, von der Schönheit Venedigs zu trennen, in der ihm die Sonne zu heiß und die Sehnsucht zu sündhaft wurde.

Er mochte ahnen, daß er daheim werde wieder eine traurige Rolle spielen müssen, und daß ihm Frau Agnes die Mühlsteine bereitgestellt habe, das Korn seines Schaffens zu mahlen, um das karge Brot für seines Lebens Not zu finden.

Aber er nahm sich ein vollgefülltes Stüblein Sonnenlicht in seinen Seelenkammern mit heim, das ihm des Alltags Schwere übergolden solle. Aber auch ein nimmerwelkendes Lorbeerreis, das blühte und zugleich Früchte trug, nahm er aus dem Wunderlande der Antike mit.

So kehrte Meister Albrecht trotz aller Anfechtungen als frommer deutscher Meister wieder nach Nürnberg zurück. Er war seiner Kunst treu geblieben und hatte seine deutsche Heimatliebe nicht um verlockendes Gold verkauft. Aber vom Baume der Erkenntnis nahm er die

Früchte mit, die ihm die Schönheit des Weibes reifte. Ein neuer Geist des Lebens ging durch seine Einsamkeit, ein heftigeres Sehnen lag in seinem Schweigen.

Und als er durch die Tiroler Berge ritt, lag Schnee auf den Gipfeln und Hängen, mächtige Wolken türmten sich darüber auf, die Quellen hielten ihren Atem an, und der Wald rauschte feierlich. Wie einst Walter von der Vogelweide heimritt aus fernen Landen, die Seele eine Harfe goldener Lieder, so ritt Dürer heim, das Herz ein Farbenglühen, das ihm zu neuen Werken Venedigs Sonne lieh. Als er ins Bayerland die ersten Schritte setzte, hielt er sein Roß an und rief Kaspar an seine Seite.

„Seht hin, so grüßt die Heimat ihren Sohn. Der deutsche, liederreiche Wald singt eine Messe, und Gott der Herr steht vor den Stufen des Altares im prunklosen Gewande. Er hebt die Sonne, seinen Kelch der Ewigkeit über die braune Ackerscholle, wo der Pflug die Furchen teilt zur neuen Saat. In diesem Lande, wo deutscher Geist, wo deutscher Wälder Schönheit und deutscher Lerchen Himmelfahrt zum Schaffen rufen, bin ich daheim! Hier ist die Schönheit Wahrheit, und Sinnenrausch die keusche Fruchtbarkeit der deutschen Scholle. Sei mir gegrüßt, du deutsche Muttererde!"

So grüßte Albrecht Dürer seine Heimat. Gleich einem Erwachen sah er die bewegte schöne Linie, an der er sich emporrankte in die eigentliche Höhe seiner Kunst, wo die Seele am Gipfel alles Schönen über die Sinnlichkeit triumphierte. Und in diesem Reiche der deutschen Treue errichtete er den Thron der Kunst, an dessen Stufen er wie ein Held stand und das Banner trug zum Kampfe gegen die Lüge, bis ihn die Welt mit Lorbeer krönte.

R

In allen Gassen Nürnbergs war ein buntes Treiben. Festlich gekleidet schritten die Ehrbaren mit ihren Frauen, die den vorgebogenen Leib in Brokatkleider gehüllt trugen wie Pfaue, auf den Köpfen die wuchtige seidene Flügelhaube, mit reichem Schmuck behangen, zur Kirche. Die Bürger und Bürgerinnen wetteiferten mit den Ehrbaren in festlichem Prunk. Trommeln und Pfeifen klangen und schrillten aus allen Stadtteilen. Von den Viertelsmeistern geführt, schritten die Zünfte vor das Rathaus. Zu gleicher Zeit zogen die Fähnriche der Stadtwache, begleitet von dem lauttrabenden Zuge der Trabanten, auf und machten vor den zur Schau gestellten Reichskleinodien halt.

Es war am Heiltumsfest. An diesem Tage durfte das Volk Krone, Reichsapfel, Reichsschwert, Handschuhe und die Krönungsornate Kaiser Karls des Großen und König Sigismunds sehen, die alljährlich auf dem Heiltumsstuhle vor dem Schopperschen Hause am Markte zur Schau gestellt wurden. Diese öffentliche Schaustellung der heiligen Reichsreliquien bedeutete für Nürnberg ein erhebendes Fest, und es wurde als Feiertag geheiligt, an dem auch der große Markt stattfand.

Kaiser Karl IV. hatte im Vollendungsjahre der Frauenkirche 1361 diese Reichskleinodien zur Feier der Geburt seines Sohnes Wenzel aus Prag in die Reichsstadt Nürnberg bringen lassen. Er legte bei diesem festlichen Anlasse den kaiserlichen Ornat an und hatte sich so dem Volke, mit dem Schwerte Karls des Großen in der Hand, auf dem Altan der Frauenkirche gezeigt, die schon damals chorartig über dem Eingange die Giebelwand zierte. Spä-

ter wurde dieser Altan von Meister Adam Kraft zur St.-Michaelskapelle ausgebaut, über der Sebastian Lindenast das berühmte „Männleinlaufen" anbrachte, das mit der großen Uhr von Schlossermeister Heuß im Zusammenhange stand und sich beim Schlagen der Mittagsstunde feierlich in Bewegung setzte. Die Männlein, in Kupfer getrieben und bunt bemalt, stellen die sieben Kurfürsten vor, die aus ihrem Gehäuse gravitätisch herauskommen und Kaiser Karl IV. feierlich umschreiten, während Bläser ihre Tuben an den Mund setzen. Dieses Wahrzeichen Nürnbergs wurde zu Ehren des Kaisers errichtet und besteht heute noch.

Der Kaiser hatte damals die Reichskleinodien Nürnberg zur Verwahrung gegeben und angeordnet, daß sie alljährlich dem Volke gezeigt werden sollen. In einem silbernen Schrein wurden sie in der Spitalskirche eingeschlossen, zu den jeweiligen Krönungen brachten sie von dort Nürnberger Gesandte in festlichem Zuge zur Krönungsstätte. So entstand das „Fest des Heiltums", das in Nürnberg alljährlich würdevoll gefeiert wurde.

Am frühen Morgen schon lief die mahnende Stimme des Rates durch die Stadt. Ein Ratsdiener, gefolgt von Trommlern und Hellebardieren, schritt vom Rathause aus über den Markt und rief an allen Ecken mit lauter, feierlicher Stimme zum Schutze des Festes den „Frieden der Stadt" aus:

„Alle Burger und Gemein der Stadt und Umfriedung, haltet billig Fried und Ruh, von Gotts wegen und der Reichsstadt Ehr! Wer in Wort oder Tat verbricht, dem geht's um sein Hab, wer blutig Untat übt, dem geht's an sein' Hals! Alle Burger und Gemein, haltet der Stadt Fried!"

Ein ratternder Trommelwirbel gab diesen dröhnenden Worten kräftigen Nachdruck.

Vom Rathause zogen die Zünfte und Gilden zum Reliquiengestell in feierlichem Zuge, die Fahnen senkten sich vor den Reichskleinodien, und das Fest war eröffnet.

Das Volk durfte nun Krone, Schwert und den goldfunkelnden Ornat der Herrscher ehrfurchtsvoll bestaunen, um sich dann in den Marktbuden zu belustigen.

Die Zeit war aber unruhig geworden, die Gemüter der Bauern und der Hörigen waren erregt über die großen Zinse und schweren Roboten, die sie leisten mußten. Auch die Ablaßgelder der Pfaffen erregten Unmut, und so standen vor dem Schaugerüst kleine Gruppen, die heimlich miteinander disputierten. In manchen Krambuden wurden Worte des Unmuts laut, wenn die stolzen Geschlechtersöhne allzu herrisch auf das Volk herabsahen.

Auch Frau Agnes Dürerin hatte eine Bude errichtet und hielt die Kunstware des Meisters feil. Auf den Brettern lagen die mühsam ergrübelten Kupferstiche und Holzschnitte, „Die Apokalypse", das „Leben unserer Fraue" neben kleinen, lieblichen Tafelmalereien, die zum Kaufe einluden. Die meisten Bürger und Ehrbaren aber gingen achtlos daran vorüber, die Bandelkrämer, Schmuckhändler, Zinngießer und Metbuden interessierten sie mehr. Die rührige Frau Agnes pries mit lauter Stimme unbekümmert ihres Mannes Arbeiten an. Wenn jemand sich zum Kauf entschloß, aber gewohnheitsgemäß feilschen wollte, dem rief sie entrüstet zu:

„Schämet Ihr Euch nit, Nachbar, an dem heiligen Hieronymus, dem gottfrommen Märtyrer, die paar Stüber abzuzwacken? Wie soll er für Euch bei Gott fürbitten, so Ihr ihn um die paar Kupfer noch zu teuer findet! Er wird Euch anklagen beim lieben Jesus, daß Ihr so gottlos seid! Zahlt den Preis für die Kunst Meister Albrechts, der den heiligen Hieronymus so mühsam und gottergeben gestochen hat. Ist ein saurer Lohn das, aber Euch wird's Heil bringen!"

Beschämt zahlte der Käufer den Preis, verwahrte das Blatt sorgsam und kündete die eifernden Worte Frau Agnes' lachend weiter. Stößlein um Stößlein schwanden bei dem emsigen Anpreisen der Meisterin, die ihr Geschäft verstand, aber nur einige Gulden war ihr Erlös.

Die Reichen kauften selten, nur das arme Volk wollte seine Heiligen für ein paar Kupferdreier haben.

Da drängte sich ein vornehmer Herr, der in eine reichverbrämte Schaube gehüllt war, zur Bude der Dürerin. Er besah sich die Stiche mit Kennermiene, blätterte in der „Apokalypse“, und endlich fragte er:

„Saget mir, Frau, hat Meister Albrecht noch mehr solcher köstlicher Folianten ausgehen lassen als diesen hier?“ Er deutete auf die „Apokalypse“.

Frau Agnes sah den Fremden durchdringend an und gab zögernd Antwort:

„Noch nit, Gestrenger! Aber er ist dabei, das ‚Leben unserer Fraue‘ und die ‚heilige Passion‘ im Druck zusammenzuleimen. Die fertigen Blätter sehet Ihr einzeln hier, sucht Euch aus davon, könnt's in der Mappe allzeit beisammenhalten. Ist schwer, so teure Bücher zu verkaufen. Sehet hin, alles sucht sich dummen Kram zusammen, für die Kunst hat keiner was übrig in Nürnberg. Der arme Meister zergrübelt sich den Kopf bei der Arbeit, alles will er gekläubelt und mit Fleiß zuwege bringen. Niemand dankt ihm das.“

Der Fremde nickte beifällig mit dem Kopfe:

„Ist halt bei uns kein Verstehen für die Kunst.“ Er legte Blatt um Blatt beiseite und suchte noch mehr: „Das sind prächtige Stiche! Was ist doch Dürer für ein großer Meister! Keine Stiche sah ich noch, die den seinen gleichkommen, und bin doch im kunstreichen Rom, in Florenz und Venedig gewesen. Ist schade, daß der Meister in Nürnberg so versauert, könnt' in Rom wie ein König leben, und hier leidet er Not!“

„Sagt das nit! Um Christi willen nit! Ist eh erst von Venedig heimgekommen, verträumt und voller Hochmut. Haben ihn arg eitel gemacht. Jetzt sitzt er und grämt sich, daß er nit ist dort geblieben. Sündhafte Dinge gehn ihm im Kopf herum. Das vermaledeite Weibervolk mag ihm gar sein fromm Gemüt verdreht haben. Die Schönheit will er in Maß bringen, er malt allerhand Heiden-

spuk und nackende Frauenzimmer in sein Büchl hinein. Könnt' derweil soviel Marienbilder mit Englein stechen, die am allermeisten gekauft werden. Redet mir nimmer von Venedig, das ist eine Sündenstadt!"

Der Fremde sah belustigt die erglühte, eifernde Frau Agnes an, lächelte verschmitzt und duckte sich unter der Last ihrer Worte.

„So seid Ihr etwan gar die Eheliebste Meister Albrechts?" fragte er, und Agnes nickte stolz. „Verzeihet mir, hab' Euch für eine Marktfrau gehalten; Euch geziemet bessere Ehre als Frau des hochgerühmten Dürer!"

Frau Agnes mußte lachen. Es schmeichelte ihr, wenn jemand ihren Mann lobte: Ihr frisches Gesicht strahlte, ihre Augen waren voller Sonne. Ja, ihr Albrecht, der war ein Großer!

„Ehret den Meister, Gestrenger, er verdient es. Sein Fleiß ist gerühmt, sein Können reich, er ist mir der liebste auf der Welt. Ich bin aber gern sein Marktweib, halte seine Kunstware feil sogar in Augsburg und auf der Frankfurter Messe. Ist doch so unbeholfen mein lieber Albrecht, müßt' sonst verhungern bei seiner Grübelei!"

„In Frankfurt waret Ihr?" Erstaunt sah der Fremde die tüchtige Frau an, die ihr Geschäft verstand. „Dort bin ich daheim, Dürerin! Habt Ihr nit vom Tuchhändler Jakob Heller reden hören?"

„Ei freilich", gab Frau Agnes geschmeichelt zurück: „Ist ja wohl der stattliche ‚Nürnberger Hof' Euer Eigen! Da muß ich Euch anderer Ansprache wert finden, Ihr seid ja der reichste Kaufherr in Frankfurt! Eure Frömmigkeit rühmen die Leute; da könnt' auch ein Bröserl von Eurem Reichtum für die Kunst abfallen! Wer sonst sollt' die Malermeister aneifern, als solche hochmögende Herren, wie Ihr einer seid? Kommet doch in die Werkstatt zu uns. Albrecht schafft jetzt an der Evatafel tagein, tagaus, die er in Venedig hat angefangen zu malen. Könnt viel Liebliches sehen an der Eva. Der ehrbare Rat Doktor Pirkheimer sitzet allezeit davor wie ein Gockelhahn, er hat

die nackenden Weibsbilder gar so gern!“ Frau Agnes lachte schallend: „Die Eva gefällt ihm, er möcht’ gerne scharmieren mit ihr, sie aber will nit eingehn auf die verliebten Äugerln des Schlemmers. Aber die Tafel ist schön, hat noch keine so fein geschaffen, der Albrecht. Wo er das Weibsbild so gesehen haben mag? Er sagt mir kein Wörtl davon. Kommet, Gestrenger, kommet zu uns, der Meister wird sich freuen!“

Jakob Heller sah schmunzelnd die stattliche Frau an, die sich in der Liebe zu ihrem Manne so ereifern konnte; er reichte ihr die Hand hin und schüttelte die ihre herzhaft.

„Habt recht, Dürerin, einen Maler muß man hüten. Die fliegen immer zwischen Himmel und Erde, haben keinen Stand. Aber Ihr seid eine tapfere Fraue, könnt wahrhaftig stolz sein auf Euren Eheliebsten, das erhebt Euch in meinen Augen. Aber eifersüchtig dürft Ihr nit sein, das verdient der Meister nit!“

„Kennt Ihr ihn denn?“ fragte schelmisch Frau Agnes.

„Wer kennt ihn nit? Ist der Ehrenwerten einer, sein Ruhm ist weit, seine Frömmigkeit groß. Haltet ihn gut, denn einmal wird die Welt auch von Euch reden! Sehet zu, daß sie nur Liebes und Gutes von der Dürerin spricht! Es mag ein schwer Ding sein, den lieben Meister am Zügel zu halten. Die Kunst ist ein verführerisch Weibsbild; wer ihr anhanget, den läßt sie nimmer los, sie reißet ihn in ihre Verlockungen hinein. Da ist’s gut, wenn so eine tüchtige Wirtin den Meister stützt!“

Frau Agnes starrte eine Weile finster und nachdenklich vor sich hin. Dann nahm sie einen anderen Stoß Kupferstiche aus der Lade und breitete sie vor Jakob Heller aus. Seufzend legte sie die Hände darüber, als schäme sie sich, diese Stiche zu zeigen. Ihre flinken Funkeläuglein musterten noch einmal den Frankfurter Kaufherrn, dann sprach sie zaghaft:

„Ihr möget wohl auch ein solcher sein wie Wilibaldus und der Ratsschreiber Lazarus Spengler, die vor der Schamhaftigkeit kein Erbarmen haben. Seht Euch

die Stiche an, den Bürgern dürft' ich sie nit weisen, da müßt' ich in den Boden sinken vor Scham. Sehet, so unnütz Ding springt meinem Albrecht im Kopf herum, und sein Berater dabei ist immer wieder der eitle Weiberjäger, der heimtückische Pirkheimer. Alle Bücher von den alten Heiden bringt er ihm, erzählt ihm von dem sittenlosen Götterpack aus dem Griechenland. Mag ein Freudenhaus sein, voller Dirnen, das Griechenland! Wüst mag's zugehen dort, das sehet Ihr an dem Stich vom ‚Herkules' hier. Der eine verführt das Weib des andern, der andere droht ihm mit dem Prügel. Die Weiber sind voller Wut aufeinander. Und den ‚Apollon' stellt er nackend vor die ‚Diana', die auch nit ein Stückl Tuch um den Leib hat und ist doch seine Schwester gar. Und hier die ‚Satyrfamilie'! Unzüchtig und dirnenhaft liegt das Weib am Boden mit einem Kindlein am Schoße, das andre noch im Leib. Und der eklige wilde Mann bläst dazu auf der Flöte. Lachet nit, Gestrenger! Der Albrecht hat das nimmer aus sich heraus, das gibt ihm der Wilibaldus ein. Es gibt doch genug ehrbare Frauen in Nürnberg, reichgewandet in Sammet und Seide, die der Albrecht in Maß und Sitte malen könnt', aber die sind ihm zu tugendsam, so ein nackendes Dirnlein lockt ihn mehr."

Jakob Heller lächelte, während er die Stiche von den „vier nackten Hexen", vom „Traum des Alten", vom „Meerwunder" und den von Frau Agnes so verabscheuten Göttern auf das Häuflein legte, das er sich ausgesucht hatte. Als er aber das prächtige Blatt „Nemesis" und das kleine Stichlein „Glück" besah, und damit Frau Agnes, die vor Scham erglühte, prüfend verglich, lachte er hell auf:

„Eifert nit so, Frau Meisterin! Es könnte sein, daß Ihr dem Meister die Augen für das Nackte am Weibe aufgetan habet, so daß er der Frauenlieblichkeit nimmer entraten kann. Ei ja, ich erkenne Euch wohl auf der ‚Nemesis', wie Ihr den verschlossenen Kelch traget. Darin mag der Grübler seine Sehnsucht suchen. Ein so kraftvoll Weibsbild, wie Ihr eines seid, ist ein sicherer Hüter für

den Mann. Ziehet die Zügel nit zu stramm an, das Rößlein Kunst könnt' sonst scheu werden! Laßt es traben, wie es will. Merkt Euch, ein nackend Weib ist für den neumodischen Maler das, was für das Rößlein der Hafer ist. Hat's keinen, so wird's mager. Die Kunst ist ein Wunderding, dem hat noch keiner sagen dürfen: hie Sitte — dort fromm sein. Die zwingt aus der Eingebung den Meister zum Schaffen. Wollet Ihr die Kunst ins Mönchsgewand stecken, wird sie mit Ablaßbriefen feilschen. Die Kunst kennt keine Sünde und keine Scham, sie stellt sich nur das Schöne vor, und wer es ihr verleidet, der ist sündhaft und kann sich mit allen Ablaßbriefen nimmer loskaufen."

Ratlos sah Frau Agnes den Tuchhändler an, ihre Wangen glühten, ihre Hände falteten sich über ihrem Leibe; als verstünde sie, was der Heller sagte, schlug sie die Augen nieder und flüsterte:

„Mag alles sein, wie's will, weiß ich doch, daß mein Albrecht aus dem heidnischen Weiberzeug immer wieder voller Demut zu mir zurückkommt. Sein Sinn ist nit so arg wie seine Kunst. Wenn ich ihn rüge, da sehen mich seine klaren Augen liebevoll an, und er hat kein hartes Wort zu mir. Ich will ihn ja nit kränken, aber mir tut's in der Seele weh, wenn ich ihn so trostlos sehen muß in seiner Grübelei, mit der er sich selber soviel Kümmernis aufbürdet. Er denkt nit daran, von wo ich das Brot hernehmen soll für uns, er ist halt so verträumt, und da muß ich *für ihn* klug sein, für *ihn* weiterdenken wie eine Mutter für ihr Kindlein! Hab' ja kein andres Kindlein als meinen Herzensbesten!"

Jakob Heller war ergriffen von den innigen Liebesworten der Dürerin; verlegen legte er die gewählten Stiche und Holzschnitte zusammen, zahlte den geforderten Betrag, versprach, Meister Albrecht in seiner Werkstatt aufzusuchen, und wollte gehen. Da rief ihn aus dem Gedränge die Stimme Hans Imhoffs freudig an:

„Überall such' ich meinen lieben Gast. Wußt' ich's

doch, daß seine Kunstliebe ihn zu Frau Agnes' Stand getrieben hat." Er reichte Heller die Hand, und zur Dürerin sprach er schelmisch:

„Ihr macht wohl gute Geschäfte am Heiltumsfest, dieweil Meister Albrecht nach Venedigs Sonne friert?"

„Lasset ihn frieren, Herr Imhoff, wird ihm schon wieder warm werden, so er den Gelüsten der sündhaften Weiber in Welschland entsaget hat. Solange er träumt davon, bleibt er im Zaum. Soll halt den Männern auch fernbleiben, die ihm die Gelüste wie die Holzscheite in den Ofen stecken und anzünden. Da muß ich ihn behüten vor Schand' und Spott!"

Lachend wollte sie es sagen, aber die Worte klangen so spitz, daß sich Imhoff ducken mußte.

„Ihr vertauschet mich gar mit dem Wilibaldus, den wohl kein gestreng Weib erhüten könnt'. Ich aber —"

„Ihr seid nit viel besser! Seht Ihr doch auch ein Schürzlein lieber denn ein Schurzfell!", unterbrach sie Imhoffs Rede.

Darüber lachten die Herren lustig und nahmen Abschied von Frau Agnes.

„Kommet, lieber Heller, Ihr könntet sonst Dinge hören, die gar Eure Freundschaft zu mir auslöschen würden!"

Frau Agnes rief den Herren lustig eifernd nach:

„Wohl könnt' ich den Ehrbaren und Gestrengen schlimme Dinge aufreden, denn sie kaufen keine Kunstwaren von Meister Dürer. Der Rat findet nit zu ihm mit Aufträgen; alle loben ihn, alle ehren ihn, keiner kauft von ihm. Verhungern könnt' er allhier, würd' ich nit sorgen für ihn. Nur das arme Volk tut seinen Beutel auf für fromme Kunst, der Reiche schlemmt viel lieber und vergißt dabei, daß auch ein ruhmreicher Meister nit von der Luft allein leben will!"

Ihr herzhaftes Lachen verfolgte die Herren noch lange. Das Volk aber war näher herangetreten zu Frau Agnes' Stand. Die Worte hatten eine leichte Welle der Genugtuung in den Gemütern der Bedrückten aufgeworfen. Ihr

Groll gegen die Geschlechter fand in Frau Agnes' harmlosem Spott Nahrung. Ein verhutzeltes Männlein riß den zahnlosen Mund auf und schrie:

„Und einer, an den wir glauben, hat gerufen: ‚Wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich verleugnen vor meinem himmlischen Vater.' — Und die Ehrbaren verleugnen uns, wir sind für sie nur das Vieh, das im Halfter schwitzen muß. Alle unsere Not ist ihnen nit groß genug. Damit sie prassen können, müssen wir roboten. Sollen wir so lange warten, bis sie uns zu Tode schinden?"

Erschrocken sah Frau Agnes in das Gewühl der Männer, die immer lauter wurden, und hörte ihr wüstes Geschrei.

„Wann kommt die Zeit, wo wir uns erlösen von dem Übel?" kreischte die Stimme des Zahnlosen in den Lärm. „Niemand hilft uns, die Pfaffen heißen uns auf den Himmel warten. Dieweil sie uns die ewige Seligkeit versprechen, nehmen sie uns das letzte weg, was uns die Herren noch übriggelassen haben."

Die Worte zündeten, ein Drohen der Fäuste erhob sich, zornige Blicke funkelten zur Burg hinauf, und geängstigte Worte erhoben sich gegen Herrentum, Ratsgewalt und Pfaffensünden. Frau Agnes griff erschrocken mit beiden Händen nach ihren Schläfen, daß ihr die weiße Haube in den Nacken fiel. Ihre Blicke flammten zornig auf. Wie eine rächende Unholdin sprang sie aus ihrer Bude hervor, stemmte die muskulösen Arme auf ihre Hüften und schrie in den Tumult hinein mit weittragender Stimme:

„Haltet eure Saumäuler, ihr Rebellen! Sonst geht's euch an den Hals! Wisset ihr nit, daß der ehrbare Rat am Heiltumsfest den Stadtfrieden ausrufen ließ? Was wollt ihr solchen Gestank verbreiten am Markt? Würdet ihr es anders machen, wenn ihr die Herren wäret? Dumme Bauernschädel seid ihr! Lasset die Ehrbaren in Ruh'! Gehet heim zu euren Säuen!"

Das zahnlose Bäuerlein duckte sich ein wenig. Listig sah es zu der zornigen Dürerin hinauf und rief:

„Ei wohl, die Herren haben noch Gewalt, den Bauern das Maul zu stopfen! Sie heißen's den Stadtfrieden! Was ist's aber anderes als die Angst vor dem Unrecht, das sie uns aufzwängen! Habt nit Ihr den Herren vorhin auch gezeigt, was sich ziemet?"

Wieder schrien die Hörigen durcheinander. Frau Agnes aber ließ sich nicht einschüchtern, zornig eiferte sie:

„Was seid ihr doch für Helden, von eines Weibes Eifern lasset ihr euch aus dem Maß bringen. Was ich geeifert hab', galt nit für die Ochsenknechte, ich hab' des Meisters Kunst verteidigt. Ihr aber seid Aufwiegler, euch gebührt der Galgen! Sehet hin, dort kommt ein Hellebardier, dem will ich eure Rede melden!"

Da liefen die erschrockenen Schreier auseinander. Das Bäuerlein kicherte, es wußte, daß seine Rede in Funken geblasen hatte, denn wie ein Lauffeuer liefen seine Worte in die wogende Menge hinein. —

Während Frau Agnes ihres Mannes Kunst und die Gerechtsame der Herren beschützte, saß Meister Albrecht in seiner Werkstatt allein, mit dem Skizzenbuche in der Hand, und träumte von der Sonne Venedigs. Er gedachte der fraulichmilden Anna, der leidenschaftsgierigen Judith. Zwei so ungleiche Frauenseelen hatten einen so gewaltigen Aufruhr in seinem Grüblergemüt hervorgerufen. Er war vor der Pforte des Himmels und vor dem Abgrund der Hölle gestanden. Die Kunst hatte ihn wieder ins Gleichgewicht gebracht. Die Kunst und die Pflicht. Frau Agnes war ihm entgegengekommen mit vollen Schwingen Liebe und Vernunft. Sie hatte ihm die deutsche Klarheit wiedergeschenkt, und er sah in ihr den wahrhaftigen Führer, der ihm alle Steine aus dem Wege räumte, der seiner Seele aufgewühlten Spiegel wieder glättete. In ihren runden Armen fand er zur Pflicht zurück, in ihrem wohlbetreuten Heim war er geborgen. Er fühlte ihre aufopfernde Liebe, und die Mühlsteine seiner Kunstmühle, die sie ihm vorbereitet hatte, mehrten die willkommene Schaffensfreude. Mit rühren=

der Seelenruhe hatte er gleich als erste Arbeit die „Maria mit dem Affen“ in Kupfer gestochen. Das Problem des „Schmerzensmannes“ beschäftigte ihn in seiner frommen Versunkenheit, er bereitete seine „kleine Passion“ vor, aber bei all diesen Arbeiten beschäftigte ihn zumeist sein Evabild. Versonnen saß er nun vor dem lieblichen Bilde, das seiner Seele so viel sagen konnte. Er dachte, wie das frauenmilde Mägdlein ihre Keuschheit ablegte, wie eine Knospe die Hülle abstreift und die Blumenschönheit an der Sonne entfaltet, bis sie völlig enthüllt, nur von Reinheit überhaucht, von ihrer Scham übertaut, sich züchtig und besonnen seinen Blicken hingab.

Bei diesem Träumen schwellte sein Herz in unsäglichem Rausche. Wie eine Melodie umströmte es ihn, in der der still atmende Pulsschlag des Marmorleibes der Jungfrau wie ein Lied des ewigen Lenzes sich zu beleben schien. Venedigs Sonne lächelte durch die Butzenscheiben in Dürers Träume hinein.

„Dein Zweiglein, Anna, dein Zweiglein blüht. Es ruft mir Sonne und Licht in meinen Schrein, scheucht mir die Dämmerung. So in seliger Sanftmut, wie sie dich erfüllt, mag wohl auch Eva im Paradiese gewesen sein, eh sie dem Adam den Apfel reichte. Laß mich wieder bei dir sein in deinem Himmelslicht. Komm, o komme, wie du gekommen bist, da in meiner Seele die Sehnsucht nach dir rief. Stelle dich wieder vor mich hin wie damals, als dein Vertrauen zu mir die Verzagtheit mädchenhafter Scham so wundersam entschleierte.“

Und sie kam; in seinem geistigen Schauen stand ihr unberührter Leib.

In freudiger Aufwallung, in ungeduldiger Hast, als könne ihm die Gerufene wieder entschwinden, ergriff er Farbenplatte und Pinsel und begann zu malen. Seine feine Hand lockte die elfenbeinhelle Form, vertieft in beglückende Lebendigkeit, mit jedem Strich klarer hervor aus der fertigen Arbeit. Immer wieder fand er mildernde Schatten, erhöhende Lichter, die auf dem dunklen Grund die lebens-

große Gestalt plastischer abheben ließen. So vollendete er die schönste und lieblichste Frauengestalt, die bis dahin die deutsche Kunst hervorgebracht hatte.

Ein leises Pochen an der Tür erweckte den Meister aus seiner wohligen Versunkenheit. Als er seine verträumten Augen ängstlich zur Tür hinwandte, sah er den silberhaarigen Steinmetz Adam Kraft zaghaft eintreten. Ein weiter Mantel schlotterte um seine mageren Glieder, die hohe Gestalt war vorgeneigt, so hatte sie das Alter und der Sorgenkummer gebeugt. Die sonst so klaren Falkenaugen, die das feinste gotische Maßwerk an seinem architektonischen Wunderwerke, dem „Sakramentshäuschen" in der Sebalduskirche, so sicher überblickten, waren heut matt und ausdruckslos. Die kräftigen Hände, die den Kalkstein so wunderfein zu schneiden vermochten, daß sich die Sage verbreitete, „Kraft verstünde den harten Stein zu mildern und zu gießen", zitterten heut, als sie nach den Händen Dürers griffen. Der größte Meister der Nürnberger Steinmetzkunst war ein kümmerliches Männlein geworden, alt und gepeinigt von Sorge und Hunger.

Aus den geröteten Augen des Greises drang ein flehender Blick zu Dürer, aus den gepreßten Lippen rangen sich trostlose Worte:

„Ich mußte zu Euch kommen, Meister Albrecht. Eine innere Stimme sagte mir, daß Ihr mit allem Leid vertraut seid und so auch das meine verstehen werdet. Ich bin am Ende mit der Kraft, mit dem Willen und mit meiner Kunst. Sehet mich an. Was einmal unbeugsam in meiner Seele lachte: die Freude am Schaffen, jetzt ist sie zur Angst geworden. Das Aufsteigen der Kunst will junge Flügel haben, das mußt' ich heut erkennen."

Dürer war von tiefem Mitleid erschüttert über diese gebrochene Greisengestalt, die er vor seiner Venedigreise noch in der Schaffenskraft aufragen sah; er brachte einen Stuhl herbei und hieß Adam Kraft setzen.

„Es wird wieder vorbeigehen, lieber Meister", sagte Dürer begütigend. „Die Stunden, die Euch niederdrücken,

werden Euch nit viel anhaben können. Mir kommt's so vor, als ob einer am Sebaldusdom rütteln wollte, ihn niederzuwerfen. Ihr seid ein starker Held in der Kunst, lasset Euch nit besiegen!"

Der Greis sah Dürer lange an, dann sagte er kleinlaut:

„Wenn einer wie Ihr an meinem Sebaldusdom rüttelt, kann er nit standhalten! Was wir Alten geschaffen haben, ihr Jungen habt es überflügelt. Die neue Zeit braucht neue Meister, die alten müssen weichen. Ich hab's nit glauben mögen. Heut habe ich wieder bei meinem lieben Peter Vischer mit dem herzensguten Sebastian Lindenast bei der Schulaufgabe gesessen, wie wir es an jedem Feiertage tun seit Jahren, um im Aufreißen Übung zu halten. Unser Fleiß hat in den Stündlein beschaulicher Ruhe keine Untätigkeit gelitten. Wie Lehrknaben haben wir einen Gedanken, den wir uns der Reihe nach gaben, jeder nach seinem Können ausgeführt und uns über die beste Lösung erfreut. Heut hat Vischer das Verlangen gezeigt, das Nackte am Weibe in die Aufgabe zu stellen. Der Faltenwurf sei abgetan, sagt er, die neue Kunst der antikischen Form feiert in Welschland Auferstehung, die müssen wir ergründen lernen — sagte er. Wenn wir nit schon bei Lebzeiten vergessen sein wollen, müssen wir die Schönheit erfassen lernen, wie sie der Phidias verstanden hat" — sagte er.

„Da haben wir ein nackend Weibsbild zu zeichnen versucht, eine Eva. Du lieber Himmel! in meinem ganzen Leben hab' ich noch kein nackendes Weib visieret. Da ist die Sache schlecht ausgefallen. Jeder von uns drei hat seinen Aufriß gemacht, wie er sich ein Weib vorstellt, aber keiner hat gewußt, wie eins ausschaut. Da hat der gute Vischer Euren Kupferstich hergezeigt, auf dem Ihr so meisterlich Adam und Eva ersonnen habet. Die Tränen sind mir über die Backen gelaufen, hab' erkennen müssen, daß alles, alles, was ich schuf, nichts ist gegen Eure Kunst! Da hab' ich mich fortgeschlichen von meinen Freunden und bin zu Euch gekommen in meiner Not."

Wie Hilfe suchend starrte der Greis Dürer an, der ängstlich seinen Blick mied, denn all sein Jammer vom Suchen nach der Frauenschönheit stand vor seiner Seele, und er schämte sich jetzt vor dem achtbaren Steinmetzmeister, daß er in des Lebens Tiefen vermeinte die Schönheit zu finden. So als ob er von dem Werk eines anderen berichtete, das mehr aus fremder als aus eigener Kraft entstand, sprach er tonlos vor sich hin:

„Getröstet Euch, Meister Adam, ich fühl' nit anders als Ihr. Nach Maßen der Schönheit hab' ich suchen wollen, hab' aber keine Klarheit gefunden. Da ich vermeinte, die Schönheit einer Venus zu schauen, war's eine Eva oder eine Teufelin. Wenn der Geist die Maße sucht, da steht die Fleischeslust dabei und trennt die keusche Kunst vom sündhaften Leben."

„Wie meint Ihr das?" erstaunte sich Kraft.

„Ich meine, es soll eine Mahnung sein für die deutsche Kunst, daß alles Reine und Wahrhaftige nit anders erworben wird, als daß die Enttäuschung uns klar sagt: bis hierher und nit weiter. Wen die Sehnsucht am Neuen bei der Erfüllung im Schaffen behindert, des Geist soll in den Schranken bleiben, die ihm Gott gesetzt hat. Ich hab' meine Seele auch weinen gesehen, ehe mir klar wurde, daß ich das Wunderland der Antike erst betreten könnte, wenn ich in Sünde und Sinnenmorast meine Seele untergehen lasse. Ich bin nit dazu gewachsen. Um Reinheit und Frieden im Leben opfere ich gerne die sinnliche Freude. In meiner Einfalt und Frömmigkeit bin ich zu den welschen Malern in die Schule gegangen. Ich hab' aber wie Ihr erkannt, daß ich der bleiben muß, der ich bin, um das Ziel meiner Kunst zu erreichen. Ihr, ehrenwerter Meister Adam, beuget Euch vor mir, — und ich sollte niederknien vor Euch. Eure Werke haben mir schon als Knaben den Weg gewiesen. In meiner großen ‚Passion' hat mich Euer Geist geleitet. Die Kraft Eures Schaffens hat mir die meine gegeben. Und will ich mich aus meiner Verzagtheit erheben, so schleiche ich in die Lorenzokirche.

Euer ‚Sakramentsgehäuse', das so viel Schönheit im Maßwerk hat, ist mir wie ein Finger, der zum Himmel weiset, als wolle er deuten: ‚Er, der aller Meister Meister ist, trifft auch nit immer das Vollendete: wie viele seiner Geschöpfe sind mißraten!' So ergeht es uns in der Kunst. Sie neiget sich barmherzig wie Gott, und wir sündigen gegen den Heiligen Geist. Nur der Fromme begeht keine Sünden, er nimmt sein Kreuz auf die Schultern und trägt es geduldig auf sein Golgatha. Sehet Euren Freund Peter Vischer an; er kann auch in seinem Aufriß zum ‚Sebaldusgrab' die Angst nit ablegen: allen antikischen Phantasien, die ihn bedrängen, gibt er die deutsche Sprache, die deutsche Kraft. Wenn sein Sohn Hermann ihn in der neuen Kunst übertrifft, so wird doch Peters Wunderwerk den größeren Ruhm haben, weil er fromm ergeben sein Schaffen aus sich selber herausringt. Auch wir wollen so fromm bleiben, Meister Adam. Ihr aber seid getrost, Ihr habt für die Zukunft geschaffen, Besseres, als aus ihr je hervorgehen mag. Es kann keine Zeit verstreichen, die Euch nit rühmen wird."

Der zusammengesunkene Greis reckte sich empor, eine leise Röte überlief sein bleiches Gesicht, und die Augen bekamen Leben. Er sprang auf und schloß Dürer in seine Arme; zu Tränen gerührt und getröstet sprach er mit bebender Stimme:

„Daß Ihr mir das saget! Ihr, unser Heiland! Daß auch Eure Seele so gottergeben ist, das kommt mir wie ein Trost vor. Wer gab Euch die Kraft, einen Gebrochenen wieder aufzurichten? So hab' ich doch nit umsonst gelebt? Mein Werk soll bleiben? — In Kummer und Schulden bin ich gealtert, muß jetzt Stiegenstufen meißeln, um nit zu hungern; keiner hat Vertrauen mehr zu meiner Kunst. Imhoff hat mir Geld geliehen, nirgends hab' ich Trost finden können; und jetzt erhebt Ihr mich aus der schwersten Not, aus dem Verzweifeln an meiner Kunst! Das macht mich wieder gesund. So will ich doch nach Schwabach ausziehen, wo mir eine Arbeit anvertraut

wird; will noch einmal meinen Geist aufraffen und schaffen. Wie soll ich Euch das danken, Meister Albrecht, daß Ihr mir das Kreuz tragen helft!"

Dürer erwiderte nichts; der Seelenjammer dieses Greises erschütterte ihn dermaßen, daß auch seine Qualen aufstanden und Klage führen wollten gegen den Undank der Menschen. Ging es ihm nicht ebenso wie Adam Kraft? War er nicht auch zermürbt von der Enttäuschung? Da rief ihm eine innere Stimme zu: „Du hast im Suchen viel versäumt am Schönen; du hast im Finden gedürstet nach anderem; du bist dir allezeit selbst im Wege gestanden; du hast dir selbst dein Leben ernst und deine Kunst unerreichbar gestaltet. Wirf nit Steine auf Menschen, die dich nit verstehen!" Da nahm er Adam Kraft an der Hand und führte ihn vor sein Evabild. Der Greis starrte es wie ein Wunder an, seine Augen bekamen den Glanz tiefinniger Freude; sie tranken die lieblichen Formen, als wären sie aus einer anderen Welt herabgestiegen. Er wollte sprechen, vermochte es aber nicht; er starrte Dürer an, dann wieder das Bild. Und plötzlich liefen Tränen über seine Wangen.

Da traten hastig Peter Vischer und Sebastian Lindenast in die Werkstatt Dürers. Die Sorge um ihren verzagten Freund, der so tief unglücklich von ihnen davonlief, hieß sie ihn suchen.

„So finden wir dich doch hier, lieber Adam!" Sie wollten ihren Freund in Liebe umarmen; der aber wies sie zurück, seine Sprache fand wieder Leben. Erfüllt von dem Geschauten, rief er ihnen zu:

„Peter! Sebastian! Sehet doch: das Bild, nein, das Leben, die Schönheit, von der wir keine Ahnung hatten! Hier steht sie, sehet doch, das hat der Albrecht geschaffen, der Albrecht! Brüder, unsere Lehrbubenzeit beginnt wieder aufs neue; wir haben endlich den Meister gefunden! So jubelt doch, tanzet, freuet Euch! Ich hab' einen Blick in die Seele des Besten getan; die ist so wie die unsern, nit anders. Und er ist doch unser Herrgott, der Albrecht! Sehet

doch, Brüder, so hat er die Aufgabe von der Eva gelöst. So himmlisch rein, so erdenschön — das ist Kunst!"

Da standen die ernsten Männer, die Begründer der Blütezeit deutscher Kunst, vor Dürers Werk, das er mit zitternder Seele geschaffen hatte. Die stille Liebe der Jungfrau Anna verklärte das Bild, so daß jeder, der es sah, es auch lieben mußte, als wäre es ein lebendig Weib. Beim Anblick der Freude, die sein Werk in den ernsten Männern hervorrief, senkte Dürer seine eigene Trübsal wieder in die Seelenkammern zurück. Im größeren Strome der Leiden Adam Krafts schien ihm sein Leid gering. Seine Schaffensfreude aber wuchs aus der Freude des Greises heraus.

Pirkheimer saß vor dem Evabilde Dürers, das nun der Geselle Hans Süß, den sie Hans von Kulmbach nannten, kopierte. Immer, wenn der gelehrte Ratsherr zu seinem Freunde kam, suchten seine Blicke das Evabild. Er konnte sich daran erfreuen wie ein Jüngling an seiner herzlieben Braut. Dürer lächelte und neckte ihn:

„Wär' wohl ein süßer Zeitvertreib für Euch, solch einem holden Mägdlein zu karessieren! Ist Euch die Rosenthalerin zu üppig, die Gärtnerin zu lustig, oder habt Ihr die lieben, lieben, süßen Dirnlein, die Euch so willig sind, schon satt? Wollet Ihr, wie ich einmal, ein stummes Mägdlein anschmachten? Ihr könnet niemalen genug haben von dem Weiblichen. Kommet in mein Stüblein, Wilibaldus, will Euch meine Martern und mein Selbstkunterfei weisen!"

„So ein Eitelding, wie Ihr seid, Albrecht!" lachte Pirkheimer, von der guten Laune seines Freundes erfreut. „Da habt Ihr wohl wieder Eure Locken gebrannt und den Bart gestriegelt, um recht schön zu sein? Ja, könnt leicht eitel tun, wenn Euch solch ein maienschönes Mägdlein so fromm ergeben den Leib enthüllt hat! Ich sehe Euch vor mir, wie Ihr möget in Venedig maßlos verliebt gewesen sein!"

Die Freunde gingen in den Arbeitsraum des Meisters.

In der kleinen Stube setzten sie sich zu der Staffelei, auf der die Tafel mit dem Selbstbilde Dürers stand, das er vor drei Jahren schon fertig hatte, aber nun noch einmal übermalte, weil sein Ausdruck in Venedig herrischer und sicherer geworden war. Neben dem Selbstbilde lehnte auf einem Gestell eine fast vollendete Malerei, die der kunstliebende Kurfürst Friedrich der Weise bei Dürer bestellt hatte: „Die Marter der Zehntausend". Es war eine grauenvolle Schilderung der Massenhinrichtung unter König Sapor II. Die furchtbarsten Todesarten, die eine Unmenschenseele ausdenken konnte, die grausamsten Quälereien gottergebener Christusbekenner, hatte Dürer zu einem geschlossenen Ganzen gefügt. Alle die Gruppen der Gekreuzigten, Gepfählten, Enthaupteten; der Zug nackter Gefangener, die von einem Felsen in die Spieße und Lanzen herabgestürzt wurden, hatte Dürer in den kleinen Raum geordnet und wohlbedacht hineinkomponiert. Durch die beruhigende Kunst der Feinmalerei nahm der Meister der Grausamkeit das Abstoßende. Ließ sich auch in diesen Massenmartern ein tiefer Gedanke nicht durchführen, so gab Dürer dem Bilde doch Einzelheiten, die den Beschauer ergreifen. Diese qualvolle Arbeit wuchs unter den fleißigen Händen des Meisters täglich, aber immer wieder grübelte er neue Qualgedanken hinein.

„Grausamer! Wie könnt Ihr das ertragen!" rief Pirkheimer aus, als er dieses Wühlen in den Martern sah.

„Es sind alle Qualen, die mein Gemüt hat erleiden müssen, in dieser Tafel ausgedrückt: Die Jugend hat mich in Spieße der Sehnsucht gestoßen; die ‚Apokalypse' hat mich ins Schwert der Glaubenszweifel geworfen. Die Liebe hat mich verdürsten lassen, der Neid gepfählt. Die Grübelei hat mich mit Ruten gepeitscht, die Begierde blendete mir die Augen. Die Sinnlichkeit hat mich an den Abgrund gestellt, von dem mir das Grauen entgegengrinste. Die Wahrheit warf mir die Steine der Erkenntnis auf den Kopf, die Kunst hat mich gekreuziget, und die Schönheit läßt mich verhungern."

„Hört auf, Albrecht, was seid Ihr doch für ein Dichter! Aber eins habt Ihr vergessen: die Ehe!"

Dürer ließ den Kopf hängen. Leise murmelte er dann:

„Sie ist der König Sapor am hohen Roß, der vor den Marterqualen nit zurückschreckt, der im Glauben ist, seinem Gotte wohlzutun!"

„Und mittendrin in dem Henkerspiel habt Ihr neben Euch auch mich hingemalt."

„Dort gehöret Ihr auch hin mit Euren Sünden! Ihr sollet erkennen, was Eurer noch harret."

Pirkheimer war auf Dürer zugeschritten, hatte ihm die Hand auf die Schulter gelegt. Er konnte seinen Freund nicht leiden sehen:

„Warum seid Ihr so geworden, Albrecht, daß Ihr mit jedem Messer, das Eure Kinderhand ergreift, in Euer Herz stechet? Ihr habt nach Schönheit gedürstet allezeit; warum habt Ihr nit die Schönheit in Eure Arme genommen? Genießen heißt Verstehen! Venedig hat Euch so wohlgetan; warum seid Ihr nit dortgeblieben? Ihr wäret aller Sorgen ledig! Sünde, saget Ihr, sei es, was mich noch der Reue harren läßt? Ist es Sünde, die reife Frucht vom Baume zu pflücken, wenn sie der Herrgott hat wachsen lassen? Es ist eine Sünde, sie verfaulen zu lassen und sich mit dem zu bescheiden, was die allmächtige Sitte gebietet! Ein Künstler, der schaffen soll, muß Gestalten in sich aufnehmen! Ihr saget doch selbst: inwendig soll der Maler voller Figuren sein! Sind das die Figuren, die Ihr inwendig habet, wie Ihr sie in dem Martergreuel zeiget? Albrecht! Reißet Euch los von der sündhaften Kasteiung. Wie habt Ihr Euer Leben verfahren, armer Freund! Ihr kämpft um die Reinheit, Angsthase, der Ihr seid! Kann Euch ein schönes Weib besudeln? Die Spanne Zeit, die der Mann lebt, soll er nützen, das schafft Lust und Fröhlichkeit. Euer zager Mut ist nur ein Angstschild, den Ihr umhängt wegen Eurem Hausfrieden! Weg damit! Ich bin Euer Freund, bin stolz auf Euch und Eure Kunst. Was könntet Ihr schaffen, wenn Ihr Euch



Wilibald Pirkheimer.
(Kupferstich. 1524.)



Die Mutter Albrecht Dürers.
(Kohlezeichnung. 1514. Kupferstichkabinett, Berlin.)

in Euch selbst freimachen wolltet! Folget mir! Schließt Euch nit ein. Gehet mit mir zu den Humanisten, dort weht frische Luft aus den Bergen der Erkenntnis. Euer Flennen und Schmachten ist weibisch. Greift ins Leben hinein mit starker Hand, es wird Euch den Grüblersinn verscheuchen!"

Dürer ließ sich von Pirkheimer schütteln, er ließ seine Worte über sich ergehen, verstand auch, was der Freund wollte, aber er wußte, daß sein Gemüt nicht tauge für Heimlichkeiten, weil alles an den Tag kommt.

„Wilibaldus, wenn Euch mein Weib hörte! Sie sieht in Euch den Verführer, den Widersacher. Sehet Euch jetzt mein eigenes Kunterfei an. Wenn ich genug der Qualen auf dem Marterbilde hingestrichelt hab', dann beschaue ich mein Angesicht im Spiegel. So kenne ich mich besser, als wenn mich mein Wilibald malen würde. Ich finde mich so hoheitsvoll, so fernblickend, so voller Selbstbewußtsein, wenn ich mich aus dem Martervollen löse und mich betrachte. Eine Weihe liegt in mir, daß ich als Schöpfer der Qualen nun in mich selber sehen und erfassen kann, daß das Dulden sanftmütig macht."

„Ihr möchtet ein Christus sein, Albrecht," unterbrach Pirkheimer ärgerlich, „Ihr gefallet Euch, wenn Ihr, am Pfahl gebunden, die Geißel spürt. Ihr freuet Euch, das Kreuz tragen zu können. Mit zerfleischender Wollust nagelt Ihr Euch selbst auf die Balken. Albrecht, Albrecht, ersinnet nit solche Possen! Ihr habt andere Aufgaben! Das seid Ihr ja gar nit, wie Ihr Euch da malet. Das ist der, der Ihr sein wollt: der Christus. Das Hinausschauen aus dieser Welt, das unirdische Passionsspiel mit Eurer Duldsamkeit habt Ihr von dem ewigen Ausklügeln des Heilandsgedankens, der Eure Stiche und Holzschnitte ausfüllt. So glaubt Ihr auch, Euer Gesicht dem Christusantlitz gleichzuformen auf Eurem Konterfei. Das seid Ihr ja nit! Ich wollt' Euch anders konterfeien, ohne Weihe, ohne Sophisma, ohne Skepsis, Ihr solltet eine innere Befriedigung zeigen: ein Lachen Eurer Seele! Ihr

sollte sein wie ich: berauscht am Schönen, verjüngt an der Jugend, zufrieden im Wissen und heiter bei Wein und Weib. Albrecht, malet ein ander Konterfei, ich kann Euch so nit sehen! Erziehet Euch anders; so seid Ihr mißraten. Gebt Euch in meine Hände — — Ihr lachet?"

„Ich muß. Wie ein Seelenschacherer seid Ihr jetzt. So möget Ihr wohl manch arm Dirnlein überreden, bis es sich in Eure Hände gibt. Da machet Ihr ein Konterfei von ihm, das so ausschaut, wie Ihr es haben wollt! Wilibaldus, was seid Ihr für ein Staatsmann, für ein Rhetoriker, für ein Epikureer und für ein — Schlemmer! Aus mir wollet Ihr einen brennenden Strohwisch machen, der den Weibern nachrennt, sich im Weine besäuft, so wie die welschen Maler. Ich bin ein anderer! Ja, ich wühle gern in meinen Schmerzen, klage gern mein Leid, es ist mir wie Musik, wenn ich mich flennen höre. Ich suche das Tiefste für meine Kunst; sie ist schwer, und sie soll das Lob Gottes versinnbilden. Ja, ich hab' Sehnsucht nach dem Weibe, das sinnlich ist und eine Venus dabei, ich hab' Durst nach Wein und Freuden — aber ich will kein Mars oder Bacchus werden, ich will das Maß meiner Kunst brauchen, um der frommen Sitte zu Ehren Christo dem Herrn und der heiligen Jungfrau gerecht zu werden. Ihr aber seid eine andere Natur. Ihr explodieret gleich, seid gachzornig und kriegerisch wie ein Landsknecht. Schon wieder habt Ihr einen Streit mit dem Kraft-Vetter, den Ihr geprügelt habt, weil er Euch wegen der Erbschaft beschimpfte. Könnte sein, daß Euch die Schöffen in den Turm stecken, diesmal, Ihr Raufbold! Da bleib' ich lieber sanft. Was in Euch überschäumt und durcheinandertaumelt, das ist in mir ruhig und klar. Wir passen so viel besser zusammen, Wilibaldus. Wäre ich so wie Ihr, da müßtet Ihr mir neidisch werden, denn ich bin der Schönere, kein Weiblein bliebe Euch! — — —"

„Höret auf! Ihr habt ja ein loses Mundwerk. Lästert wie eine Elster!" Wilibald hatte längst erkannt, daß Dürer so bleiben müsse, wie er war. „Ich hab' Euch verstanden,

Albrecht! Bleibet wie Ihr seid, Euer Kunterfei ist ebenso gut wie Eure Tafel mit den Martern. Es kommt auf dasselbe heraus, bei dem einen sind sie innen, bei der anderen außen. Und nun gehabt Euch wohl, ich geh' zu Wein und Weibern; denket Ihr darüber nach, vielleicht fällt Euch noch eine Marter ein, die Ihr vergessen habt. So sie mich aber in den Turm sperren, will ich ein' Lobhymnus auf Eure Sanftmut dichten." Er ging lachend.

Dürer sah ihm lachend nach.

„Dichtet's lieber auf Euern Harem, Herr Türk'! Schlemmer, unverbesserlicher, lieber! Wie er nach Zibet schmecket, wie eine Kurtisane in Venedig!"

So stritten, ergänzten und vertrugen sich diese zwei so entgegengesetzten Naturen.

Unter den Gesellen Dürers arbeitete Kaspar Prim, der mit dem Meister nach Nürnberg gekommen war, seinen Vater zu suchen. Zur Vervollkommnung der Farbenschmelzarbeiten wollte der kluge Geselle das Zeichnen und Malen in kleinster Form üben; da fand er an Dürer einen Lehrer und Freund, der ihm die Möglichkeit bot, Miniaturen zu malen. Dürer aber entdeckte in ihm ein Talent, das er heranbilden wollte. Er gab sich viel Mühe mit ihm, lehrte ihn in Kupfer stechen, und Kaspar hatte Freude und Trost an der Kunst. Im Sinne Dürers entwarf er, im gleichen Sinne führte er es aus, und die Gesellen waren verwundert; sie konnten es nicht glauben, daß Kaspars Fertigkeit des Meisters Kunst so nahe kam, daß sie seine Stiche für Nachstiche von des Meisters Originalen hielten!

Kaspar war untröstlich über den Tod seiner Mutter, er fühlte sich verlassen. Um so mehr stärkte sich in ihm der Wahn, den Verführer der geliebten Mutter suchen zu müssen, ihm seine Verachtung zu zeigen und ihm zu fluchen. Er ging oft tagelang in den Gassen Nürnbergs herum, sah jedem Manne, der das Alter haben konnte, ins Gesicht und ertrug geduldig jede Zurechtweisung, die man ihm für sein Gehaben zornig entgegenschleuderte. Ein-

mal verfolgte er einen älteren Herrn, in dem er die Ähnlichkeit mit dem Medaillon zu finden glaubte, bis in dessen Wohnung, wo er von ihm Aufklärung forderte; der verstand diesen Eifer schlecht und ließ ihn von seinen Knechten verprügeln. Gedemütigt arbeitete Kaspar wieder einige Tage bei Dürer, bis ihn abermals die Aufregung packte und er davonlief. Man kannte ihn schon in Nürnberg und hielt ihn für verrückt.

Dürer mußte diesen Qualen des armen Gesellen zusehen, ohne ihm helfen zu können. Er hätte es so leicht vermocht, denn Hirschvogel hatte ihn sogleich nach seiner Rückkehr aus Venedig aufgesucht, er ahnte, daß sich etwas mit seiner Geliebten ereignet haben müsse, denn in jener Nacht, in der Margarete starb, war es ihm, als stünde sie an seinem Bett, und aus ihren großen Sprechaugen könnte er ihre Liebesworte lesen. Hirschvogel fand seitdem keine Ruhe mehr; es zermarterte sein Hirn, was diese Erscheinung bedeuten möge. Aber von Dürer erfuhr er nichts. Der konnte in des Gemarterten Seele nicht das ungeheure Leid gießen; die Nachricht von dem schrecklichen Tode Margaretens, von ihrem harten letzten Willen konnte er dem Ratsherrn nicht geben, er hätte nicht den Mut aufgebracht dazu. Das wollte er auf eine Stunde verschieben, bis er erkannt haben würde, daß die Not Hirschvogels reif geworden, bis der Wille Gottes sein Herz zu dem Sohne führen und ihm die Geliebte fernerstellen würde.

An einem lauen Frühlingsabend, da wieder alle Sträucher voller Blüten hingen, trat Kaspar in Dürers Stube. Er warf sich in einen Stuhl und jammerte:

„Alle Gesichte habe ich durchforscht, keines gleicht dem seinen. Helfet mir doch. Nur einen Fingerzeig will ich, sonst nichts. Ich hab' keine Ruh' bei Tag und Nacht. Seid barmherzig, Meister; sehet mich an, ich gehe zugrunde an diesen Qualen!"

Dürer ließ seine Arbeit stehen, nahm Barett und Mantel, faßte nach der Hand Kaspars, und ergriffen von seinem Leid sprach er:

„Dränget nit in mich, lieber Geselle, ich darf Euch nit den kleinsten Fingerzeig geben, ich hab' es einer Sterbenden gelobt. Aber ich will Euch heut an die Stelle führen, wo Eure Mutter gehauset hat als Jungfraue, wo sie im Garten als Maienkönigin unter dem Flieder getanzt hat zur Laute, die Euer armer Vater so meisterlich schlug."

Kaspar stöhnte auf, er wollte nicht so leicht nachgeben diesmal:

„Es muß doch eine Gerechtigkeit geben! Wisset Ihr gewiß, daß meine arme Mutter in ihrer Sterbestunde klaren Geistes war?"

„Sie war es. Allzu klaren Geistes war sie!" Dürer sagte es mit Nachdruck. „Auch die Gerechtigkeit gibt es, die Ihr anrufet. Gott allein wird sie üben, sein Wille ist immer gerecht, und wir dürfen ihm nit vorgreifen. Eurer Mutter Glaube ist von Gott gesegnet, wir dürfen ihn nit bezweifeln! Kommet jetzt, es wird Euch Trost bringen, die Blumen zu sehen im Garten, wo Eure Mutter so glücklich war!"

Kaspar hob seine Hände bittend zu Dürer hin und stammelte:

„Ihr habt sie liebgehabt. O Meister, gebet mir nur den einen Trost: Ist kein Leid der armen Mutter von ihm zugefügt worden? Hat er sie so verehrt und geachtet, wie man eine Ehrenwerte lieben kann?"

Dürer sah den Bittenden mit seelentiefen Augen an:

„Er war und ist ein Edelmann, hat Eure Mutter geliebt, wie die heilige Maria nicht inniger geliebt werden kann. Er hat ihr kein Leid zugefügt, hat sie geachtet wie seine Braut und banget um sie mit blutendem Herzen, ihre Wiederkehr erhoffend. Er weiß es nit, daß sie eines so grausamen Todes hat sterben müssen. Wüßte er's, wäre auch sein Leben in Gefahr, und Ihr würdet den Vater in geistiger Umnachtung finden. Ehret ihn als den, dem Eure Mutter das schwerste Opfer gebracht hat in ihrer großen Liebe."

Kaspar war in die Knie gesunken, schluchzend bat er:

„So führet mich in ihren Garten, ich will ihrer in Treue gedenken. Ihm aber will ich versöhnt meine Gedanken entgegenschicken, daß Gott mir helfe!“

Die Herzen voller Wehmut, gingen Dürer und Kaspar durch die Gassen. Am Neutor blieb Dürer stehen, und sanft sprach er, als träume er:

„Diesen Weg bin ich gegangen, als ich noch ein Knabe war, der der Kunst entgegenträumte. Ich bin ihn gegangen, als Margarete mir mit ihrem barmherzigen Kusse die Sehnsucht nach Liebe stillte. Ich bin ihn gegangen, um die Schönheit zu trinken, die sie mir in den Wermutbecher goß. Und einmal ging ich ihn mit ihr. Sie trug die Goldkapsel in den zitternden Händen und küßte das Bild des Geliebten. Die Nebenbuhlin hat sie an den Pranger stellen lassen in schnödem Hochmut. Lieber Kaspar, dieser letzte Weg, den ich mit ihr ging, war ein böser Weg! Aus allen Steinen krochen Schlangen hervor, die ihr zuzischten: ‚Räche dich an der Bösen.‘ Seit dieser Zeit bin ich den Weg sehr selten gegangen. Heut gehe ich ihn mit ihrem Sohne, der dem Jüngling gleicht, den Margarete von der Bösen erlöst hat. Denn wisset, sie hat sich freiwillig geopfert für ihn. Sie hat die Braut, die ihm der Wille der Väter und Sippe aufgezwungen hatte, erstochen und ist geflohen mit der Frucht der Liebe unter ihrem Herzen. Alle Schande hat sie dem Geliebten ersparen wollen, darum ist sie heimlich geblieben, keiner durfte erfahren, wo sie dem Kinde das Leben gab, wo sie es zu ihrer Freude erzog. Sie ist aus treuer Liebe eine Märtyrerin geworden!“

Der Abend lag in friedlicher Stille über den Wiesen, die übersät waren mit Blumen. Die Glocken von den Türmen Nürnbergs fingen an, ihr Ave zu singen. Dürer blieb stehen und sprach:

„Beim Aveläuten ist sie über die Wiesen gelaufen, ihm entgegen. Ihre Seele hat ihm den Gruß durch ihre Wunderaugen zugerufen!“

„Sie hat mich mit ihren Augen in den Schlaf ge-

sungen", flüsterte Kaspar im Tonfalle Dürers. „Wenn ich auf der Laute ein Lied spielte, weinten diese Augen!"

„Sie weinten auch, wenn ihr Geliebter seines Herzens Worte in Tönen auf der Laute sang. Wenn sie tanzte, da lachten die Augen. Sie war so maienhold!"

„Nun reigt sie im Liliengarten des Himmels." Kaspar faltete die Hände und blickte empor.

Sie standen vor dem Hause in St. Johannis. Das Gartentürlein war offen, sie traten in den Garten. Die knospenden Fliederdolden hingen wie Trauben von den Ästen. Dürer blieb stehen, eine tiefe Rührung übermannte ihn. Kaspar suchte im Sande, im Grase nach den Fußspuren der Mutter, als wäre sie noch in dieser Stunde dort gewandelt. Dann setzten sie sich auf das Bänklein unter den Fliederbaum. Dürer sprach versonnen:

„Unter den Blumen las sie, stickte sie, schrieb sie und küßte sie den Herzliebsten. Hier wurde mein Knabenherz ein tönend Glöcklein. Hier hat sie meine Tränen weggeküßt. Dieser erste heilige Kuß hat mich im Leben vor Sünde in der Liebe bewahrt."

Plötzlich hob Dürer den Ton seiner Stimme:

„Auf diesem Rasen hat sie vor der hochmütigen Braut ihres Geliebten so lieblich tanzen wollen, auf daß sich das steinerne Herz erweiche. Hier auf diesem Rasen hat die Böse mit der Reitpeitsche Eure Mutter zu Boden geschlagen aus Eifersucht. Aus diesem Blumenparadiese, wo das Glück hauste, hat die Böse Eure Mutter von den Stadtknechten wegführen lassen zum Schandpfahl. Hier hat die gepeinigte Seele in ihrer Verzweiflung die Rache angerufen, bis sie zur Mörderin wurde aus Liebe zu Eurem Vater. Ermesset, lieber Kaspar, warum das Schicksal Eure Mutter zum Schweigen zwang. Ihre Schuld aber ist gesühnt durch ihre Buße, jetzt ist sie bei Gott und hört unsere Worte. Gedenket Eures Vaters in Liebe, sie will es!"

Langsam erhob sich Dürer, brach eine Fliedertraube vom Baume und schritt aus dem Garten hinaus, in seinen Augen funkelte es feucht.

Kaspar lag auf den Knien und weinte um das Glück seiner Mutter, das die Böse zerbrach. Er weinte und träumte, bis ihn die Sterne trösten kamen und der Nachtwind seine Tränen trocknete. Der Sohn kannte jetzt den Lebensweg der Mutter.

Dürer hatte den ganzen Vormittag an der Tafel seines „Adam“ gemalt, die das Seitenstück zur „Eva“ werden sollte. Seinen jüngeren Bruder Hans benutzte er dazu als Modell. Der blonde Lockenkopf, das bartlose Gesicht und die große, ebenmäßig gewachsene Gestalt Hans Dürers waren für den Adam wie geschaffen. So konnte Meister Albrecht seine anatomischen Studien und Messungen nach Herzenslust betreiben, war ihm doch Hans gerne willig, weil er hoffte, daß der gute Bruder ihm wieder seine leichtsinnigen Streiche verzeihen und die Schulden, die er machte, bezahlen werde. Nun bekannte er ihm, während er sich ankleidete, seine Sünden. Einen ganzen Gulden hatte er gestern abend wieder beim Würfelspiel an seine Kumpane verloren. Das war aber dem sparsamen Albrecht zu arg. Wie oft mußte Frau Agnes für einen Gulden ins Gewölbe laufen, wie oft mußte sie am Markt die Stiche anpreisen, ehe soviel verdient war, abgesehen von der Mühe, die der Meister hatte.

Mit finsteren Blicken maß Dürer seinen leichtsinnigen Bruder:

„Bist ein lockerer Vogel, Hans! Diesmal ist mir's zu bunt, was du treibst. Hast du mir's nit versprochen, gestern noch, nimmermehr zu würfeln? Wie muß ich mich plagen, eh ich einen Gulden verdient hab', und du wirfst ihn hinaus. Kaum daß ich dem Wilibald das Geld für die Venediger Fahrt zurückgezahlt hab' nach dem Schaden, den ich mit dem Tod des Knechts in Rom erlitten hab', also daß meine Stiche und mein Geld weg sind, — haben mir der Hausstand, die Kleider und Schuhe für die Agnes, die Mutter und dich arg in den Beutel gegriffen. Hab' müssen die Hypothek, die noch am Hause

hängt, abzahlen, und um hundert Gulden Farben kaufen; dir hab' ich die Schulden bezahlt, und jetzt kommst du wieder? Dein Leichtsinn wird mich schier in Not bringen! Hätt' dich mit nach Venedig nehmen sollen, schon der Sprach' halber, aber da hat sich die Mutter gewehrt, als sollt' der Himmel auf dich fallen in der Heidenstadt. Hast dich derweil übel herumgetrieben, Hans! Wie kann ich's durchmachen dahier, alles vermag ich nit, für so viele zu sorgen wird mir schwer. Niemand wirft sein Geld hinaus, nur du! Diesmal helf' ich dir nit. Schau, daß du die Tafel für den Riether fertig bringst, das Geld will ich dir lassen, diesmal noch, ein andermal aber nit!"

Schmollend sah Hans zu Boden, kleinlaut sagte er:

„Wärst du doch in Venedig 'blieben und hättest vom Dogen die zweihundert Dukaten Jahrgeld genommen, da hätten wir alle ein besseres Leben. Ich mag kein Stubenhocker sein wie du, das Leben ist so schön!"

„Du hast kein Wort zu sagen über das, was ich will oder nit will, Grünschnabel!" In Dürer stieg der Zorn auf. „Glaubst, ich verkauf' meine Heimatliebe um einen Judaslohn? Lieber arm sein, aber daheim bleiben, als in der Fremde vom Gnadentum Gold nehmen! Hast denn du gar kein Gewissen, daß du das von mir verlangst? — Geh, geh — lerne erst Schaffen und Verdienen, daß du die Heimat lieben lernen kannst. Deinen Kumpanen aber wirst du entsagen, das rate ich dir!"

Da wallte auch der Zorn in Hans auf, er rief:

„Bist du so ein Bruder zu mir? Soll ich meine Jugend versauern! Darf ich keine frohe Stunde mehr haben? Ich bin nit so vergrübelt wie du, ich will das Leben lustig genießen!"

Eine unheimliche Pause entstand. Dürer ging erregt auf und ab; dann blieb er vor Hans stehen, packte seine Schultern und schüttelte sie:

„Das Leben ist nit lustig, Bruder, es ist allzu ernst! Wer's lustig nimmt, aus dem wird ein Lump. Ich hab's dem ehrlichen Vater am Sterbebett versprochen, dich recht-

schaffen zu erziehen. Und das halt' ich, so wahr mir Gott helfe! Du wirst folgen, oder ich weise dich aus meinem Hause! So, jetzt kennst du meinen Sinn, einen andern hab' ich nit! Halt' dich darnach!"

Hans ging. Er wußte, daß er seinem Bruder keinen Widerpart mehr geben durfte, aber er kannte auch das goldene Herz des Strengen, der an ihm Vaterstelle vertrat. Es werde sich wohl wieder ein Stündlein finden, wo er bei Wein und Würfelspiel mit seinen Kumpanen wird lachen können. Aber ein Trotz blieb in ihm; diesmal war ihm der Bruder zu strenge, das verdroß den Hans.

Als Meister Albrecht in die große Werkstatt trat, verscheuchte das lachende Gesicht seines lieben Wilibald, der ihm mit ausgebreiteten Armen entgegenkam, die kummervolle Miene aus seinen Zügen. Noch einen Gast sah er mit Frau Agnes eifrig unterhandeln, den kannte er nicht. Mit freudigem Ausruf lief er auf Pirkheimer zu:

„So haben sie Euch doch eingesperrt im Turm? So ein Raufbold, der Ihr seid!"

„Ich bin schon wieder frei! Ihr habt Euch wohl gesorgt um mich? Getröstet Euch, der Rat bedarf meiner in der Ratsstube so dringend, daß mich die Schöffen loslassen mußten!"

Spöttisch lächelnd musterte Dürer den Freund:

„Daß Ihr auch gar so ein gewalttätiger Zornbock seid! Man sieht Euch das gar nit an."

Da fuhr wie ein Peitschlein die Stimme der Frau Agnes dazwischen:

„Ei ja, mein sanftmütiger Albrecht sieht das Widerborstige an keinem. Ich aber weiß, was der Herr Doktor für ein Widersacher ist! Mit seinen Fäusten und seinem Zorn kann er schon dreinschlagen, ei ja! Wie mag er den armen Kraft-Vetter gewalttätig niedergehauen haben, als wär' er noch der Hauptmann im Schweizerkrieg. Das sieht aber der liebe Traumwandler Albrecht nit; er hält alle Menschen für Englein!"

„Soll ich mich etwan von so einem Lumpen be-

schimpfen lassen?" eiferte Pirkheimer. „Meine Gerechtsame lass' ich mir nit anzweifeln! Kraft-Vetter hab' ich's zeigen müssen, was es heißt, einem Ehrbaren, einem Doktor, einem Ratsherrn Ungerechtigkeit in einem Erbschaftsstreit vorzuwerfen. Ist mir nit leid um das Schmerzensgeld und den Arztlohn, die ich hab' zahlen müssen! Der Teufel soll das freche Gesindel holen!"

Lächelnd legte Dürer die Hände dem erregten Freunde auf die Schultern:

„Erregt Euch nimmer, göttlicher Wilibaldus. Zween Tage Frevelstrafe hat Euch der arge Zorn eingetragen. Wäret Ihr sanftmütig, hättet Ihr alles erspart. Ich meinte, daß Euch im Turm der Zorn verraucht wär'. Habt Ihr einen Hymnus auf meine Sanftmütigkeit oder verliebte Verslein auf die feinen, feinen, lachlustigen, küssedurstigen verliebten Dirnlein, so um Euch dieweil in Ängsten weinten, gedichtet? Saget an!"

„Hab' keines von beiden getan. Eure Sanftmut ist mir zu heilig, meine Dirnlein sind zu weltlich, hab' ein Traktätlein auf mein Podagra gedichtet, das mich im Turm gar so sehr gezwackt hat!"

Da war alle Spannung entzweigeschnitten, ein lustiges Lachen um den, der für den Spott nicht sorgen brauchte, stimmte die Gemüter fröhlich, und Wilibald, der Kluge, lachte am meisten.

Nun konnte Frau Agnes den fremden Herrn ihrem Gestrengen zuführen. Mit einem lustig-spöttischen Knicks sprach sie:

„Erlaube, mein Herre und Gebieter, daß dein Faktor sich der leidigen Geschäfte besinnet. Hier ist Herr Jakob Heller, der reiche, wohlangesehenste Tuchhändler aus Frankfurt. Ich hab' ihn gebeten, deine Tafelbilder zu besehen und dir den Auftrag zu geben, ein Altarbild für sein Seelenheil zu malen. Das ist mein Werk, Liebster. Eine Feiertagstunde für dich! Kein Ehrbarer, kein Doktor, kein Ratsherr in Nürnberg, bis auf Paumgartner, ist bis dato so großmütig gewesen, deinem Ruhm zuliebe ein Tafelwerk

zu stiften. Die Verständigen kommen weit her. Den Nürnbergern ist der Meister Albrecht zu nahe. Item?"

Spöttisch lachte sie Pirkheimer an, der sich verdutzt umwendete. Jakob Heller reichte Dürer die Hand und sprach freudig bewegt:

„Also sehe ich den gerühmten Meister Albrecht von Angesicht. Ihr seid so schön, so stolz und so erhaben wie Eure Kunst! Eure Eheliebste aber ist ein tapfer Weiblein, einen besseren Faktor findet Ihr nimmer. So will ich bitten, mir eine kunstvolle Tafel fleißig zu malen. Eure Hand soll das Beste schaffen, was sie vermag. Ich will ein Werk stiften zum Seelenheil meiner Familie. Es ist bestimmt für den Altar des heiligen Thomas in der Predigerkirche zu Frankfurt und soll Marias Himmelfahrt darstellen. Auch die Konterfeie von mir und meiner Katharina, unsere Schutzheiligen und die Apostel sollen die Seitenflügel zeigen. Wie Ihr es ersinnen wollt, ist's mir recht. Ihr seid der Meister, zu dem ich das Vertrauen haben kann. Auch den Lohn sollt Ihr bestimmen, ich karge nit."

Diese Begrüßung war eine frohe Überraschung für den Meister. Seine Augen glänzten, als hörte er Himmelsgesang. Endlich sollte er ein Werk schaffen, so ganz aus sich heraus, ohne Zwang und Vorschrift. Wie war mit einem Male da die Seelenstube Albrechts mit Sonnengold angefüllt.

Nun gab's ein Beraten, ein Bedenken, ein reiches Erwägen, denn Dürer wollte seine Kunst ausschöpfen in Maß und Farbenschönheit. Wie lachte da sein Herz. Für Heller war die Freude Dürers wie ein Gnadentrunk aus fürstlichem Becher. Mit eifrigem Erfassen entwarf die flinke Hand des Meisters die Idee, teilte die Flügelbilder ein, und Heller ließ keinen Widerspruch laut werden. Pirkheimer und Agnes versöhnten sich und vergaßen in den Minuten, wo Dürers Geist so rege schuf, ihrer üppigen Abneigung, die seit Jahren ihre Gemüter erhitzte. Sie brachte Wein, füllte die Gläser, stieß mit Pirkheimer sogar

an, der ihr schelmisch zuflüsterte: „Auf größere Freiheit Albrechts!“

Sie lächelte verschmitzt und sagte spitz: „Aber nit in Eurem heidnischen Griechenland! Da käm' er arg zu Schaden!“ Wie ein fröhlicher Sommertag strahlte sie, denn sie wußte, daß Albrecht bei dieser Aufgabe, die ihm Heller stellte, allen anderen Verlockungen widerstehen würde. Auch Pirkheimer ahnte das und seufzte um seinen Freund, der ihm nun lange werde entzogen sein.

Als Dürer die Idee zum Altarbilde klargelegt hatte, bat er Herrn Heller:

„Da Ihr gerade hier seid, will ich Euer Konterfei für die Flügeltafel visieren. Habet Ihr Geduld hierfür?“

Jakob Heller hatte die Geduld. Die Herren gingen in Dürers Arbeitsstube, zu ihnen gesellte sich noch Hans Imhoff, der seinen Frankfurter Gast abholen kam. Frau Agnes lief in die Küche, ein Mahl zu bereiten. Auch sie wollte ihre Kunst weisen.

Während Dürer glücküberströmt das Porträt zeichnete, durchsahen Pirkheimer und Imhoff die Entwürfe des Meisters, die lose auf einem Tisch verstreut lagen. Sie fanden zierlichfeine Skizzen zu einem Diptychon. Die eine stellte die „Himmelfahrt Christi“ vor in der langgestreckten Form von Altarflügeln, die andere „Samson und die Philister“, beide waren grau in Grau gezeichnet und getuscht. Die gefielen Hans Imhoff dermaßen, daß er Dürer den Auftrag gab, sie für eine Hauskapelle auszuführen, welche er seiner Frau zum Geschenk machen wollte. Er bat Dürer, sie so fein, als er es könne, zu malen, wie es seine Art sei. Auch Pirkheimer fand an der „Madonna mit der Schwertlilie“, die Albrecht im Gedenken an die künftige Mutterschaft Annas gemalt hatte, großen Gefallen und erwarb sie für seine Geliebte, die Rosenthalerin.

Da hatte der bekümmerte Meister nun reichen Gewinn in Aussicht, und seine Freude darüber war so groß, daß er aus dem Schrein einen blanken Gulden nahm, in die Ge-

sellenwerkstatt ging und ihn dem Bruder Hans stumm in die Hand drückte. Die Herzensgüte des älteren Bruders vermochte es aber nicht, den Trotz des jüngeren zu verscheuchen.

Zu Kaspar, der in einer Fensternische saß und verträumt einen Elfenreigen in Wasserfarben wunderfein malte, sagte Hans in seiner leichtsinnig unbesonnenen Art:

„Sehet her, das hat er mir nun doch gegeben. Mag ein gutes Geschäft abgeschlossen haben, daß er so freigebig ist, der Herr Bruder. Noch vor einer Stunde hat er mir den Gulden geweigert. Ist eine Unbeständigkeit in ihm, seit er von Venedig zurück ist! Was mag er dort erlebt haben? Sein Büchlein ist angefüllt mit schönen Aufrissen von dem Mägdlein, das er als Eva gemalt hat. So ein lieblich Ding muß arg verliebt oder verderbt sein, eh es sich einem Manne so nackend zeigt. Die Heimlichkeit verratet er nit, der keusche Albrecht. Frau Agnes bringt's nit heraus aus ihm. Könnt Ihr mir nit sagen, was das für ein Dirnlein war, dem er soviel Gedenken weiht? Ihr seid doch die ganze Zeit um ihn herum gewesen, Kaspar!“

Kaspar hatte die Worte des Hans mit sichtlichem Unmut angehört. Er wußte, daß dieser der Strenge Dürers überdrüssig war und gerne etwas in der Hand gehabt hätte, mit dem er den Bruder bedrohen und für seinen Leichtsinn gefügiger machen könnte.

„Keinen krummen Weg kenne ich, den der Meister gegangen wäre“, sagte Kaspar abweisend. „Von Euch ist's nit gut, dem ehrenwerten Gehaben des Bruders Schlingen zu legen. Das Mägdlein lasset frei von Eurem Klügeln, das ist so rein wie die heilige Maria. Daß es ihm ihre Schönheit gezeigt hat, mag ihr hoch angerechnet werden, denn sie hat seiner Kunst ihre frauliche Scham geopfert. Rührt mit keinem schmutzigen Finger an ihre Ehrenhaftigkeit, da würdet Ihr alles Vertrauens Eures Bruders verlustig werden und ihn tief kränken!“

Hans lachte übermütig.

„Ich kenne meinen Bruder besser. Wo ihm ein schönes Weiblein huldigt, dort ist seine Kunst das Mäntlein der Sitte. Ich hab's als Bub erlebt, wie ihn die Kathi Gärtnerin auf die Minnewiese geführt hat, wo mancherlei Blümlein erblühen. Ist eine heilige Magdalena daraus erwachsen, die er fein säuberlich auf ein Birnbaumholzstöckel gezeichnet und ausgeschnitten hat. Ich glaub's nit, daß er so heilig ist, einen schönen Frauenleib nur für seine Kunst anzusehen, er müßt' kein Mann sein!"

Da wendete sich Kaspar entrüstet von Hans ab. Zornig sprach er:

„Mit Euch will ich keine Gemeinschaft haben. Schämen sollt Ihr Euch, so einen Bruder zu beschimpfen. Ich will ihn aber vor Eurer giftigen Zunge warnen!"

„Das sollt Ihr bleiben lassen, Kaspar. Ein Angeber ist verächtlich! Wer sagt Euch, daß ich meinen Bruder beschimpfe? Wahret Eure Zunge, Geselle, wir müßten bald verschiedene Leute sein miteinander. Es könnte Euch gereuen!"

Wütend schritt Hans zu seinem Malgestell. Kaspar ballte ihm die Hände nach und schwieg; er erkannte, daß er mit diesem leichtfertigen, neidischen Gesellen keine Gemeinschaft mehr halten dürfe. Um seinen Groll zu besänftigen, nahm er die Laute vom Fensterbrett und spielte darauf so wunderfein, daß die Gesellen und die Malknaben Behaim und Penz ihrer Arbeit vergaßen und den süßen Melodien nachträumten, die Kaspar meisterlich dem Instrument entlockte. Die Gesellen hatten bald den Lautenschläger umringt, und er spielte ihnen Lied um Lied in seliger Erinnerung an seine Mutter vor.

Ungestüm in seiner hastenden Art, riß der junge, kunstbegeisterte Töpfer und Kupferstecher Augustin, der Sohn des Stadtbaumeisters und Glasmalers Veit Hirschvogel, die Türe auf und zerrte ein gar wunderholdes Mägdlein in die Werkstatt. Das feingegliederte, blondlockige Geschöpf erglühte im Gesicht wie ein Lenzröslein. Ihre Augen funkelten neugierig nach den Gesellen hin, sie löste

die zarten Hände aus den Griffen, mit denen sie ihr Vetter Augustin umspannte. Die Lautenklänge strömten durch den Raum, als stünde sie in einer Gondel auf den wiegenden Wellen der Lagunen. Ach, wie war die Jungfrau beseligt, denn solch meisterliches Spiel hatte sie noch nie vernommen. Sie blieb auf der Schwelle stehen, ihre Hände preßten sich auf ihre knospenden Brüste, ihr feiner Leib war wie eine Statue, die sich von dem dunkeln Grund der Tür hell abhob. Das war Margarete, Hans Hirschvogels, des einsamen, trauernden Ratsherrn Töchterlein, das Ebenbild ihrer Mutter, sowie der Dulderin, die mit dem Bilde ihres Geliebten am Munde die Seele aushauchte. Und Kaspar wußte nicht, daß es seine Schwester sei.

Er sah das liebliche Geschöpf traumselig an, seine Finger vergaßen die Saiten zu streichen, seine Melodien flossen in eine innerliche Versunkenheit, die sein Herz aufjauchzen ließ. Es war eine einzige Minute, die aber zog zwei Seelen aneinander. Der ungestüme Augustin griff wieder nach dem Arm der Lieblichen und zog sie über die Schwelle, in die Werkstatt hinein.

„Komm doch, Margarete, die Gesellen beißen nit. Spielt weiter, Kaspar, mein Bäschen hört die Musika so gerne.“

Margarete trat näher und näher, die Gesellen gingen scheu zu ihrer Arbeit. Seine Blicke auf die Holde gerichtet, spielte Kaspar, er wußte nicht was, aber er spielte, als müsse er die Klänge zu einem Blumengarten erblühen lassen, in dem die Jungfrau wie eine Königin des Maien stehen solle. Es klang so süß, so wehmutvoll, und Margarete wagte kaum zu atmen.

Da stürmte Hans Dürer zu ihr, sie war ihm längst die liebste Augenweide, er hatte mit ihr im Rathaus und auf der Osterwiese getanzt, hatte ihre Lieblichkeit umschwärmt, und sie war ihm hold gesinnt. Wie von einem Messer zerschnitten, brach Kaspar sein Spiel ab. Sein Blick umdüsterte sich, als er sah, wie der Leichtsinnige Margaretens Händchen ergriff und wie er sie aus aller Stimmung riß, daß sie erschrocken zusammenfuhr.



Das Christusgesicht.
(Kupferstich. 1513.)



Christus in der Vorhölle.
(Kupferstich. 1512. Aus: „Die kleine Passion".)

„So kommt Ihr doch endlich, mir zu einem Konterfei zu sitzen?“

Sie wendete sich ab von ihm, ihre Blicke suchten Kaspar, ihre Ohren vermißten seiner Laute Gesang. Hans stellte einen Stuhl in die Fensternische, und sie setzte sich. Zögernd flüsterte sie:

„Lasset das jetzt, ein andermal sollt Ihr mich visieren, Hans. Heut will ich dem Spiel lauschen, solche traumsüße Weisen hab' ich noch nit vernommen.“ Sie wehrte Hans unwillig ab und wendete sich Kaspar zu. „Ich bitt' Euch, spielt mir das Lied noch einmal, es hat so lieben Ton. Ich möcht's so gerne behalten, wenn's der Worte auch mächtig wäre!“

Die verzagte, silberhelle Stimme ergoß sich wie ein Sehnsuchtsschrei in Kaspars Seele. Er nahm die Laute wieder auf, entlockte ihr einen Perlenkranz von Tönen, dann reckte er sich und sang mit seiner harmonischen, weittragenden Stimme die Worte zu der Weise, die er so plötzlich abgebrochen hatte.

„Wenn ich alle schaue,
Die mit dunklen Locken reigen;
Du nur kannst mir Schönheit zeigen:
Blondgelockte Fraue!
Deiner Augen sanfte Glut
Sagt mir: du nur, du bist gut.
Schwarze, braune, graue —
Wenn ich eine wählen sollt',
Wüßt' ich, die ich nehmen wollt',
Goldgelockte Fraue!“

Wie von einer unirdischen Macht gezogen, hoben sich die Arme Margaretens dem schönen Sänger entgegen, und lieblicher als der Laute Klang sang ihre Silberstimme den Ausklang des Liedes leise nach:

„Goldgelockte Fraue!“

Kaspar trank die Stimme in sich hinein, und seine Seele jubelte: „Du liebes, holdes Mägdlein, du!“

Hans trat zornig auf ihn zu und wollte ihm die Laute entreißen, aber da kamen die Herren aus Dürers Stube

in die Werkstatt, neugierig, den Sänger zu sehen, dessen Lied so trunken die Räume erfüllte. Dürer sah, wie Margarete, von innerem Drange erfüllt, dem Sänger die Arme entgegenhielt, als wollte sie ihn umfangen, aber, sich besinnend, die Hände über der Brust kreuzte. Ein Schmerz durchschnitt ihm die Seele, er sah Bruder und Schwester im Erblühen sehnsuchtstrunkener Liebe einander entgegengehen. „So will Gottes Wille die Blutbande zueinander fügen?“ dachte er bekümmert. „Margarete, ist dein Gott so grausam, daß er das tun kann?“

Augustin Hirschvogel lachte und rief dem Meister zu:

„Jetzt hab' ich vermeint, in Eurer Werkstatt das Täflein von den Qualen der zehntausend Märtyrer zu schauen, und bin auf der Gondel durch Veneziens Mondnacht gefahren mit einem Sänger und Lautenschläger ohnegleichen. Meister Albrecht, Ihr seid auch der Meister holdseliger Überraschungen!“

Dürer stand wie erstarrt da, er dachte: „Zehntausend Märtyrerqualen wird das Herz der Holdseligen erleiden müssen, so Gott es nit wendet!“

Der ungefüge Pirkheimer tänzelte wie ein Jüngling um Margarete, die aus ihrem Träumen erwacht war; er küßte ihr das feine Händchen und schmeichelte:

„Ihr habt ein Stimmlein wie eine Silberflöte, Jungfrau Margarete, das regt mich zum Dichten an, sintemalen Eure Frauenmilde gar so lieblich ist!“

Frau Agnes, die die Herren zum Imbiß laden kam, machte einen spöttischen Knicks vor Pirkheimer und flötete ihm in seiner Sprechweise zu:

„Ei ja, der ehrsame Rat erkennt gleich die Lieblichkeit. Auf mich aber hat er noch kein verzücktes Verslein geschmiedet. Nehmt Euch in acht, Jungfrau Margarete, den Dichtern ist nit zu trauen, die holen sich ihre Sitte aus dem Heidenland, mein Albrecht hat's erfahren! Jedes Mägdlein ist für sie ein Röslein, das sie gerne pflücken möchten, die Herrn Poeten!“

Lachend umschlang Pirkheimer die rundliche Frau

Agnes, drehte sie im Kreise herum und küßte sie auf den Mund, daß es laut schallte.

„Die Strafe müsset Ihr erleiden, da Ihr auch ein Röslein seid, aber halt mit gar zuviel stacheligen Dornen. Sprechet, Albrecht, hab' ich recht?"

„Ich kann's nit sagen", sprach Dürer versonnen. „Mein' Agnes hat die Dörnlein nit für mich. Sie sticht nur den, der ihr zu nahe kommt!"

Während Frau Agnes die Herrn zum Imbiß in die Wohnstube führte, winkte Dürer Margarete, mit ihm in seinen Arbeitsraum zu gehen, und das Bild der zehntausend Märtyrer zu besehen. Sie stand ergriffen von dem Bilde, und verwirrt flüsterte sie dem Meister zu:

„Wie könnt Ihr so Grausames ersinnen, da Ihr doch so gut und so milde seid? Wie könnt Ihr so viele Qualen verstehen?"

Dürer nahm die Jungfrau an der Hand, sein unendlich wehmütiger Blick sah sie traurig an:

„Liebholde! Jedweder reinen Seele strömt die Grausamkeit zu. Das Leben ist kein ruhig Wässerlein! Mög' Euch Gott bewahren, daß nit auch so ein Martertum Euer liebes Herzlein peinigt! Da müßte Euch die Seele so angsterfüllt sein wie dieses Täflein!"

Margarete sah Dürer erschrocken an, sie verstand ihn nicht. Wie konnte sie auch verstehen wie er es meinte? Sie lachte aber hell auf und sagte schelmisch:

„Ei, mein Herze ist wie ein lustig Vöglein, das zwitschert in Blumenblust und Lauterkeit; wie wollte das solche Qualen ertragen? Ihr könnt mich nit schrecken. Solch ein Täflein ist zu grauenhaft, das mag ich nimmer in meiner Seele leiden!"

Dürer strich sanft über Margaretens Goldlocken.

„Eine jede Seele übernimmt die Schuld, die ein vergangenes Leben nit gebüßt hat. Und diese Schuld ist ein ärgerer Maler denn ich. Ich will Euch nit schrecken, Jungfrau Margarete, aber Gott fragt nit nach einem lustigen Vogelherzen, wenn er einmal grausam werden muß!"

Ängstlich sah Margarete in die traurigen Augen Dürers. Was bedeuteten seine ernsten Worte?

„Ihr habt heut einen melancholischen Tag. Da will ich lieber wieder gehen."

Als sie durch die Werkstatt dem Wohnzimmer zuschritt, stand Kaspar, noch immer die Laute in der Hand haltend, in der Finsternische, und seine Blicke gingen der holden Jungfrau nach. Die wendete sich an der Türe um und rief ihm lächelnd zu:

„Habet Dank, Geselle. Euer Lied wird mir bleiben wie eine Freude. Wolltet Ihr mich aber noch mehr erfreuen, dann lehrt mich die Kunst des Lauteschlagens. Tut Ihr mir das zuliebe?"

Kaspar hätte aufjubeln mögen, so entzückte ihn der Wohlklang ihrer Stimme, so beglückte ihn die Bitte der Lieblichen; aber er brachte kein Wort hervor. Er nickte stumm; seine Augen sagten ihr die liebe Antwort: „Ich will", und sie verstand es.

Der Meister seufzte bange: „Ihr armen Kinder!"

Dürer hatte mit großer Vorbereitung die Entwürfe zu Jakob Hellers Altartafel fertig. Eine Anzahl Köpfe, Hände, Figuren- und Gewandstudien entwarf er auf Tonpapier mit großem Fleiße, zu denen er sich die Modelle sorgsam ausgewählt hatte. Aber er konnte mit der Untermalung noch nicht beginnen. Kurfürst Friedrich der Weise verlangte das bestellte Bild „Die Marter der Zehntausend" dringlich, aber auch das konnte er nicht vollenden, denn ein arges Fieber bannte den Meister ans Bett. Die große Sorge um seine Gesundheit stimmte das ganze Haus traurig. Frau Agnes hatte kummervolle Nächte; ihrer aufopfernden Pflege gelang es schließlich, Albrecht aus der Gefahr zu bringen. Nach wochenlanger Krankheit war er endlich so weit, wieder das Bett verlassen zu können und in seine geliebte Werkstatt zu gehen. Wie atmeten da die Gesellen auf; ihre Freude war so groß, daß sie ihren geliebten Meister mit Blumen überschütteten.

Aber in diese Genesungsfreude traf Dürer die Nachricht vom Tode des Steinmetzmeisters Adam Kraft, der im Spital zu Schwabach seine Seele aushauchte. Dürer war tief ergriffen von dem Sterben des armen Meisters, der zu den besten Männern Nürnbergs gehörte. Seine Heimat aber, für die er seinen Ruhm erwarb, für die er arbeitete und darbte, hatte kein Mitleid mit seiner Altersschwäche, — in die Fremde mußte er ziehen, in der Fremde mußte er einsam sterben.

Und wie Dürer, von Trauer erfüllt, des lieben Genossen gedachte, brachte der Rotschmied Peter Vischer den letzten Gruß von ihm.

Vischer stand mit erstickter Stimme vor Meister Albrecht; das Herzeleid preßte ihm die Tränen aus den Augen, als er sprach:

„So ist er denn dahin, der getreue Adam. Mich hat er gerufen und hat nit eher sterben können, als bis er meine Hand noch einmal in der seinen hielt. In den letzten Tagen hat er eine Eva visieret. Wer sein Modell war, konnt' ich nit ergründen. Er hielt den Aufriß krampfhaft in den Händen, als ich zu ihm kam. Mit verklärten Augen hat er mich angeschaut und mir die Zeichnung gereicht. ‚Gebet das dem Albrecht,' hat er gestammelt, ‚er soll es prüfen. So hab' ich in der letzten Stunde noch die neue Kunst versucht; jetzt will ich ruhig versterben. Albrecht hat gesagt: »Er, der Meister aller Meister, trifft auch nit immer das Vollendete, wie viele seiner Geschöpfe sind mißraten!«' — Als er das gesagt hatte, hauchte er seine zermarterte, enttäuschte Seele aus."

Dürer weinte; er weinte, weil wieder ein Eichenbaum im dürren Sand der Zeit verkam, der doch so weit seine Äste reckte; er weinte, weil wieder eine Seele enttäuscht, von der Kunst ermattet, die Flügelkraft verlor; er weinte, weil wieder ein heimatgetreues Herz in der Fremde brechen mußte. Kaum konnte er den Aufriß der Eva, den die zitternde Hand des Greises so kraftvoll und sicher entwarf, sehen, so waren seine Blicke von den Tränen umschleiert.

Er dachte: „Was half die Kunst dem Starken, das Leben warf ihn nieder."

Peter Vischer flüsterte leise:

„Er vermeinte, die rechte Kunst gefunden zu haben!"

Da hob Dürer sein Gesicht. Sein Blick irrte in die Weite, als er sprach:

„Wir wissen ja alle nit, wie die Kunst ausschaut. Der eine sucht sie beim anderen, und der andere kann ihm keine Antwort geben. Ich mein' halt, daß die Kunst ein bestimmtes Maß nit hat, daß sie aus der Natur heraus wächst wie der Baum. Bei dem einen kommt sie zur Blüte, fruchtet aber nit, beim andern fruchtet sie und hat gar nit einmal geblüht. In Welschland blüht und fruchtet die Kunst zugleich."

Peter Vischer drückte Dürer die Hand.

„Ihr seid von Gott begnadet, in Worten zu sagen, wie ein Sinn zu deuten ist. Der gute, alte Adam hat das Rechte getan, sein Baum hat geblüht!"

„Er hat geblüht und gefruchtet auch, Meister Peter, wir Deutsche müssen die Früchte auffsparen für die kommende Zeit, wir dürfen sie noch nit genießen. Einmal werden sie dem Volke Nahrung sein, wenn es, wie die Welschen, wird zurückblicken können auf eine Vergangenheit, die ihm Vorbild ist. Der gute Meister Adam hat seine Früchte zur Reife gebracht. Zeitliche Not ist arg, ich erleide sie auch, aber was ist dagegen die ewige Not! Wir müssen heut im Elend schaffen, daß das Deutsche Reich emporkommt!"

Traurig standen die beiden größten Männer ihrer Zeit vor der kleinen Evazeichnung des Verstorbenen und freuten sich an dem letzten Auffflackern der erlöschenden Schaffensfreude, das dem großen Steinmetz mehr dünkte als alles, was er in unvergänglicher Schönheit geschaffen hatte. Peter Vischer erkannte in Dürers Miene den Ausdruck des Mitleids, mit dem er die ärmliche Zeichnung betrachtete. Er wollte den Adam nicht kränken lassen. Hastig nahm er das Blatt und rollte es wieder ein.

„Mir ist es heilig. Mein guter Adam hat geglaubt, damit sein Bestes zu schaffen.“

„Sein Bestes schafft jeder!“ sagte Dürer traurig. „Das ist ja unser Leid und unsere große Not, daß wir es selber nit wissen, was unser Bestes ist. Alles Neue ist uns das Bessere. Meister Peter, grämt Euch nit, daß ich das sage. Was Ihr in Eure Form gießet, bedünkt Euch immer das Beste, weil es das letzte ist. So Ihr ein neu Werk aus der Form schlagt, ist das Euer Besseres. Lebtet Ihr tausend Jahre, so würd' Euch all das, was Ihr bis heut geschaffen habt, nimmer gut genug sein. Mit der Zeit, in der Ihr schafft, wird Euer Urteil strenger. Hat einer nur ein Werk geschaffen, und nit mehr, sehet, das wird sein Bestes sein. O du Not! Im Weiterschreiten geht die Welt der Gedanken auch weiter, und da müssen wir uns fleißig an uns selber halten, auf daß wir nit irre werden an dem, was unser letztes ist. Meister Adam hat im Steinschnitt Wunder gewirkt, weil er ihn bemeistert hat; im Visieren war ihm alles fremd, und daher schien es sein tieferes Begehren zu sein. Er hat ein einziges Frauenbild aufgerissen nach dem Leben, und so ist auch das einzige sein Bestes. Darüber hinaus ist er nimmer gekommen. Gott geb' ihm die ewige Ruh'. Kommt seine Seele zu uns zurück und muß sie in einem anderen Wesen weiterschaffen, so wird sie wieder das letzte Werk als das beste ansehen. Meister Peter, so geht es uns allen. In diesem Ringen reift die Erkenntnis von unserem Schaffen.“

Langsam rollte Peter Vischer die Zeichnung wieder auf und legte sie vor Dürer hin.

„Geht's Euch auch so, Meister Albrecht, dann ist Euer Mitleid das größte Lob für den armen Adam. Behaltet die Visierung als heilig Angedenken an den besten Menschen, den Gott erschaffen hat. Ist mir mein Herz bange um ihn, dann will ich zu Euch kommen und mir besehen, was der arme Adam aus seiner Herzensnot als sein Bestes visieret hat. Eure Worte werden mir zu denken geben, sie gehen meiner Zeit voraus.“

Aufgerichtet ging Peter Vischer; er war nun überzeugt, daß sein geliebter Adam die Schulaufgabe gelöst hatte und daß sie die beste war.

Mit einem stillen Gebet für das Seelenheil des Verstorbenen schloß Dürer die Evaskizze in seinem Schrank ein. Er legte sie zu den Blättern, die seine Sehnsucht nach Schönheit vollstrichelte, zu all den Herzenswünschen und Reliquien, die der Schrein barg. Versonnen nahm er das Büchlein aus der Lade, in dem er damals auf seiner Wanderschaft in Venedig den schönen Leib Vannas gezeichnet hatte. Die toten Geister wurden lebendig. Mantegnas Antike erwachte, Dürers Grübelei nach Maß und Schönheit des Menschen regte sich wieder. Es zwang ihn, den Stift zu ergreifen und nach der Skizze die Zeichnung zu einer „Lukrezia“ zu entwerfen, wie sie den Dolch in ihr Herz stieß. Es wurde aber keine Lukrezia daraus, es wurde eine Heilige, die sich selbst den Martertod gab.

Traurig verschloß der Meister Zeichnung und Büchlein wieder in seinem Reliquienschrein. Er wollte die Arbeiten der Gesellen prüfen, aber diese Stunde hatte ihn zu tief erschüttert, ein neuer Anfall seines Fiebers warf ihn auf die Schwelle zur Werkstatt in Ohnmacht.

Kaspar sprang erschrocken auf und schrie: „Der Meister!“ Da sprangen auch die Gesellen zu dem Ohnmächtigen, hoben ihn auf und trugen ihn in die Schlafkammer. Dürer wurde totenbleich, seine Augen waren geschlossen, kalter Schweiß perlte über seine Stirn. Kaspar warf sich verzweifelt über ihn und schrie:

„So sterbet doch nit, Meister! Wachet um Gottes willen wieder auf! Wie müßte mir die Welt so einsam sein ohne Euch!“

Die Gesellen riefen Frau Agnes und die alte Dürerin. Ein Tumult entstand im Hause. Penz lief nach dem Arzt. Die Magd Susanna brachte Eiswasser im Kübel. Frau Agnes aber war ruhig. Sie entkleidete ihren Albrecht in Besonnenheit, wusch ihm Brust und Gesicht mit Eis-

wasser. Ihre Seele betete zu Gott, ihre Hände aber rieben dem Ohnmächtigen den Leib wieder warm, bis Dürer die Augen aufschlug und murmelte wie ein Irrer:

„Du bist der Größere, armer Adam. Du bist der Stärkere. Du hast den Glauben!“

Über das bleiche Dulderantlitz des Meisters flackerte die Fieberröte. Die Augen waren starr, die Hände zitterten. Die schönen Hände! Agnes goß ihm Wein in die trockenen Lippen und legte ihm Tücher, in Eiswasser gekühlt, auf die Stirn. Allmählich beruhigte sich der Kranke wieder, er atmete leichter. Die Meisterin winkte den Gesellen und Malknaben, zu gehen. Hans von Kulmbach weinte leise. Kaspar konnte sich nicht fassen; ihm war, als müßte er seinen Freund und Meister zu Grabe tragen. Hans Dürer aber nahm seinen Mantel und seine Kappe, unbemerkt schlich er aus dem Hause; er wußte, daß heut sein Bruder nicht in die Werkstatt kommen würde, da wollte er ein Stündlein beim Becher würfeln und das Leid vergessen bei seinen lustigen Kumpanen.

Beim Mittagmahle saßen die Gesellen traurig beisammen, der Meister fehlte am Tische. Die Meisterin aß wenig und weinte um so mehr, denn der Arzt war mit Kopfschütteln gegangen. Sie stand oft auf und lief in die Schlafkammer. Der Kranke war ruhiger geworden, obzwar er viel von Adam Kraft phantasierte. Die alte Dürerin kniete ohne Unterlaß vor dem Bildwerk des Gekreuzigten, einer Bildschnitzerei von Veit Stoß, die Meister Albrecht hoch in Ehren hielt. Oft brach die alte Mutter in Jammern aus, Gott möge ihr doch den Albrecht nicht nehmen, er hätte sie ja gestraft genug. Den Besten, den Frömmsten solle er ihr lassen. Fünfzehn Kinder und den guten Mann hatte er ihr genommen! Sie betete und jammerte zum Herzerweichen. Unaufhörlich liefen Tränen über ihre eingefallenen, abgehärmten Wangen.

Ihr Blick irrte in der Stube umher, über die Gesellen, und blieb auf Hans ruhen, als wollte sie sagen, den müsse sie noch behüten. Der aber schabte mit dem

Löffel im Teller herum und dachte: Was nützt alles Lamentieren, jeder soll seine Zeit nützen. Albrecht hat sie in Kümmernis verbracht, er aber wolle lustig sein. —

Nun geschah es, daß nach einer kummervollen Nacht Frau Agnes nach Kaspar rief und ihn bat, er möge ihr beistehen. Das Fieber warf den Meister im Bette hin und her, sie konnte ihn nicht bezwingen. Er wollte aufstehen, in die Werkstatt gehen, um zu arbeiten. Sein Gesicht glühte, er schlug mit den Armen um sich und murmelte abgerissene Worte von den Götterleichen und dem Buttadeus.

Kaspar beschwor Frau Agnes, ein Stündlein zu ruhen; er sah es ihr an, wie sie kraftlos taumelte. Sie hatte die ganze Nacht gewacht. Nach langem Zureden folgte sie, und bald lag sie in tiefem Schlaf, der ihr neue Kräfte gab.

Kaspar saß am Bett des Meisters und hielt ihm die Hände. Der mochte wohl die junge Kraft verspüren und wurde allmählich ruhiger. Sein Atem aber flog stoßweise, seine Augen richteten sich starr zur Decke. Plötzlich schrie er auf:

„Ich weiß es, du mein Jesus, daß ich dein schmerzensreiches Angesicht noch nit visieret hab'. Ich konnt' dich ja noch nit von Angesicht erschauen! Du warst mir so weltentrückt, so weit; ich hab' dich gar nit finden können. Jetzt seh' ich dich! Wie erstrahlt dein Auge, wie leuchtet deine Stirne! Dein Blut fließt unter dem Dornenreif deiner Qualen. Und du bist so geduldig, weil dich dein Vater rufet. Ich erkenne dein Antlitz jetzt, du Barmherziger, wie mein eigen Konterfei. Wenn die Seele weint, muß die Gebärde stumm bleiben. Heilig ist, wer seinem Gott in Demut das Herzblut opfert."

Die Augen Dürers rissen sich weit auf, als sähen sie eine Vision. Die Hände wurden unruhiger. Eine plötzliche Angst schüttelte seinen Leib, dann schrie er wieder auf:

„Wie sie mich höhnen und verlachen, die Heidengötter, wie sie um mich reigen und spotten! Oder spotten und höhnen und lachen sie über dich, mein Jesus? Hin-

weg, Heidenpack! Was zielt ihr mit giftigen Pfeilen nach ihm, der am Kreuze verblutet?"

Stöhnend hob Dürer seine Arme empor und raste:

„So helfet mir doch! Sie martern den Heiland. Er kann sich doch nit wehren; seht ihr denn nit, wie er blutet? Er schaut mich so flehend an, so helft mir doch!"

Kaspar beugte sich über den Fiebernden, er kühlte seine Stirne, über die der Schweiß rann. Voller Angst rief er in ihn hinein:

„Wir helfen ihm doch alle. Der Vater und die Heiligen im Himmel, und Margarete, meine Mutter, sie stehen beim Heiland und helfen ihm aus dem Heidenspott. Seht Ihr es denn nit, Meister?"

Da lief ein Freudestrahl über Dürers Gesicht, er ließ die Arme sinken, seine Angst floh, und ruhig flüsterte er:

„Der Vater, die Heiligen, Margarete helfen ihm. Margarete salbt ihn, wie ihn Magdalena gesalbt hat zum Begräbnis. Der liebe, gute Vater nimmt ihn vom Kreuz, wie Joseph von Arimathia ihn vom Kreuze nahm und ihm seine Grabstätte überließ. Nur seine Mutter fehlt. Maria, wo bist du in der Stunde der Not? Ja, du bist auch da, du weinest um ihn! Oh, Christus, jetzt sind die Heidengötter alle bezwungen, jetzt kann ich dein reines Dulderantlitz wieder erschauen. Wie bist du schön! Ja, das ist die Schönheit, die aus den Qualen reifet!"

Leise und ruhig atmete der Kranke; Kaspar flößte ihm etwas Wasser ein, das er gierig schluckte. Dann erwachte er aus den Delirien, seine Augen waren sanft und belebter, er sah Kaspar lange an, griff nach seiner Hand und flüsterte:

„Ihr seid es? Gebt mir Kohlenstift und Papier, ich hab' das Angesicht des Schmerzensmannes erschaut. Nie noch hab' ich es so schön gesehen in meiner Seele. Ich will es festhalten, daß es mir nit entschwinde!"

Kaspar lief in die Werkstatt und brachte dem Meister das Gewünschte. Er wußte, das wird ihn beruhigen.

Dürer erhob sich, mit hurtigen Händen entwarf er ein

Antlitz, das von Dornen umrahmt, von Schmerz durchwühlt war und so heilig erstrahlte, daß Kaspar an ein Wunder glaubte. War es das Antlitz des Gekreuzigten? dachte Kaspar; waren es nicht die schönen, milden Züge Albrechts? War es nicht ein aus aller Angst und Fieberpein entstandenes Bekenntnis des Seelenschmerzes eines Mannes, der die höchste Weisheit in sich aufgenommen hatte? Das Mystische in Dürer traf das Legendäre in Christus: die gläubig versinnlichte Selbstversunkenheit, die sich Gott nahe wähnt, hat diese Christusvorstellung in Dürer seine eigenen Züge annehmen lassen, weil er eine Vereinigung mit Gott empfand, die aus den Tiefen seiner Seele die Kraft nahm, zum reformatorischen Ausdruck sich durchzuringen.

Lange zog Dürer mühsam Strich an Strich. Es war eine tiefe Ruhe im Raume. Durch das Fenster wob die Sonne ein breites Strahlenband, bis zu Dürers Gesicht, das in dem hellen Licht die abgezehrten Züge zeigte. Kaspar erkannte, daß der Meister seine volle Besinnung wiederhatte und das Fieber gewichen war. Er kniete vor dem Bett nieder und dankte Gott für die gnadenreiche, wundersame Errettung.

Leicht hob Dürer seine Hände empor und flüsterte:

„Jetzt hab' ich das wahre Christusgesicht erschaut. Es ist immer nur das Konterfei dessen, der den wahren Gott in sich fühlt. Hebt mir das Blatt gut auf, lieber Kaspar, es hat mich von allem Heidenspott erlöst. Meinen Christus habe ich gefunden, er heißet: ‚Dulden und leiden für sich selber, und andere erlösen in Barmherzigkeit!'“

Als Frau Agnes erwachte, sah sie die glückliche Veränderung in dem Gesicht Albrechts. Sie neigte sich über ihn und küßte ihn zärtlich. Dann lief sie in die Küche und brachte eine kräftige Fleischbrühe, die Dürer trank. Als er wieder in die Kissen zurücksank, flüsterte er mit lächelndem Munde:

„Mein' Agnes. Jetzt haben wir den lieben Jesus von

allem Heidenspott erlöset. Du hast es nit vermocht und hast es viel mehr gewollt wie ich. Eine Frauenseele hat keinen Gott!“

Sie sah ihn fragend an, verstand ihn nicht und glaubte, allem Heidenspott erlöset. Du hast es nit vermocht und die Verwunderung seines Weibes und schlief ein.

Er schlief Stunde um Stunde, Tag und Nacht. Als er erwachte, war er gesund. Nach einigen Tagen stand er auf, vollendete seine „Marter der Zehntausend“ und begann an dem Altarbilde für Jakob Heller zu malen mit unendlichem Fleiß, durchglüht von der Begeisterung für sein neues, großes Werk, das ihn ganz erfüllte.

Als ihn eines Abends der gerühmte Goldschmied Albrecht Glim besuchte und ihn bat, einen Entwurf zu einem neuartigen Tafelaufsatz für den Augsburger Fugger zu ersinnen, rief Dürer den Kaspar aus der Werkstatt und führte ihn dem Meister zu. Er rühmte seine Kunst und sein Schmelzwerk und empfahl ihn zur Ausführung des Tafelaufsatzes, weil er die neue Kunstform verstehe. Meister Glim fand Gefallen an dem Gesellen, und so kam es, daß nach einigen Tagen Kaspar in der Werkstatt Glims eintrat. Dem Kundigen des Zeichnens und Formens und der Bologneser Farbenschmelzkunst vertraute Glim die Ausführung des Tafelprunkstückes an, und Kaspar hatte Gelegenheit, seine Kunst zu zeigen.

Dürer arbeitete unermüdlich an der Altartafel, sein Bruder Hans und Kulmbach malten an den Flügelbildern, und so zog der Fleiß wieder in der Werkstatt Meister Albrechts ein.

Berichtigung.

Seite 253 Zeile 5 lies:

daß er wieder phantasiere. Dürer aber lächelte mild über

Singsang hörte, den er in Gedanken an die liebliche Margarete vor sich hinträllerte, bis sich allmählich seine Stimme hob und er in vollen, schmetternden Tönen das Lied von der goldgelockten Fraue sang. Da waren wieder die Gesellen berauscht, wie damals bei Dürer. Meister Glim aber hatte so herzinnige Freude über diese vielen Vorzüge seines Gesellen, daß er ihn an den stillen Abenden im Hausgärtlein zu singen bat. Die Troubadourweisen, wie sie in Venedig nach Überlieferung der provenzalischen und italienischen Troubadoure allgemein gesungen wurden, waren in Nürnberg unbekannt. Die deutsche Gesangskunst lag in strengen Gesetzen, da war es für Meister Glim ein Neues, die leichtflüssige Canzona, die liebestrunkene Serenata, die leidenschaftliche Alba, die volkstümliche Retroensa mit ihrem sich wiederholenden Refrain, oder die Dansa mit ihren leichtflüssigen Tanzrhythmen zu hören, die beim Lautenspiel eine sinnliche Trunkenheit erweckten. Was war dieser freie, melodiöse Minnesang, wie ihn das welsche Volk in seiner Liebesleidenschaft übte, für ein Gegensatz zu der strengen, zunftmäßigen Singschule der Handwerksmeister, die in Rangordnung, Regeln, in scholastischen Schulkünsten in der Tabulatur eingezwängt wurde. Das musikalische Element trat völlig in den Hintergrund, die Meistersinger erdichteten ihre klobigen, meist biblischen Texte zu den vorgeschriebenen Gesängen, den „Tönen", die in grotesker Geschmacklosigkeit benannt wurden. Das Vielschaffen wurde bewundert und handwerksmäßig betrieben, wie die deutsche Kunst; was aber dem Liede Seele und Harmonie gab, das verstanden die Meistersinger selten.

So erfreute sich der kunstliebende, warmherzige Meister Glim an dieser freien Gesangskunst, die Kaspar übte, wagte es aber vorerst nicht, den temperamentvollen Gesellen für die Singschule zu gewinnen, weil er wußte, daß ihn die Meistersinger verlachen würden.

Einmal war Kaspar mit seinen wunden Schuhen zu einem Schuster in die Werkstatt gekommen; dort hörte er einen Lehrbuben, der die Schuhe wichste, singen. Das

eigenartige, streng geleimte Lied kam ihm so vor wie eine Parodie. Er trat zu dem Buben hin und lachte.

„Wo habt Ihr diese Weise her, junger Schwarzmaler? Noch nie hab' ich derlei Reimgeklingel vernommen!"

Der Bub sah den Gesellen erstaunt und ärgerlich an:

„Da seid Ihr wohl kein Nürnberger, da Ihr die ‚geblümte Paradeisweis'' des Josef Schmirer nit kennet; das ist ein ‚Ton' der Meistersinger."

Kaspar, der sich unter Meistersingen den Chorgesang dachte, wie er ihn in Venedig in den schaukelnden Gondeln mit seinen Freunden oft geübt hatte, war erstaunt, diese Aufklärung zu hören.

„Ich wußte nit, daß in Nürnberg die Lehrbuben Meistersinger seien", sagte er lustig; der Bub aber stellte seine Schuhe nieder und eiferte kühn:

„Ich bin erst noch ‚Schüler' in der Singschule, muß erst Schulfreund, Singer und Dichter sein, ehe ich zur Meisterfreiung reif befunden werden kann. Meister Nunnenbeck unterweiset mich in dem ‚Bar' und der ‚Weise'. So Ihr aber der Singerkunst spotten wollet, dann hebet Euch hinweg, Fremder! Ich leid's nit, wenn Ihr die Ehrenhaftigkeit der Meistersinger verlachet!"

Der sonderbare Eifer machte Kaspar stutzig; er trat an den Buben heran, der ihn mit zornfunkelnden Augen maß, und sagte freundlich:

„Schauet, wie ich unwissend bin. Von Spott und Lachen über die schöne Kunst war doch keine Rede. Saget mir mehr über die Geheimnisse der Meistersinger. Was eine Weise ist, das weiß ich wohl, was aber ein ‚Bar' ist, das kenne ich nit."

„So kennt Ihr wohl auch die Tabulatur nit?" gab der Bub keck zurück.

„Auch die kenne ich nit; wollt Ihr mir's nit künden?"

Da stellte sich der Schusterbub in Positur und hub an zu reden, so wie ein Rößlein trabt auf freier Straße:

„Ein jedes Bar muß haben ein ordentlich Gemäß, Gesäß, Stoll' und Abgesang in Reim und Silben, durch

des Meisters Mund ordiniert und bewehret. Dieses sollen alle Singer, Dichter und Merker auf den Fingern auszumessen und zu zählen wissen. Man vermerket zweerlei Reime, die da sind: stumpfe und klingende. Die Weisen sind solche Reime, die das ganze Gesäß durch leerstehen und auch folgend nit gebunden sind. Die Körner sind bloße und ungebundene Verse in einzelnen Gesäßen. Die Pausen sind einsilbige Wörter, die bei Anfang oder Ende, auch wohl inmitten des Gesäßes gesetzt, allein und auch miteinander gebunden werden. Zweiunddreißig Fehler und Laster können beim Reimen und Singen gemacht werden. Ein falsch Gebäude ist ein gröbster Fehler, oder auch ein Stutzen und Zucken, wobei man sich gar versingen kann, so daß man den Singerstuhl verlassen muß."

Der Schusterbub, der das alles, was den Meistersang in die Regeln zwang, in raschem Tempo heruntergesagt hatte, ohne nachzudenken, atmete einige Male; ehe Kaspar ihm abwehren konnte, fuhr er fort:

„Der größte und gröbste Fehler ist ‚falsche Meinung‘, das sind unzüchtige und unchristliche Wörter, die der reinen, seligmachenden Lehre Christi und der guten Sitte zuwiderlaufen. Neben der Weise stehen die ‚Töne‘, auf die die Reime zu ersinnen sind. Versteht Ihr das? Die wichtigsten ‚Töne‘ sind: ‚die schwarze Tintweis‘, ‚die Kornblumenweis‘, ‚die buntglänzende Drahtweis‘, ‚die englische Zinnweis‘, ‚der blaue Ton‘ von Heinrich Frauenlob, ‚die gestreifte Safranblümleinweis‘, ‚die Hagebuttenweis‘ und noch der hundert mehr —"

Kaspar hielt sich die Ohren zu; ihm wurde übel vor dieser Art, zu dichten und zu singen. „Armes Deutsches Reich," dachte er; „wenn es so bestellt ist um deine Sangeskunst, da mag die Poesie ein geknebeltes Dirnlein sein, das so ausschaut wie Meister Cranachs Dockenvenus." Er rief dem Buben erschreckt zu:

„Höret auf! Was seid Ihr doch für ein Schalksnarr; wollet mir wohl einen böhmischen Bären aufbinden mit Eurer Narretei!"

Über diese Entrüstung war der lebfrische Bub gar arg erzürnt. Er stellte sich breitbeinig auf und rief:

„So Ihr die löbliche Kunst des Meistergesanges Narretei nennet, mag es schlecht bestellt sein um Eure Gehirngänge. Ihr könntet sie achtbarer benamsen, da sie doch von zween Hauptsingern aus Mainz entsprungen ist. Heinrich von Meißen, der Ritter, den die Singer den ‚Frauenlob‘ nennen, und der Huffschmied Regenbogen haben sie erfunden. Da diese löbliche Kunst ist aufkommen im Deutschen Reich, wurde sie von den Gelahrten als Ketzerei ausgerufen. Die vier ersten Meister: Frauenlob, Regenbogen, Marner und Mügling riefen aber den Schutz der kaiserlichen Majestät an und sangen vor Kaiser Otto. Der hat die löbliche Kunst approbieret und die vier Singer zum Papst nach Rom geschickt, der sie mit einem Kranze geehret hat, so daß die Meistersinger den gekrönten Dichtern sollen gleich erachtet sein. Und so ist's gekommen, daß die ‚Töne‘, welche die ersten vier Meistersinger erfunden haben, als die ‚gekrönten Töne‘ zu benennen sind."

Diese Darlegung verstand Kaspar, sie machte ihm alles klar. Wußte er doch, daß die meisten Dichter damals lateinische Verse machten, die das Volk nicht verstand; so wuchs aus den Zunftmeistern, die den Gesang liebten, das Volkslied hervor, das die Meister zünftlerisch, anders verstanden sie es nicht, in Regeln und Tabulatur zwängten. Kaspar aber empfand es schmerzlich, daß die Deutschen ihre Künste handwerksmäßig ausübten.

„Woher wisset Ihr das so genau, daß Ihr es so rasch künden könnet?"

„Hab's doch auf der Singschul' bei Meister Nunnenbeck erlernt. Will's Gott, so werden mich einmal die Meistersinger in ihre Zunft aufnehmen, sobald ich die Prüfung als Dichter und die meisterliche Freiung vor den Merkern werde bestehen können.

‚Auf daß für all mein Dichten mir solche Ehr' erwachs',
Das wünscht von Gott der Singer und Schusterbub: Hans Sachs!‘"

Der fröhliche Knabe nahm seine Schuhe wieder auf,

bürstete sie im Eifer blank und scherte sich nicht um den lachenden Gesellen, der wohl nicht ahnen konnte, daß dieser Bub einmal ein weitgerühmter Dichter werden würde, auf den heut Nürnberg ebenso stolz zurückblickt wie auf Albrecht Dürer.

„Armer Dürer!" dachte Kaspar; „jetzt kann ich deine Armut verstehen. Unter solchen handwerklichen Gesinnungen, welche Dichtkunst und Malerei über den Leisten schlagen, sie mit Knieriemen binden und den Merkern das Urteil überlassen, ob ‚Ton' und ‚Figur' der Tabulatur entsprechen, wie sie die Zunft vorschreibt, kann die Seele nit frei werden! Da muß der eiserne Wille erst alle Ketten brechen, die Sitte und Anschauung vor die Entwicklung verankert haben. Armer Dürer, jetzt weiß ich, was deine Seele so bluten macht, deine Verzagtheit so einengt! Venezia, du Freihafen der Kunst, dein Spott über die Barbaren ist mir jetzt verständlich."

Hans Sachs aber gefiel Kaspar; sein sonniger Frohmut, sein Ernst für die Singerei waren voller Ursprünglichkeit. Er suchte ihn öfter auf, ging mit ihm in den Feierabendstunden ins Freie, und so wurde sein Interesse wach für die Meistersinger. Sachs nahm ihn einmal zu Meister Leonhard Nunnenbeck, dem Altmeister der Nürnberger Singschule, mit. Als Kaspar ihm eine venezianische Alba vorsang, die in leidenschaftlichen Worten der Liebe Sinnenfreude schilderte, war der biedere Meister entsetzt. Er wehrte erschrocken ab und rief:

„Ihr singet voller Fehler und Laster! Jedes Wort ist ein' ‚falsche Meinung'. Was würden da die Merker für Arbeit haben mit Euch! Niemalen könntet Ihr auf der Singerkanzel bestehen!"

Den strengen Gesetzen der Tabulatur konnte sich Kaspar schwer anbequemen. Da er aber von Meister Glim zufällig erfuhr, daß der gestrenge Ratsherr Hans Hirschvogel alle Singschulen, die in der Katharinenkirche öffentlich abgehalten wurden, mit seinem Töchterlein besuchte, dachte er, wie es die holde Margarete erfreuen müßte,

wenn auch er auf der Singerkanzel ein Meisterlied singen würde. Bei diesem Gedanken wurde ihm das Einleben in den Zunftzwang leichter. Schließlich gelang es ihm mit Hilfe des Hans Sachs, alle Klippen zu umschwimmen, an denen sich sein Gemüt so anstieß. Vor den Merkern bestand er die Prüfung als Dichter, da Meister Glim und Albrecht Dürer ihm den guten Leumund zusprachen, ohne den kein Singer vor der Gilde der Meister bestehen konnte.

Und nun sann er dem Meisterliede nach, dessen „Weise“ und „Ton“ er erfinden mußte, um die meisterliche Freiung zu erlangen. Die Fremde, in der er doch eigentlich war, hatte sich für ihn zur Heimat gewandelt, und er gedachte, sich in Nürnberg seßhaft zu machen. Woher mag ihm wohl dieser Gedanke gekommen sein? Zwei sonnenhelle, blaue Äuglein, ein liebliches Angesicht, mit goldenen Locken umrahmt, und einer Stimme Silberton waren es, die ihn gar holder Zukunftsträume froh werden ließen. Sein ganzes Sinnen hing an der maienschönen Jungfrau Margarete. Obzwar dieses Sinnen ihm argen Kummer schuf, da er doch arm, sie aber die Tochter eines ehrbaren Patriziers war, so wollte er doch alles wagen, ihre Liebe zu gewinnen. Vorerst wollte er als Goldschmiedmeister bestehen, als Meistersinger gefreit werden, und als Lautelehrer und Troubadour hoffte er, sich in das Herz der Jungfrau hineinzuspielen und -zusingen. Noch hatte er sie nicht wiedergesehen, aber seine frohe Zuversicht sagte ihm, daß sie ihn wohl bald rufen werde.

Der holde Frühling trug in den deutschen Landen ein Singen und Klingen über die keimenden Felder und Wiesen, die Singvögel waren aus Italiens Paradies in ihre deutsche Heimat zurückgekommen, und sie suchten sich Plätzchen, um Nester zu bauen. Gar bald zwitscherte es in diesen Liebesnestern lieblich. Die Elternsorge gab den hurtigen Schwingen Kraft, und so manch ein Insektlein fand sein Ende in den hungrig zirpenden Schnäbeln der jungen Brut. Weit über die Wiesen hatte der flinke Lenzknabe

die grünen Tücher ausgebreitet, darauf sich die bunte Schar duftender Blümlein tummelte. In den Gärten belaubten sich Strauch und Baum, die über die Liebeslauben verschwiegen ihre Büschel neigten, daß niemand erspähen möge, wenn Lippe auf Lippe und Herz an Herz den Hymnus sangen, den kein Meistersingen in Weise und Ton fassen konnte.

In den düsteren Werkstätten hub ein Trällern und Singen an, daß die Arbeit flinke Füße bekam und der Feierabend verheißungsvoll ersehnte Gaben der Minne bringe. Manch ein Mägdlein nähte in süßer Erwartung fröhlichen Spiels und Tanzes in ihrer Kemenate das Flatterkleid für das Maifest und betrachtete die Blütenwunder im Hausgarten, für ihr Herzlein auch solch ein Wunder erträumend.

In Meister Glims Werkstatt hatte Kaspars Formensinn ein Lenzwunder neuartiger Goldschmiedekunst geschaffen. In zierlicher Farbenschmelze und freien Renaissanceformen, die er zu erfinden wußte, hatte er den Brautbecher für die Tochter des ehrsamen Ratsherrn und Losunger Hieronymus Holzschuher vollendet. Die Ratsherren und Humanisten bewunderten den Reformgedanken, der den alten Stil mit seinem gotischen Gerranke und Buckeln verwarf und in antiken Formen einen neuen Aufbau schuf, den prunkvolle Schilderung sinnreicher Mythen in farbenbunter Schmelzmalerei zierte. Als Dürer den Becher sah, rief er aus:

„Fürwahr, das ist ein neu Ding. Schöner kann Giorgione seine Bilder nit ersinnen, als dieser Pokal ersonnen ist. Da wollt' ich wieder Goldschmied werden, wenn ich das machen könnt', und die Kläubelei der Malerei aufgeben!"

Pirkheimer lachte über den Wankelmut und sagte:

„Fanget an! Da wird Frau Agnes saure Miene machen, wenn sie keine Stichlein mehr für ihre Marktzüge bekäme. Dieweilen müßte der flinke Kaspar Eure Schmerzensmänner in Kupfer stechen! Ihr aber würdet mehr Gold in die Hände bekommen, aus dem Ihr Eure ewige

Kümmernis zu einem Becher für die Tafel des Lebens wandeln könntet."

Bei dieser Arbeit fand Kaspar keine Zeit, in die Singschule zu gehen. Wenn Hans Sachs, der stürmische Schusterbub, ihn abholen wollte, bekam er immer zur Antwort:

„Erst laßt mich Meister werden in der goldenen Kunst, dann will ich Meister werden in ‚Weis' und ‚Ton'. Sonst könnt' ich da oder dort versingen."

An einem lachenden Aprilmorgen kam der ehrbare Rat und Magister Hans Hirschvogel mit seinem holden Töchterlein Margarete in Meister Glims Werkstatt. Hirschvogel war von schlanker, hochgewachsener Gestalt, aber trotz seiner vierundvierzig Jahre stark gealtert. Er war reich gekleidet und vornehm im Gebaren. Sein glattrasiertes Gesicht trug den Ausdruck tiefen Ernstes, und in seinen stahlblauen Augen lag ein Schimmer melancholischer Traurigkeit. Wenn er sprach, so floß seine Rede im rhythmischen Schwung aus seinen kaum geöffneten Lippen. Sein Haar war stark ergraut in der Sorge, die er um die verstorbene Geliebte im Herzen trug. Wie hatte sich der Ratsherr verändert seit den Tagen, wo er der stummen Geliebten im Fliedergarten auf seiner Laute zum Tanze vorspielte. Sein Gewissen und seine Liebespein schnitten die heiteren Züge hart und steinern.

Als ihn Kaspar sah, dachte er: „Wie kann aus solchem Stamm ein so maienholdes Frauenwesen erwachsen?" Aber seine Blicke blieben nur kurz auf dem Ratsherrn ruhen; er ahnte nicht, wie nahe er dem war, den er in seiner Verzweiflung so lange suchte. Sein Blick sonnte sich an dem holden Geschöpf, das an der Seite des früh gealterten Ratsherrn schüchtern stand und Kaspars Becher bewunderte. Hirschvogel lobte die Arbeit und ließ sich von Meister Glim über die neue Kunstform aufklären. Schließlich bestellte er einen Becher für seine Tochter als Christfestgabe. Er wollte aber das Konterfei Margaretens in Schmelzfarben als Becherschmuck darauf haben.

Der bescheidene Meister Glim wies auf Kaspar und sagte:

„Ob es der Geselle, der diesen Becher ausführte, imstande sein mag, ein Konterfei in Schmelzwerk zu schaffen, das soll er selber bekennen. Ich verstehe von der neuen Kunst wenig und kenne das Geheimnis der Schmelzkunst nit. Er ist der Meister, sein Geist hat die neue Becherweise ersonnen; schenket ihm Euer Vertrauen, Ehrbarer, er will sein Meisterstück machen, denn er ist weit über uns hinausgewachsen."

Die stahlblauen, harten Augen des Ratsherrn ruhten wohlgefällig auf Kaspar. Ein Flimmern und Zucken irrte in den musternden Blicken. Ihm war, als wäre der Geselle ihm ein längst Vertrauter, den er schon immer gesehen hatte. Aber wie konnte das sein?

Kaspar stand in demütiger Haltung vor ihm, ein leises Zittern lief durch seinen Leib, da ihn der Ratsherr so forschend anstarrte. Endlich sagte er bescheiden:

„Ehrbarer Rat, es sollt' mir eine große Ehre sein, für Euch mein Meisterstück auszuführen. Ich will mein Können erproben, ob es die Formen des holden Angesichtes Eurer ehrenwerten Tochter zu meistern versteht. Ich will zu Gott beten, daß er mir die Kraft verleihe, in Schönheit ein kunstvolles Becherwerk zu schaffen, das mir Eure Anerkennung und den Freispruch der Meister erringen hilft!"

Die strengen, musternden Augen des Ratsherrn wurden milder; ihm gefiel es, und es schmeichelte seiner Frömmigkeit, daß Kaspar so bescheidene, gottgläubige Worte sprach. Milde sagte er:

„Die Kunst ist schwer und unausgegoren; Meister Albrecht sagt immer, daß Gott ihr einzigster Lehrmeister sei; da ist es auch gut, wenn Ihr sie mit Ehren von Gott empfanget. Ihr habt mit pulsendem Leben die neue Form ausgestattet, Ihr gebrauchet das Maß, wie es einstmal die heidnischen Bildhauer gebraucht haben. Aber Ihr habt auch den christlichen Gedanken dabei. Mit Gott ist alles Tun verbunden, er gibt uns die Kraft, über dem

Kleinen des Erlebens das Große zu verstehen und zu schaffen. So machet denn mit Gottes Segen Euer Meisterstück, ich will Euch keine Bedingungen stellen, ist doch der Prunkbecher für mein geliebtes Töchterlein bestimmt, dem ich jede Freude an der Kunst gönne. So Ihr die Zeit dazu nahen sehet, kommet in mein Landhaus nach St. Johannis, wo Ihr das Konterfei meines Kindes für Euer Schmelzwerk aufreißen könnet."

Hirschvogels Antlitz war, je länger er sprach, lebendiger und freundlicher geworden; ihm war es, als wäre ihm der Geselle schon längst vertraut, er konnte seine Empfindung kaum bezwingen in dieser ihm sonst unbekannten Unruhe.

Und Kaspar war erfüllt von seinem Glück. Für Margarete sollte er schaffen, und — es war ihm kaum faßlich, daß er mit diesem Becher zugleich sein Meisterstück leisten durfte. Für sie wollte er ja Meister werden, nur für sie. Als er sie zaghaft ansah, da schien ihm der Lenzsonne Leuchten ein Lichtmeer um ihre holde Gestalt.

Sie aber schlug vor seinem strahlenden Blick die Augen nieder und wurde rot wie ein Röslein. Als sie ihre Blauaugen wieder aufschlug, da war es Kaspar, als sähe sie nur ihn, als wäre alles andere um sie herum versunken. Da fing sein Herz zu jubeln an.

Meister Glim forderte die Gäste auf, seine Vorratskammer zu besehen, es gäbe da allerhand Schmuck- und Zierstücke von getriebenem Silber, gepunzt und graviert. Auch hätte er seine Silbertreibkunst in einer Bartolomäusstatuette erprobt, zu der ihm Meister Albrecht den Aufriß gemacht habe. Das interessierte den Ratsherrn. Schelmisch sagte er zu Margarete:

„Laß mich allein mit dem Meister die Dinge besehen, mein Kind, es könnte sein, daß ich ein Stücklein fände für den Geburtstagstisch meines Lieblings. Da sollst du nit dabei sein. Laß dir von dem Gesellen die neuen Kunstformen des Bechers erklären, ich bin bald wieder da."

Margarete nickte in ihrer Befangenheit. Die anderen Gesellen tuschelten untereinander, der Neid mochte ihnen

genug Stoff bieten, dem neuen Gesellen so viel Gunst zu mißgönnen. Kaspar rückte einen Stuhl in die Fensternische und bat die Jungfrau, sich zu setzen.

„Vieledle Jungfraue, wollet Ihr meinem Sinn folgen, wie es Eurer ehrbarer Herr Vater heischet?“

Sie aber lachte lustig auf. Schelmisch sah sie ihn an und flüsterte:

„Es könnte sein, daß ich Eurem Sinn vom Becherdeuten nit folgen wollte.“

Er wurde blaß. War sie seiner Kunst nicht hold gesinnt? Warum lachte sie so schelmisch? Da fuhr sie fort:

„Ich denke an andere Deutung Eurer Kunst. Wisset Ihr noch, um was ich Euch in Dürers Werkstatt bat? Habt Ihr es vergessen?“

„Das Lautenspiel!“ atmete er erleichtert auf, und seine Augen funkelten vor Lust.

„Ja, das Lautenspiel. Euer Lied ist mir nit aus dem Sinn gekommen seit damals. Unter dem Flieder sing' ich's mit den Vöglein um die Wette. Wollet Ihr mich die liebe Kunst des Lautenschlagens lehren, dann brauch' ich die Vöglein nimmer zur Begleitung. Mein Herr Vater soll's aber nit wissen. Er hat auch einmal auf der Laute gespielt; hört er aber jetzt einen spielen, so kann er die Augen nit trocken behalten. Da will ich sein Gemüt schonen. Er reitet zu einem Gelehrtenstreit nach Ingolstadt, die Zeit wollen wir nützen. Ich will's Euch wissen lassen, wann Ihr mein Konterfei aufreißen sollet, dann bringt Ihr Eure Laute mit. Wollet Ihr das?“

Kein Gesang hätte den Gesellen so gerührt als dieser Worte Melodie, in der er ihr Herz singen hörte. Er zog der Holden weißes Händchen an seine Lippen und küßte es inbrünstig.

„Ob ich will? Könnt Ihr das noch fragen, Margarete? Was meiner Laute Klang und meine Lieder vermögen, das soll für Euch zur Huldigung werden. Keine Stunde wird rasch genug schwinden können, die Frist zu tilgen, die vor mir liegt, bis Ihr mich rufet.“

Errötend neigte Margarete ihr Angesicht und sprach inniglich:

„Ihr wisset ja nit, wie einsam ich bin in meines Vaters Frömmigkeit. Er hat sich von allem zurückgezogen. Er liest nur Werke über die Gottesgelahrtheit, bestreitet jeden Widersacher, und ich arm Ding muß einsam und freudlos bei ihm hausen. Hab' keine Mutter, —"

„Keine Mutter?" stöhnte Kaspar.

„Sie starb, als sie mir das Leben gab. Mein Vater hütet ein Geheimnis, das er aus seiner Jugend mit bangem Leid in sein Alter getragen hat. Nur eine Freundin hab' ich, die lustige Kathi Gärtnerin, die mir im Sommer in St. Johannis die Grillen vertreibt. Wenn ich aber die Laute schlagen könnte, wie schön wäre das in der Landbeschaulichkeit. Unser Landhaus steht in St. Johannis; gestern sind wir wieder dort eingezogen und bleiben bis zum Herbst. Der Garten ist voller Flieder und Aurikeln, die Kirschbäume blühen über und über. Eine Mauer umfriedet ihn. Vom Neutor hinaus gehet Ihr auf der Landstraße dahin bis zu den bunten Wiesen. Über die führt ein Steiglein zu unserem Gartentor. Ihr könnet den Weg nit fehlen!"

Kaspar erschrak. Er ahnte, daß Margarete jenes Haus meinte, zu dem ihn Meister Albrecht geführt hatte, in dessen Fliedergarten seine Mutter ihrer Liebe Glück und Schmach erlebte.

„In diesem Hause, in diesem Fliedergarten wohnet Ihr?" Zaghaft stellte er die Frage, fast mit Widerstreben; gern hätte er gehört, daß es ein anderes Haus sei als das seiner armen Mutter. Sie aber sagte ernst:

„Mein Vater hat es von einem Malergesellen Meister Wolgemuts gekauft. Der hauste mit seiner stummen Schwester darinnen."

„Wo ist der Malergeselle jetzt?" Er wußte, daß seine Mutter einen Bruder hatte. Sie schrieb's ihm einmal auf ihr Täfelchen und bat ihn, wenn er dem Heinz begegne, möge er ihn grüßen von ihr.

„Der ist von Nürnberg fort und nimmermehr zurückgekommen; er wollte seine Schwester suchen." Sie sagte es traurig, als sie sah, wie eine Träne über Kaspars Wangen lief. Leise flüsterte sie weiter: „Mein Vater liebt den Landsitz; einmal sagte er: ‚Ein Glück ist hier erblüht, so märchenhold, und ist gestorben.'"

Da senkte Kaspar sein schamerglühtes Gesicht; niemals durfte Margarete wissen, daß dieses märchenholde Glück das Glück seiner Mutter war. Es hätte ihn ehrlos machen müssen in den Augen dieser Jungfrau. Die Schmach hing ihm an, die einem Kinde anhängt, das nicht in der Ehe zur Welt kam. Der Gedanke stand nun wie eine Mauer zwischen ihm und des frommen, ehrbaren Rates Töchterlein. Wie soll sich diese Not wenden?

Ehe Kaspar sprechen konnte, traten Hirschvogel und Meister Glim wieder in die Werkstatt. Margarete erhob sich; ihre Blicke schienen sich nicht loslösen zu können von dem Gesellen, in dem sie nun auch ein tiefes Gemüt erkannte; sie glaubte, daß er so traurig sei über fremdes Leid. Sie schritt mit ihrem Vater aus dem düstern Raume, und Kaspar war zumute, als ob alle seine Freude und Sehnsucht erloschen wäre. Wie durfte er hoffen, die Jungfrau für sich zu gewinnen! Der Schatten seiner Mutter stand zwischen ihm und ihr. In dieser Wehmut entwarf er den Formenzauber seines Meisterbechers, den ein Kranz von blumenschönen Maienholden umtanzen sollte, so wie die Anmut in der Seele Margaretens reigte.

Mit den zwei großen Aufträgen strömten Dürer auch kleine zu. Bald fand sich so viel Gesellenarbeit, daß der Meister den Hans Schäufelin und den Hans Springinklee, die von ihrer Wanderschaft kamen, in seiner Werkstatt einstellen konnte. Da er aber auf Drängen Frau Agnes' die beiden Holzschnittwerke: „Das Leben unserer Fraue" (Marienleben) und die „Passion" vollenden wollte, so brauchte er einen ständig bei ihm arbeitenden Formenschneider. Es schickte sich, daß der von Dürer abgerich-

tete Hieronymus Andräe, den sie kurzweg den Formenschneider nannten, zu ihm zog. Nun wollte Dürer aber auch die Stöckeldrucke und Kupferplatten des größeren Verdienstes halber selbst drucken und auch die Werke selbst verlegen. Sein Pate Koberger versprach, ihm eine Presse auf Abzahlung zu überlassen und ihm Druckerknechte beizustellen. Diese Ausdehnung seines Betriebes aber fand in dem engen Hause Dürers, das er nur zur Hälfte bewohnte, weil sein Bruder Andreas, der Goldschmied, die andere Hälfte innehatte, keinen Raum mehr. Da ergab sich eine günstige Gelegenheit, ein bequemes Haus zu erwerben. Im Jahre 1508 starb der Mathematiker und Astronom Bernhard Walther, aus dessen Nachlaß erwarb Dürer das Haus beim Tiergärtnertor, eine der schönsten Fachwerkbauten Nürnbergs mit hohem Giebel und Dacherker, um den Betrag von 275 Gulden Rheinisch. Da konnte sich der Meister nun nach Herzenslust und bequem einrichten, denn das Haus war geräumig und wegen seiner großen Fenster im oberen Geschoß für eine Malerwerkstatt sehr geeignet.

Frau Agnes jammerte wohl einige Wochen lang, weil ihr so mühsam zusammengehaltener Sparschatz nicht langte und sie von ihrem Vater ein Darlehen aufnehmen mußte. Sie fühlte nun eine viel größere Sorge auf sich lasten. Aber bald war sie stolz und zufrieden, da sich ihr Wohlstand mehrte. Jetzt durfte sie auch wie eine wohlangesehene Bürgersfrau einherschreiten, das gab ihrer Eitelkeit Gepräge. Sie trat aus ihrer Bescheidenheit heraus, wurde herrischer, ihres Standes bewußter.

Pirkheimer hatte schwere Not mit ihr, denn ihr spitzes Zünglein wurde noch spitzer. Sie bewachte ihren Albrecht vor den Ketzergelüsten der Humanisten noch strenger und sparte keinen Seitenhieb, der den Ehrbaren irgendwie treffen konnte.

Dürer lächelte wehrlos und dachte: „Mein Faktor will allgemach mein Meister werden.“ Da er aber ihre Liebe zu ihm in all dem zänkischen Tun erkannte, war er ge-

duldig und ließ sich willig von ihr bemeistern. Verdankte er ihr doch so viel, da sie mit ihm und unentwegt für ihn kämpfte und seine Sache auf das beste verwaltete.

Hans, der jüngste Bruder Dürers, war ein anderer geworden, seit des Ratsherrn Hirschvogel Töchterlein seinen Sinn gefangennahm. Er hatte Gelegenheit gehabt, Margareten näherzutreten. Der Ratsherr bat vor seiner Übersiedlung nach St. Johannis Dürer, in seinem Stadthaus ein Wandgemälde aufzufrischen und zu übermalen. Es war ein altes Bild, so alt wie sein Haus, und stellte die Hochzeit zu Kanaan vor. Dürer betraute seinen Bruder mit dieser Arbeit. So konnte Hans eine Woche lang täglich in der Nähe Margaretens sein, die sich für die Malerei so interessierte, daß sie stundenlang der Arbeit zusah und von der Fröhlichkeit Hans Dürers oft zum Lachen gebracht wurde. Das leicht entzündbare Herz des Burschen schlug in hellen Flammen auf; er erwies ihr allerhand Aufmerksamkeiten, die sie unbefangen duldete. Mit Blumen und Zeichnungen, Büchern und Näschereien versuchte er, sich bei ihr einzuschmeicheln. Sie nahm alles an, weil er doch Meister Albrechts Bruder und ein lustiger Geselle war, lachte und scherzte mit ihm, ließ sich ihn aber nicht nahe kommen.

So zog der Mai aus dem Lande und der Juni in die Herzen der Menschen, die seinen Rosenwundern sehnsuchtsvoll entgegenträumten.

Die Abneigung gegen Kaspar aber fand bald wieder neue Nahrung in der Seele Hans Dürers, und das kam so:

An einem herrlichen Junisonntage kleidete sich Hans sorgfältiger an als sonst, entnahm seiner Mappe ein Blättchen, zierlich mit Wasserfarben bemalt, das eine feine Gestalt mit den Zügen Margaretens, von Englein umschwärmt, zeigte, und schritt voller Zuversicht St. Johannis zu. Er wollte der Jungfrau so lange zusetzen, bis sie seiner Liebe Gehör gab.

Gerade an diesem Sonntage hatte sie aber Kaspar ein=

geladen. Sie schrieb ihm mit ungelenker Schrift auf einem gefalteten Papierblatt:

„Mein Vater ist weggeritten nach Ingolstadt, es störet ihn nit, wenn Ihr mit der Laute in den Garten kommen wollet. Die Vöglein harren auf den Meister der Melodia und warten, daß er bald, bald kommen möge. Kathi Gärtnerin ist bei mir."

Kaspar hatte den Brief, den ihm eine Magd brachte, geküßt und war bald auf dem Wege nach dem Hause seiner Mutter. Heut wollte ihm kein wehmütiger Gedanke kommen, er war von Glück erfüllt, endlich die Geliebte einige Stunden sehen zu dürfen.

Unter dem Fliederbaum, der schon stark im Verblühen war, hatte sich Margarete ein Tischchen zur Bank gestellt. Ein reines, von Schönheit trunkenes Mädchengemüt konnte sich kein schöneres Plätzchen wählen. Die Rosenbüsche standen voller Rosen, die durch den ganzen Garten dufteten. Es war so einsam, daß der Seele Strömen so recht ungestört und in Stimmung eingewiegt, beim Sinnen und Träumen verharren konnte.

Heut saß Margarete mit der liebeshungrigen Kathi Gärtnerin, die ein Blumenkränzlein band, auf der Bank. Das Schifflein ihrer Rede wob ein gar bunt Gewebe nach fraulicher Art, darein die lose Neckerei ihre Fäden zog.

„Was neckst du mich mit Wilibaldus?" kicherte Frau Kathi in ihrem unverblühten Jugendmute: „Weißt du nit, daß er sich mein Herz als Knabe schon erobert hat? Der Abendstunden gedenke ich so gerne, da er mich herzte und küßte. Das erstemal sah er mich verlegen an und wimmerte: ‚Wie bist du doch so maienschön!' Das zweitemal schlang er schon verlangend seine Arme um meinen Hals und küßte mich. Das drittemal küßte er mich wie toll, dieweilen seine Fingerlein im losen Spiel meines Mieders Spangen löften. O du Not, wie konnte ich solch Ungestüm wehren? Doch das ziemt sich nit, eines Ehrbaren Töchterlein in lose Aventiuren einzuweihen — —"

„Bin ich ein Nönnlein?“ lachte Margarete.

„Wärst du eines aus dem Kloster Engeltal, so wüßtest du, was Minne vermag. O was sind doch diese Nonnen heilig, beten den Rosenkranz mit den Mönchlein, die bei jeder heiligen Schwester erfahren wollen, ob sie auch irdische Reize habe . . .“

„Und hat das Wilibald an dir erfahren? du Sünderin, du magst wohl arg in Schuld geraten sein!“

Kathi lachte übermütig und flüsterte schalkhaft:

„Jedwedes Blümlein blüht für seinen Lenz. Es ist der Blume Art, ihre Schönheit zu zeigen, ehe sie verwelkt. Wirst dich auch nit lange zieren, wenn der Lenz deine Blumenseele küßt, dein Blumenherz verwirrt und deiner Schönheit begehrt. Da werden deine Augen trunken sein, dein Mündlein wird hangen an dem seinen, und du wirst nit nach Scham und Sitte fragen, wenn er sich in deinen Blumenblättern den Minnerausch erstiehlt. Ein Geben und Nehmen ist die Minne, und reicher ist der, der gibt. Einmal wird dein Lautenschlager auch dein Lenzknabe sein, dem du die Blume bist. Sag' an, du wundersames Jungferlein, gefällt er dir?“

Heiße Röte schlug in dem Gesicht Margaretens auf. Sie neigte ihr Lockenköpfl schämig auf Kathis Brust. Leise kamen die zagen Worte über ihre Lippen:

„Er singt wie kein anderer; keiner schlägt die Laute so meisterlich wie er. Allen Goldschmiedemeistern gibt er das beste Vorbild. Meister Albrecht ist sein Freund, mein Vater spricht gern von ihm. — Sonst weiß ich nichts von Kaspar!“

Lachend küßte Kathi die Freundin und raunte ihr zu:

„Sonst weißt du nichts von ihm? Wie sind denn seine Augen?“

„Schön wie zwei Sterne funkeln sie!“ gab Margarete errötend und verwirrt zurück.

„Wie ist denn sein Angesicht?“ Kathi hob das fertige Kränzlein empor und tat so, als wäre ihr Fragen nur von ohngefähr.

„Wie die Sonne, wenn sie lacht!“ jubelte Margarete, als sage sie es für sich, und niemand dürfte es hören.

„Und seine Gestalt?“

„Antikisch schön, im Ebenmaß wie keine sonst!“

„Und seine Rede?“ kicherte Frau Kathi.

„Sie lacht und weint, voll Gemüt und Sinn. Was fragst du mich? Nimm alles Schöne und Gute, Stolze und Bescheidene und forme dir selber daraus den Gesellen!“ Sie ärgerte sich nun, weil sie sich so verraten hatte. Frau Kathi aber lachte.

Da klang hinter der Gartenmauer einer Laute süßer Anruf, dann sang sie eine Melodie so wehmutbange, als wollte sie ein Leid aus ihren Saiten strömen. Und leise erklang das Lied von der goldgelockten Fraue. Ohne Besinnen mischte Margarete ihre Silberstimme in die schwärmerische Melodie.

Kathi wußte nun, daß zwei junge Herzen gefangen waren im Liedernetz. Sie sprang auf, lief durch das Gartentor, den Sänger einzuholen, trat auf ihn zu, riß ihm das Federbarett vom Kopfe und setzte ihm das bunte Blumenkränzlein auf die Stirne. Lose kicherte sie:

„Seid wohl ein Minnesänger, den sein Rößlein von Burg zu Burg trägt mit seinem Lautenspiel? Der Frauen Königin hat Euer Spiel vernommen; drum laßt mich um Eure Stirne Blumen flechten, auf daß ich Euch vor meiner Burgen Herrin führe, die wohl den Frevel strafen mag, den Ihr mit Eurem Minnelied verbrochen habt.“

Sie faßte den erschrockenen Kaspar an der Hand und zog ihn in den Garten hinein. Wie einen Gefangenen ließ er sich führen. Vor Margarete, die in ihrer Verwirrung nicht wußte, wie sie den Scherz Kathis auffassen sollte, hielt die schelmische Frau an und rief im komischen Ernst:

„Hier bringe ich der Herrin den Frevler, der es gewagt hat, den süßen Frieden zu stören. Befiehl, Herrin, so lasse ich ihm das Herz aus dem Leibe reißen!“

Margarete war aufgesprungen. Wie eine Rose er-

glühte ihr Gesicht; mit sehnsuchtstrunkenen Augen sah sie den blumenbekränzten Sänger an; wie war er schön in diesem Schmuck! Sie sprach zu Kathi:

„Was bist du grausam, böse, böse Häscherin! Lohnst du so des Minnesängers Kunst? Ich will ihn anders strafen. Er soll mich seine Kunst lehren und die Vöglein alle beschämen!“

Da setzten sich, fröhlich lachend, die drei auf die Bank; Kaspar begann über die Art venezianischen Lautenspiels zu sprechen und erklärte Margareten die Griffe und den Anschlag. Er fügte ihre feinen Finger in die kräftigen Griffe und lehrte sie, der Töne Schwingung dem Empfinden anzupassen: Die alltägliche Stimme klinge rauh und wisse nicht mehr zu sagen als ein Einfältiger. Die Melodie aber sei wie ein Poet, sie suche nach Worten den Klängen zuliebe und schmeichle dem Gefühl.

So sprach und spielte er ihr vor, sie versuchte es nachzumachen. Aus zirpenden Tönen wurden reine, es formten sich Akkorde, und nach einer lehrreichen Stunde spielte Margarete schon ein einfaches Lied. Kathi klatschte in die Hände und rief:

„So bist du bald eine Meisterin und kannst den Meister alsobald auch wieder entbehren!“

Margarete lachte schalkhaft und wehrte ab:

„Wie weit ist es dahin! Wieviel falsche Töne werde ich dem lieben Instrument abquälen müssen, ehe ich den Meister entbehren kann.“ Ihre Blicke dankten ihm, als wollten sie sagen: „Gebe Gott, daß ich's nie erlerne!“

Kaspar schickte sich eben an, sie ein anderes Lied zu lehren, als über den Gartenweg mit hastigen Schritten Hans Dürer kam. Er sah die drei vertraut und beseligt beisammen sitzen; sah, wie sich Margarete an Kasper anschmiegte, der das Blumenkränzlein noch immer im Haar trug; sah, wie er ihr die Finger auf das Griffbrett der Laute setzte und sie in holdem Eifer so ganz in seinen Willen ergeben war. Da sprühten Hans Dürers Blicke den Nebenbuhler gehässig an, den das Kränzlein wie

einen Sänger zierte. Frau Kathi überblickte sogleich die Kampflust des Mißgünstigen, sprang auf und lief ihm lachend entgegen:

„Ei, da bekomme ich eine lustige Gesellschaft. Ist mir doch die Weile so lang geworden bei dem Klimperspiel! Kommet, Hans, wir wollen im Garten lustwandeln.“

Hans wehrte mißmutig ab und wies auf Margarete:

„Könnt nit Ihr, Frau Gärtnerin, dieweil das Lautenschlagen lernen und ich mit der holden Margarete im Garten lustwandeln? Bin ich doch zu ihr gekommen und nit zu Euch. Hätt' ich gewußt, daß der fremde Geselle hier ist, wär' ich daheim geblieben!“

So griff eine rauhe Hand in die Saiten der Harmonie. Kaspar erwachte aus der Traumseligkeit; es war ihm, als sehe er seine Mutter vor sich, die unter dem Gertenhieb der bösen Barbara zusammenbrach. Er war der Ausgeschiedene aus der Gesellschaft der Ehrbaren, ein unehelich Kind, er durfte dem Bruder Meister Albrechts keinen Anlaß geben, ihn zu schmähen, denn sein Herz zitterte im Gedanken, die holde Jungfrau zu kränken. Ruhig und besonnen stand er auf, nahm den Blumenkranz vom Kopfe, legte ihn auf den Tisch und setzte das Barett auf. Die Laute ließ er liegen. In ritterlicher Art verneigte er sich vor den Frauen, und mit bebender Stimme sagte er:

„Der süße Scherz hat ein Ende, die reine Melodia einen schrillen Ausklang. Ich will das Konterfei für den Becherschmuck ein andermal visieren, so mir des ehrbaren Rates Haustochter die Stunde bestimmt.“

Traurig schritt er über den Kiesweg aus dem Garten, er fühlte, daß sein Herz einen zu hohen Flug genommen hatte. Frau Kathi aber lief ihm nach und flüsterte ihm zu:

„Kommet wieder, sobald die Sonne sich gegen Westen neiget. Euer Edelmut ist nun die siebente der Tugenden, von denen Margarete erbaut ist. Haltet Frieden mit dem ungestümen Hans!“

Margarete saß noch immer auf der Bank, es war ihr, als hätte ein lauter Ruf sie aus dem holden Traume er-

weckt. Mit sehnsüchtigen Blicken sah sie dem Enteilenden nach. Hans legte seine kleine Malerei vor sie auf den Tisch. Ihre Augen blickten nicht darauf. Er wollte sprechen, aber er sah in ihrem Gesicht die Angst um den Gesellen, den er aus dem Felde geschlagen hatte. Er wollte darüber triumphieren, aber ein Blick voller Anklage aus ihren Blauaugen verscheuchte dieses Triumphgefühl. — Als Frau Kathi zurückkam, wollte sie lachend den Störenfried abkanzeln; da sie ihn so erbleichen sah, schwieg sie. Das Schweigen ebbte die aufschäumenden Wellen des Unmutes langsam über den Strand des Besinnens. Jeder wußte, daß es keine freudige Aussprache geben könne. Da erhob sich Margarete, nahm ihre Freundin an der Hand und schritt mit ihr in das Haus, ohne von Hans Notiz zu nehmen.

Der stand noch eine Weile wie gebannt bei dem Tische, dann schoß eine Zornwelle über seine Stirn; hastig zerriß er die feine Malerei, die von Margarete keines Blickes gewürdigt wurde, und verließ den Garten, als triebe ihn der Engel Gottes aus dem Paradiese. Er ging über die Wiesen, alles war leer in seiner Seele; seine Hoffnung, seine Sehnsucht, seine Liebe, sie fanden keinen Halt mehr in ihm. Er irrte dahin wie ein Schlafwandler. Da klangen ihm die Töne eines Tamburins entgegen, er erwachte und sah, daß er auf der Hallerwiese stand, dem Vergnügungsorte der Nürnberger. Ein Gaukler mit einem jungen, feurigen Weibe belustigte das Volk. Das schöne Weib tanzte so berückend, daß Hans sie ansehen mußte. Und er sah ihre großen, braunen Augen, ihr fliegendes Haar, er sah aus dem weißen Hemd verlockende Brüste, er sah sie in rasendem Wirbel tanzen und konnte ihre Gestalt bewundern. Da zerbrach in dem unsteten Gemüt des Gesellen alle Trauer, er vergaß des Rates Töchterlein, seine Demütigung, seine Eifersucht und trank die wilde Schönheit der Gauklerin mit begehrenden Blicken.

Er blieb bei ihr, die ihn belustigte und umgarnte, ihm ihre Lippen willig überließ und seinem Ungestüm nicht

wehrte. Das nahe Gehölz war verschwiegen, leidenschaftliche Arme hielten den Leichtsinnigen umschlungen, und er ertränkte seinen ganzen Unmut in der Sinnenlust, die ihm die Gauklerin bereitete.

Am späteren Nachmittage kam Kaspar in den Garten Margaretens zurück. Er fand den ehrbaren Rat Pirkheimer neben Frau Kathi Gärtnerin sitzen, und sie neckte ihn über allerhand. Margarete hockte im Grase und quälte der Laute eine Weise ab. Als sie Kaspar kommen sah, winkte sie ihm heimlich zu, daß er den Weg ums Haus nehme, damit sie Herrn Pirkheimer überraschen könne. Sie deutete ihm Schweigen und zeigte auf das Plätzchen dicht neben sich. Er hockte sich zu ihr ins Gras, und sie lachte ihn so herzinnig an, als wollte sie sagen: „Endlich bist du wieder da, wie mir doch bange war um dein Kommen!“ Dann deutete sie schelmisch auf Pirkheimer und Kathi und flüsterte ihm ins Ohr hinein:

„Erst spiel' ich mein Stückel, dann Ihr. Der Ratsherr möge denken, daß ich die Meisterin sei. Wollt Ihr?“

Kaspar nickte, beseligt von ihrer Schalkhaftigkeit; sie aber spielte das Lied, das sie am Morgen von ihm gelernt hatte. Als sie zu Ende war, rief sie laut:

„Wie gefällt Euch meine junge Kunst, Herr Wilibald? Urteilt milde, sonst kränkt Ihr mich.“

Der hatte gerade seine Lippen auf die Schulter Kathis gepreßt; verwirrt sagte er:

„Ihr möget Eure Sache ganz gut machen, aber Eure Laute ist ein Klimperkasten, der könnt Ihr keinen rechtschaffenen Ton entlocken.“

Margarete kicherte, reichte die Laute Kaspar hin und rief lustig:

„Bis jetzt hab' ich nur probieret, nur ganz simpel die Saiten gezupft. Aber höret, was meine geschmähte Laute vermag. Setzet einen Augenblick aus mit dem Kosen, Herr Ritter!“

Wie erstaunte Pirkheimer, als er plötzlich eine Me-

lodie sich erheben hörte, wie er sie in Padua vernommen, so voll Gefühl und Rhythmus, siegreich sich entfaltend und wonnesam belebt. Er horchte. War es möglich, daß diese Jungfrau solche Kraft im Anschlag haben konnte? Das Spiel riß ihn mit, er sprang auf und suchte die Lautenschlägerin. Die aber lachte, als der verblüffte Ratsherr neben ihr den Goldschmiedgesellen erblickte. Frau Gärtnerin kam herzugelaufen und lachte mit.

„So ein Kindlein hat einen Hochweisen an der Nas' geführet," rief sie; „alle Weiblein nasführen Euch, Ehrbarer: merkt Ihr es nit? Ihr könnt nit genug der Schürzlein haben. Ei ja, das geschieht Euch recht! Etsch!"

Pirkheimer wollte die Spötterin haschen, sie entschlüpfte ihm aber; da lief er ihr nach, und pustend sprang er über die Blumenbeete. Die Körperfülle war ihm arg hinderlich; da hatte Kathi Mitleid mit ihm, und in einem entlegenen Gebüsch ließ sie sich fangen. Die Strafe war ein tolles Küssen, dabei kam der dicke Ratsherr noch mehr außer Atem.

Margarete hatte sich mit Kaspar rasch auf das Bänklein gesetzt, und er zog ihre feine Hand in die seine. Sein Blick ruhte trunken auf ihrem hold erröteten Gesicht, in dem jetzt ein zaghafter Ernst lag.

„Hat Euch Hans Dürer so weh getan, daß Ihr uns am Morgen so rasch verließet? Ihr seid die Sanftmut selber, das habt Ihr wohl von Meister Albrecht. Jetzt aber werdet Ihr den Zwist vergessen. Wollet Ihr mein Konterfei visieren, oder wollt Ihr mich die Laute schlagen lehren? Ihr sollt es selbst bestimmen!"

Wie taten die milden Worte dem Herzen Kaspars so wohl. Er bat, erst das Licht nützen zu dürfen, dann bliebe noch Zeit für das Spiel.

Mit flinkem Erfassen zeichnete er das feine Profil Margaretens, weil sich eine Silhouette in der Schmelzarbeit sicherer ausführen ließ. Seine Blicke tranken sich an der jungen Schönheit satt, aber bei all der Glückseligkeit löste eine tiefe Wehmut eine Träne aus seinen Augen.

Wie war die Jungfrau seiner Mutter ähnlich! Zug um Zug glich sie ihr. Wie konnte solches Wunder geschehn? Er hatte die Mutter oft zu zeichnen versucht, es war ihm aber nie gelungen. Nun gelang es, ein gleiches Ebenbild zu zeichnen. Das rief die Sehnsucht nach der toten Mutter wieder wach und machte ihn traurig. Margarete sah diese Wandlung in ihm nicht, da sie ihr Angesicht seitlich hielt; aber sie empfand sie, weil er nicht sprach. Sie dachte, daß der Zwist mit Hans Dürer ihn so verstimmt habe.

Als Pirkheimer und Frau Kathi erhitzt und lachend zu den beiden kamen, nahmen sie rasch Abschied, sie wollten noch über die Wiesen lustwandeln und waren froh, daß Kaspars Kunst die Ratstochter davon abhalten werde, sie zu begleiten. Sie stand aber doch auf, ihnen ein Stücklein des Weges das Geleite zu geben.

Als Kaspar allein war, brach die Wehmut und die Qual, die er an diesem Tage erlitt, mit Allgewalt über ihm zusammen. Da war es ihm, als hörte er die Mutter sprechen; die Mutter, die in ihrem Leben nicht sprechen konnte. Sie rief ihn leise und wies nach Margareten mit warnendem Blick: „Soll es auch dir so ergehen, wie mir es erging? Deine Liebe ist töricht, so wie die meine es war. Deine Liebe ist unerreichbar, unerfüllbar; laß ab von ihr, ich warne dich!"

Er aber schrie in Verzweiflung auf: „Margarete!" Da ging die Gestalt der Mutter über die Wiese, wo sie in den Blumen zerrann. Aufstöhnend schluchzte Kaspar:

„Margarete, ich kann nimmer von dir lassen! Höre nit, was die Mutter spricht; bleibe bei mir, wenn ich auf dem Schicksalswege meiner Mutter, den ich gehen muß, verblute."

Da fühlte er, wie sich eine zitternde Hand in seine Locken drückte, und eine bebende Stimme wie Silberton hörte er an seinem Ohre sprechen, deutlich und klar. Er erwachte und hob seinen Kopf empor. Neben ihm stand Margarete, die seine Schreie und seine Rede gehört hatte. Sie war so erschrocken und neigte sich über ihn:

„Warum klaget und schreiet Ihr nach mir? Ich bin ja doch bei Euch. Armer Geselle, was mag Euch die Seelenruhe so erschüttert haben? Ich will Euch nit verlassen, und Ihr dürft mir nit verbluten. So sehet mich doch an!"

Er konnte sie nicht ansehen und sagte, noch vom Traumschauer umdüstert:

„Habet Ihr einmal vom heiligen Franz von Assisi vernommen, der sich des Reichtums entblößte und so arm wurde, daß er von Almosen leben mußte? Er kannte aber die Armut nit, die einer Seele alles Licht, einem Herzen allen Trost verscheucht. Er wußte nit, wie ihre rauhe Hand niederreißt, was ein glückseliger Augenblick aufbaut. Mir hat die Armut das Wiegenlied gesungen, sie hat aus meiner Mutter Liebe einen Schandpfahl errichtet, darauf ich vor aller Welt die Sünde büßen muß, die mein Vater an ihr begangen hat. Ich kann diese Armut, die vor mir schreitet, hinter mir schleicht und neben mir höhnt, nit heilig finden, sie schreit mich unentwegt an: ‚Vermesse dich nit, deine Augen zu erheben nach unerreichbarem Glück, du bist der Gezeichnete, du bist das Kind der Liebe —' Das hat mir meine stumme Mutter vorhin in die Seele gerufen."

Margarete war ergriffen von den Qualen Kaspars und brachte ihr Gesicht dem seinen näher. Ihre Augen flimmerten, ihre Lippen bebten, sie konnte nicht sprechen. Der Sonne letzter Schein lag auf ihrem Lockengold, das blendete den verzagten Gesellen. Er schloß seine Augen; dann erzählte er alles, was er von seinem und seiner Mutter Leben wußte. Er mußte es Margareten sagen, weil er erkennen wollte, ob sie sich dann von seiner nackten Seele abwenden würde.

Hätte das eine Schwester vermocht?

Als er geendet hatte, war wieder Ruhe über ihn gekommen. Lange blieben die beiden stumm nebeneinander sitzen. So, als ob sie seinen Kummer mitleben müsse, lehnte sie ihr Köpfchen an seine Schulter, ihre Hand hielt

noch immer die seine, sie wendete sich nicht ab von ihm. Endlich klang ihre Silberstimme innig und verträumt.

War das die Stimme einer Schwester?:

„Immer, wenn der Tag stirbt, gießet er sein Gold über uns. Das mag ein Zeichen sein, daß wir das Kummervolle unserer Nacht ertragen sollen. Und jeder hat seine Nacht! Da rudern auf ihren Gondeln die Gedanken hinaus ins Sehnsuchtsland. Sie bringen uns den Wohlklang ungesungener Lieder aus den Weiten. Ich sende meine Gondel oft ins Reich der Stille zu meiner Mutter. Und kommt sie zurück, so ist sie angefüllt mit Blüten, die in rosigem Licht erstrahlen. Und Eure Gondeln bringen Klagen und Mahnen. Meine Mutter, die im Leben so wundersam sprechen konnte, ist nun stumm zu mir. Eure Mutter aber, die immer stumm war, spricht jetzt zu Euch. Was sie spricht, ist wohl nur die Stimme Eurer Bangigkeit. Jedem Schrecken, der Euer Gemüt umdüstert, gebet Ihr die Stimme Eurer Mutter. Ich habe im Berühren mit Eurer tönenden Seele von meiner Mutter die Weisung empfangen, das Glück zu suchen. Ich suche es nit in vergangenen Zeiten, ich suche es in der Gegenwart. Euch hab' ich gefunden, und ich muß Euch mein Bekenntnis sagen: Wer Euer Vater ist, ich frage nit. Was Eure Mutter litt, das ist mir heilig. Eure Seelenqual ist mir kein Schrecken, der mich abstößt. Ich erkenne darin, wie lauter Euer Gewissen ist! Wie reich müsset Ihr in Eurer Armut sein, zu der Ihr Euch bekennt, da Ihr mir ein Wunderland der Schönheit geschenkt habet. Es ziemt sich nit für eine Jungfraue, solchen Sinn dem Manne zu verraten, aber es soll die Antwort sein auf Eure Frage: ‚ob ich vom heiligen Franz von Assisi gehört habe'. Ich sehe ihn vor mir, wie er seinen Reichtum verwirft und nach Almosen langt. Da muß ich ihm mein Almosen auch willig geben!"

Die Abenddämmerung senkte sich über den Fliederbaum. Auf Rosenbrücken kamen sich zwei Herzen entgegen. Der Mutter Warnung schluchzte in die Nebel

hinein. — Wie Tränen, die sie weinte, blinkten am türkisblauen Himmel die erwachenden Sterne.

Schluchzende Lippen hingen an einem Rosenmund. Die Laute lag im Sande, aber unspielbare Akkorde sangen das Lied der Minne in zwei Glücklichen, die nicht ahnten, daß sie Bruder und Schwester seien. Der arme Franz von Assisi war für eine Weile reich geworden, noch kannte er die große Armut nicht, die selbst Almosen verweigern muß. Die Abendglocken huben an, ernst und feierlich zu läuten.

Meister Albrecht hatte sein eigenes Haus am Tiergartnertor eingerichtet und bezogen. Alle Kuriositäten, die er gesammelt hatte, die man ihm schenkte, fanden in seiner Werkstatt Raum. Er war von einer stillen Freude erfüllt, daß er seinen Wohlstand sich mehren sah. In dem großen Gemache, dem breite Butzenscheibenfenster gutes Licht gaben, stellte er die Druckerpresse auf, zu den Fenstern schoben die Gesellen ihre Malgerüste, der Formenschneider hatte in einer Fensternische seine Werkstatt eingefügt. Papiervorräte fanden auf breitem Gestell ihren Platz, und Georg Penz schnitzte und hobelte an Rahmen und Malbrettern auf einem klobigen Tische im Hintergrunde des Raumes. Gern hätte Dürer auch reichen Zierat und Teppiche, Blumen und Balustraden angebracht, aber dazu hatte er kein Geld. Bellinis Werkstatt in Venedig war kein Vorbild für einen Arbeitsraum eines armen deutschen Malers.

Keine Woche verging, so war der vergrößerte Betrieb in vollem Gange. Vorerst bereitete Dürer eine Neuauflage seiner „Apokalypse“ vor, zu der er ein neues Titelblatt zeichnete und in Holz schneiden ließ. Hieronymus hatte die letzten Stöckeln zu dem „Leben unserer lieben Fraue“ in Arbeit; Hans Dürer und Kulmbach malten an den Flügeln zu Jakob Hellers Altartafel. Dürer grübelte und kläubelte an dem Maria-Himmelfahrt-Bilde herum, es war ihm nicht schön genug, in jeder Untermalung er-

sann er neue Verbesserungen; denn mit diesem Altar wollte er sich selbst ein Denkmal setzen. In freien Stunden entwarf er seine „Kleine Passion“, zu der ihn Frau Agnes drängte; denn eine große Sorge lastete auf ihr, seit sie ihren so sparsam aufgehäuften Guldenschatz nun in Mauern verwandelt sah.

Wenn sie zu seufzen anhub über die geringe Barschaft, die sie wieder mühsam zusammenhamsterte, da neckte sie Pirkheimer schalkhaft:

„Seid froh, Rechenmeisterin, kein Dieb kann Euch den Sparschatz mehr stehlen, es müßte denn ein Riese sein, der Euch das Haus davonträgt!“

Sie blieb ihm aber die Antwort auf diesen Trost nicht schuldig:

„Es gibt Riesen, die aus einem Feuerstein springen,“ eiferte sie, „denen kann kein Dichter wehren, daß sie ein Haus in Asche legen, so wie oft ein Seelenfunken, den ein Teufel anfacht, des Hauses Frieden in Flammen setzet. Da muß ich halt des Hauses Hüterin sein, mein Albrecht ist gar zu traumverloren und schwach. Ein Fünklein brennt bei ihm gleich lichterlohe.“

„Ihr hütet Euer Haus aber wie der Nero das meine, der bellet und beißt dabei!“ Pirkheimer lachte, weil er sah, daß sich Frau Agnes ärgerte, aber er lachte nicht lange; die resolute Frau ließ sich nicht einschüchtern, sie wollte nun einmal von den Humanisten, die ihren Albrecht in die Netze lockten, nichts wissen.

„Man kann nit genug bellen und beißen,“ sagte sie geradeheraus, „denn durch jeden Zaun und durch jede Mauer möchten die Humanisten einbrechen!“

Wie ein Wirbelwind lief sie davon und ließ den Verdutzten allein.

Im Dacherkerstübchen hatte sich Dürer sein Kämmerlein eingerichtet. Dort grübelte, sann, schrieb und zeichnete er. Dort hatte er seine Bücher und heimlichen Schätze verwahrt. Dort gab er seiner Seele Freiheit. In den stillen Nachtstunden dichtete er Verse zu seinen Bildern,

versuchte es, auch in Reimen seine Gedanken zu formen. Ob auch Lazarus Spengler und Wilibald Pirkheimer seiner spotteten, so ließ er sich doch nicht beirren.

Stand Dürer beim Fenster seines Erkerstübchens, so konnten seine Blicke hoch über den Tiergartnerplatz, zum Tiergartnertor hinauswandern ins Freie, über Wiesen und Weiher, er konnte von diesem Observatorium das Blühen und Leben überblicken, das die Sonne rief. Die Sonne traf ihn mit ihrem ersten Blick und erzählte ihm die Arbeit, die sie an dem Tage tun mußte. Aber er konnte auch das Treiben auf der Straßen sehen, das bunte Gewoge der Marktleute beobachten und den Menschen nachsehen, die um ihr täglich Brot sich mühten. In dem Erkerstübchen war seine Seele frei, dort war er allein und konnte träumen von seinen stillen Sehnsuchten, von seinem Vorbeigehen an des Lebens Freuden. In den schlummerlosen Nächten sah er in die Himmelsweite und gab seiner Kümmernis Urlaub. Das Erschauern vor Gottes Sternenstraßen, die in die unergründliche Ewigkeit führten, trieb ihn zu astrologischen und astronomischen Studien, bei denen ihn Pirkheimer unterwies. Der Gedanke an Gott wurde oft so lebendig in ihm, daß er die Gegenwart des Allmächtigen spürte. Er las wieder die Geheimschriften des Augustinermönches und grübelte dem lebendigen Gotte nach. Der Flug seiner Seele bekam Schwingen, die in die Unendlichkeit des Weltalls zu tauchen und Gottes Wahrhaftigkeit im Flugfelde zu berühren schienen. Solche sternenklare Nächte gaben seinem Geiste Freiheit und seiner Seele den Gott. In den Gesprächen mit Pirkheimer wurde diese Mystik noch genährt, so daß er im Kirchenglauben wankelmütig wurde. Er gebrauchte ihn nur noch in Kunst und Umgang.

Frau Agnes hauste in ihrer geräumigen Küche. Auf dem großen Herde brodelte unter dem weiten Schlotmantel in großen Kochtöpfen das Essen für die Gesellen und Malknaben und für ihren Mann, der des Schaffens nicht müde wurde. Aber auch ihr kam das Reich ihrer

Tätigkeit wie ein Observatorium vor. Wohl erkannte sie in ihrer Klugheit die Mühen ihres Albrecht als riesengroß. In dem Horoskop, das ihr Wirtschaftssinn stellte, fand sie immer wieder zuviel Armut, zuwenig Verdienen und zu große Opfer an Arbeitslast aus den Sternen der Zeit gedeutet. Sie klagte sich an, den Tuchhändler aus Frankfurt ihrem Albrecht zugeführt zu haben. Um 130 Gulden sollte er das herrliche Altarwerk schaffen! Fast ein Jahr schon malte er seine frommen Gedanken so fleißig, daß die Apostelgestalten zu leben schienen. An der heiligen Maria konnte er nicht Genüge tun, sechs Untermalungen hatte er an sie gewendet, viel teures Ultramarin war darauf verbraucht worden, und die Übermalung mit Ölfarben gelang ihm nicht fein genug, immer wieder kläubelte er und fand kein Ende. Was verdiente er dabei? Mochte sie ihn mahnen, sich loszuringen von all der Überfeinerung, er hörte nicht auf sie, er hatte dem Jakob Heller versprochen, daß er sein Bestes leisten wolle, die Tafel solle fünfhundert Jahre haltbar sein zu seinem Ruhme und zum Seelenheile des Stifters.

Einmal, als ihr Horoskop gar zu unnachsichtig ausfiel, nahm sie allen Mut zusammen, legte die Schürze ab und ging zu ihrem Eheliebsten. Der malte stillversonnen an dem Gewande Gott Vaters, der mit seinem Sohne die Glorienkrone über dem Haupte Marias hielt. Da sagte sie milde:

„Schau, Albrecht, du arbeitest umsonst für den reichen Tuchhändler. Das ist kein Lohn für so viel Kläubeln und Sinnen. Wie kannst du das ertragen? Bedenke, was dir für deinen Fleiß verbleibet. Nit ein Stüber! So viele Monate sitzest du dabei, gib doch deine Kunst nit so billig her, verlang' mehr dafür!“

Er sah sie erstaunt an; über den Lohn hatte er nicht nachgedacht, hatte er doch so viel zu denken bei der Arbeit. Mißmutig sagte er:

„Ist ausgemacht; da kann ich nit anderen Lohn begehren, die Arbeit muß gut sein, so hab' ich's versprochen.“

„Es ist nit gut von dir, daß du nur an dich denkst bei dem quälerischen Schaffen, daß du nur an deinen Ruhm glaubst. Von was soll ich kochen? Von was willst du die Schulden am Haus abzahlen? Dein Verdienst ist zu gering! Und bist du denn der Niemand? So ein Angsthase, wie du nur sein magst! Das Bild bezahlt dir jeder andere besser als der geizige Heller. Hättest können das Fünffache verdienen beim Kupferstechen."

Dürer hatte Frau Agnes' Worte mit sichtlicher Ungeduld über sich ergehen lassen. Gedehnt sagte er:

„Wir können uns darin nit verstehen, Liebste. Was ich denke, das ist dir fremd, was ich ersinne, das ist dir ein Ärger, du willst . . ."

„Ich will, daß du als großer Meister, für den dich alle halten, auch Nutzen schlägst aus deiner Kunst. Alles willst du verschenken. Wer gibt denn dir etwan was? Arm müssen wir bleiben bis ans Ende, und du hast so viel geschaffen, so viel Kümmernis erlebt. Keine frohe Stunde kannst du haben, weil uns die liebe Not nit ausläßt. Verlang' doch für deinen Fleiß wenigstens den gebührenden Lohn, wenn du auch deine Kunst herschenkst. Der reiche Heller soll zahlen! Rechne einmal nach, Albrecht, was dich das Ding schon kostet. Du mußt mir ja endlich recht geben. Diesmal geb' ich nit nach! Willst du der Narr sein und haben, daß die Leut' sagen: dem Dürer seine Kunst kann nit viel wert sein, weil er sie umsonst hergibt wie einer, der froh sein muß, wenn er nur malen darf? Albrecht, wach' auf, es geht uns sonst die Not an den Kochtopf."

Albrechts Antlitz färbte sich röter, seine Zornader schwoll an, schon wollte er ein hartes Wort auf die Zunge nehmen, den Vorwitz seines Weibes zu strafen; aber da sah sein Auge in die abgehärmten Züge der Frau, er sah, wie früh schon das Alter herbe Linien in ihr Gesicht geschnitten hatte. Aus ihren müden Augen spähte es bange nach ihm. Da erschrak er. Mit wehmütigem Ernst stammelte er:

„Ich will's bedenken. Du bist eine gute Rechenmeisterin. Gib mir Zeit, Liebste, ich will dem Heller schreiben!"

Sie nickte ihm dankbar und zufrieden zu, erkannte, daß ihre Worte sein Besinnen geweckt hatten, und daß sie ihn aus dem ärmlich engen Dahinträumen an die Pflichten des fordernden Lebens nicht vergeblich gemahnt hatte. Mit flüchtigem Kusse streifte sie seine Stirn und ging in ihr Observatorium zurück.

In Dürer war das traumselige Gefühl, das ihn bei der Arbeit beschlich, aufgerüttelt. Er malte noch eine Stunde fleißig, während seine wachen Gedanken rechneten. Die Rechnung ergab Frau Agnes' Meinung. „Sie ist immer die Klügere", dachte er. Dann stieg er über die Treppe hinauf nach seinem Stübchen, und während die Sonne lustig und lockend durch die runden Butzenscheiben leuchtende Gulden auf die Dielen warf, schrieb er an Jakob Heller in Frankfurt:

„Lieber Herr Jacob. Ich hab Euer Schreiben wol empfangen, darin Euer Meinung vernommen, daß ich Euer Tafel gut soll machen, das ich dann von mir selbst im Sinn hab zu thun. Sollt daneben wissen, wieweit sie bracht ist. Die Fligel seind auswendig von Steinfarben ausgemalt, aber noch nit gefürneißt, und innen seind sie ganz untermalt, daß man darauf anfang auszumalen, und das Capus [1]) hab ich mit gar großem Fleiß entworfen mit langer Zeut, auch ist es mit 2 gar guten Farben unterstrichen, daß ich doran anfange zu untermalen. Das ich hab in Willen, so ich Euer Meinung verstehen wird, etlich 4 oder 5 und 6 mal zu untermalen, von Reinigkeit und Beständigkeit wegen, wie auch des besten Ultermarin doran malen, das ich zu Wegen kann bringen. Es soll auch kein ander Mensch kein Strich doran malen dann ich, dorum wurde ich viel Zeut darauf legen. Dorum . . . hab mir furgenommen, Euch zu schreiben mein Meinung, daß ich Euch

solches Werk um die Fertigung der hundert und 30 fl. rheinisch nit kann verstrecken, Schadens halb. Dann ich muß viel einbüßen und Zeut verlieren ... Wollt ihr mir aber zweihundert Gulden geben, so will ich mein furgenommene Meinung verstrecken. Und wenn man mir fürbaß 400 fl. gäb, so will ich keine mehr machen. Denn ich weiß kein Pfennig, das ich daran gewinne, dann es geht gar lange Zeut darüber ... und so ich vernimm Euer Meinung, dann so will ich von dem Imhoff 50 fl. empfangen. Denn ich hab noch kein Geld darauf eingenommen. Hiemit hab ich mich Euch befohlen. Wißt hierneben, daß ich all mein Tag kein Arbeit hab angefangen zu machen, das mir selbst baß gefällt weder Euer Blatt, das ich so mal. Ich will auch kein ander Arbeit thun, bis daß ichs ausmach ... Noch Eins muß ich Euch bitten. Das Mariabild, das Ihr bei mir habt gesehen, bitt ich Euch, ob Ihr bei Euch Einen wißt, der einer Tafel darf, daß Ihr ihms anbietet ... Ich will sie Euch wolfeil geben. So ichs Einem machen sollt, nähm ich nit unter 50 fl., weiln sie aber gemacht ist, möcht sie mir im Haus schadhaft werden. Darum wollt ich Euch Gewalt geben, daß Ihr sie wolfeil gäbt um 30 fl. Aber ehe ichs unverkauft ließ, ich gäbs um 25 fl. Mir ist wol viel Speis doruber gangen. Viel guter Nacht. Geben zu Nurmberg am Tag Bartlmäi[2]) 1508.

Albrecht Dürer."

[1]) Hauptstück. [2]) 24. August.

Auf diesen Brief, der so recht des Meisters Sanftmut und Befangenheit aussprach, schrieb Heller ungehalten und zieh Dürer des Wortbruchs am ausgemachten Preise. Darüber geriet der Meister in Zorn und schrieb zurück:

„... Dann Ihr zeuht mich, Euch werde mein Zusagen nit gehalten. Bin solches von Männiglichen vertrogen[1]), dann ich halt mich, daß ich auch andern redlichen Leiten gemäß bin, schätze ich ... Und Ihr wißt,

daß ich Euch ... wollte zusagen, etwas Guts zu machen, aus der Ursach, daß ichs nit kann. Aber das verwilligt ich mich, Euch Etwas zu machen, das nit viel Leut können ... Wisset, daß ich nimm die allerschönesten Farben, so ich haben mag. Mir gebührt allein dazu für 20 Dukaten Ultermarin, ohne die ander Kostung ... Ich getraue auch das mittler Blatt von Anfang bis zum End unter 13 Monaten nit auszumalen, ... wiewol es mir zu großem Nachteil kommt. Denn was meint Ihr, das ich darob verzehre? Ihr nähmet nit 200 fl., daß Ihr mich kostfrei hieltet ... Und darum, lieber Herr Jacob Heller, ist mein Schreiben nit so gar aus der Weis, als Ihr meint. Und hob auch damit mein Zusagen nit gebrochen ... Item Ihr dörft nach keinem Kaufmann trachten zu meinen Mariabild. Dann der Bischof zu Preßlau hat mir 72 fl. dafür geben, habs wol verkauft ..."

[1]) verschont.

Imhoff vermittelte im Sinne Dürers, und Heller bewilligte schließlich 200 Gulden, weil ihm darum zu tun war, für sein argbelastetes Seelenheil Sorge zu tragen.

Was waren zur Zeit Dürers die Handelsherren geizig! Wie sollte da ein Künstler aus sich heraus schaffen können? Er hätte verhungern müssen. Wie sollte da die deutsche Kunstform sich entwickeln? Hätte Dürer nicht so viel Idealismus bewahrt, es wäre aus ihm auch nur ein simpler Handwerker geworden. So aber kargte er, um seiner Kunst zu dienen. Sie sollte ihm keine Magd, sie sollte ihm eine Göttin sein.

Frau Agnes gab sich zufrieden, da sie ihren Willen durchgesetzt hatte.

Durch den Briefzwist ward Dürer die Arbeit verleidet, er beendete sie rasch und schickte die Altartafel ab. Wie ein Vater seinem Kinde, das sein Haus verläßt, gab er ihr noch schriftliche Weisungen mit: Heller solle die Tafel nit firneißen lassen, sie könnte verdorben werden;

nach einem Jahre wolle sie Dürer mit eigener Hand firneißen. Auch möge Heller die Tafel nit ohne Aufsicht aufstellen lassen, da man sie leicht beschädigen könnte. Wenn das Bild, auf das er über ein Jahr allen Fleiß verwendet hatte, verdorben würde, wäre ihm selbst leid! Er wußte ja wohl, daß die Tafel dem Heller gefallen würde, und der Frankfurter Maler Hesse müsse den Wert erkennen. Auch bäte er um ein Trinkgeld für seine Hausfraue.

Wie war es Dürer nach dem Bilde bange, da er sich von ihm trennen mußte. Aber er tröstete sich in seiner Eitelkeit; denn Heller schrieb ihm, daß ihm die Tafel sehr gefalle, sein Brief war voller Freude und Dankbarkeit. Er hätte keine schönere und fleißigere Arbeit je gesehen. Auch schickte er Frau Agnes ein kostbares Geschenk, einen Ballen Tuch, und dem Bruder Hans, der die Flügelbilder ausgeführt hatte, schickte er zwei Gulden Trinkgeld.

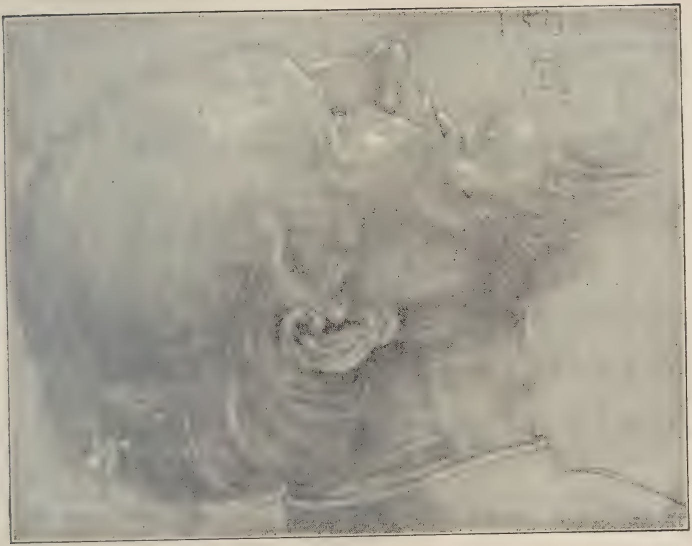
Darüber freute sich die praktische Hausfrau, und Dürer belobte sie ihrer Klugheit halber wegen der Aufzahlung.

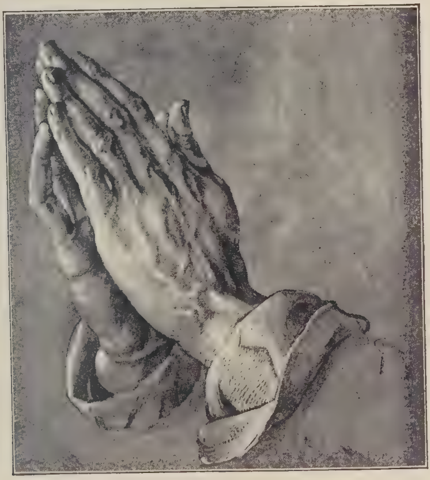
Am Altare der Predigerkirche zu Frankfurt stand nun Dürers Tafelbild. Es gab Zeugnis von dem Können des Meisters, der es mit Eifer und Liebe geschaffen hatte. Es sollte über fünfhundert Jahre haltbar sein; aber hundertfünfzig Jahre später äschte es ein Brand ein *). Es blieb nur eine Kopie von dem Hauptwerke des Meisters erhalten, daran zwar nicht seine Hand, aber seine große Kompositionskunst zu erkennen ist.

Lange Zeit konnte Meister Albrecht sich darin nicht zurechtfinden, daß seine Werkstatt mit einem Male so leer war, das Bild fehlte ihm, er hätte so gern noch weiter daran gearbeitet. Er fühlte sich vereinsamt ohne sein Werk, alle andere Arbeit kam ihm nun gering vor.

„Als wär' mir ein Kindlein gestorben", sagte er zu Frau Agnes traurig. „Wie in Murano dem Bernhard

*) Das Original erwarb Kurfürst Maximilian von Bayern 1613 von den Mönchen des Dominikanerklosters und ließ für den Altar eine Kopie von dem Maler Joseph Harrich anfertigen. Dürers Bild verbrannte später in München.





Studien zum Heller-Altar:

Apostelkopf. (Handzeichnung. Kupferstichkabinett, Berlin.)
Hände. (Handzeichnung. Albertina. Wien.)



Anbetung der hl. Dreifaltigkeit.

(Landauer Altar. 1511. Hofmuseum, Wien; Originalrahmen: Nationalmuseum, Nürnberg.)

Hirschvogel sein Kindlein starb, war mir auch so leid. Wie leer war das Haus, in dem der Knabe so viel Lust und Hoffnung erweckt hatte."

Frau Agnes fiel ihm um den Hals, ihre Augen waren feucht geworden vor Rührung.

„O mein Albrecht," sagte sie schluchzend, „habe frohen Mut! Deine Sehnsucht nach einem lieben Kindlein hab' ich schon immer erkannt. Du mein Bester, laß uns noch hoffen, deine Gnadenmutter wird im Himmel für uns bitten. Es wird schon noch ein Kindlein kommen!"

Diese Wendung rührte Dürer; er strich Frau Agnes die Tränen aus den Augen, er wußte, daß sie alles wollte, was sein Wünschen ersehnte. Und doch war sie ihm so fremd, so ganz anders, als wie er sich ein Weib erträumte. Sie ahnte es nicht, und darum hatte er so viel Mitleid mit ihr und fügte sich ihrem Willen gern.

Mit neuer Lust schritt er an die Fertigstellung seiner kleinen „Passion". Vollendete seine Kupferstiche „Christus am Kreuz", „Maria mit der Sternenkrone", „St. Georg zu Fuß" und „St. Georg zu Pferde"; zu höherem Fluge gaben ihm die Patrizier Nürnbergs keinen Anlaß.

Der Sommer war vergangen. Ein goldener, heiterer Herbst zog sein Buntgewand über die Wälder und lockte der Blätterfülle glühende Farben heraus, damit der königliche Gold- und Purpurprunk die sterbende Natur feierlich zu Grabe tragen konnte.

Kaspar hatte die letzten Gravierungen an Hirschvogels Prunkbecher vollendet, und Meister Glim trug ihn zum Gildemeister der Goldschmiede. Das Nürnberger Bürgerrecht hatte ihm Dürer schon verschafft, nun harrte Kaspar ungeduldig des Spruches der Meister, der ihm das Meisterrecht zuerkennen sollte. Aber es gab noch Kämpfe, weil Kaspar den Namen seines Vaters nicht sagen konnte, und die Zunftgesetze duldeten nur einwandfreie Ehre. Da trat Meister Albrecht für ihn ein, er leistete den Bürgschaftseid für die Ehrenhaftigkeit des Gesellen, er machte Andeu-

tungen, daß sein Vater ein Patrizier Nürnbergs sei, seine Mutter einen frommen Lebenswandel führte, er erzählte den Meistern von ihrem Tode in Venedig und betonte, daß er Bestimmtes wisse, aber noch nicht aussagen dürfe, er sei mit einem Eid gebunden. Die Meister gaben sich teilweise zufrieden, einige Bedenkliche aber pochten auf die Zunftbücher.

Da schlug der gewaltige Gildemeister Paulus Müller, der berühmteste Goldschmied Nürnbergs, mit seiner Faust auf den Tisch und überschrie die Nörgler und Zweifler mit flammenden Worten:

„Ehrenwerte Meister und Freunde! Wir sind alle den Weg der Ehre gegangen und haben rechtschaffen gearbeitet! Keiner von euch kann sagen, daß ich eine leichtfertige Sache stütze. Bei einem Tüchtigen fragt man nit, ob er ein Kind der Ehe oder der Liebe sei, den Tüchtigen muß man ehren! Was kann er für sein Schicksal? So sage ich denn auch heut: Zum Ruhme und zur Ehre der Reichsstadt Nürnberg sollen wir die Entfaltung der Kunst nit hemmen! Was der fremde Geselle leistet, das vermag noch keiner von uns. Er bringt uns den neuen Geist, die neue Kunstform. Sein Emailschmelzwerk ist uns noch nit bekannt, es hat Aussicht, uns allen zu helfen, wenn wir es lernen wollen. Glaubt ihr, daß der Geselle uns sein Geheimnis offenbart, wenn wir an seiner Mannesehre zweifeln und ihm das Meisterrecht verweigern? Ich denke weiter. Was frag' ich nach Ehstand oder Umstand der Eltern, ich sehe seine Kunst, die das Meisterrecht verdient. Sollen unsere Patrizier ihren weltlichen Schmuck, ihre Hochzeitsbecher und Brautschatullen aus Bologna oder aus Florenz herholen, weil wir die neue antikische Art nit können? Haben wir einen unter uns, der sie kann, den sollen wir auf den Händen tragen. Seht euch das Meisterstück an; lacht euch nit das Herz im Leibe dabei? Ihr habt mich zum Gildemeister erwählet, und ich erkenne kraft meines Amtes dem Gesellen Kaspar Prim das Meisterrecht zu. Die Meister mögen

ihre Hand aufheben, die meines Sinnes sind, das soll allemal entscheiden!“

Fast alle Goldschmiede erhoben, von den Worten ihres Gildemeisters befriedigt, die Hände. Nur zwei nicht. Die schritten aus dem Kreise. Paulus Müller rief dem einen zu:

„Hans Krug, Ihr solltet Euer weißes Haar würdiger tragen als in Mißgunst. Machet es dem Siegelschneider Daniel Engelhardt nit nach, der ist der neuen Kunst mißgünstig gesinnt. Aber Ihr solltet Euer Alter vernünftiger zeigen und der Nächstenliebe ein Vorbild weisen! Ihr könntet's bereuen, wenn Ihr dem tüchtigen Gesellen das Meisterrecht weigert. Seht her, alle stimmen für ihn!“

Da trat der greise Goldschmied in den Kreis zurück, reckte sich hoch auf. Mit bewegter Stimme sprach er:

„Hab' kein Für noch Wider ausgesprochen, bin ohne Mißgunst aus dem Ring getreten. Ich frage nit nach des Gesellen Vater oder Mutter. Ich erkenne seine Kunst und schätze sie. Aber ich bin ein frommer Christ, stehe gar bald vor Gottes Thron und will in frommer Gläubigkeit versterben, so wie ich gelebt habe. Das Becherwerk, wie es der fremde Geselle so meisterlich geschaffen hat, ist ein Heidending, das zu Gott schreit und sich auflehnt gegen die Lehre Christi. Fremde Götter tanzen nackt in gleisnerischen Farben um einer christkatholischen Jungfrau Konterfei, die eines ehrbaren Rates Tochter fürstellt, dem die Frömmigkeit auch mehr gilt denn alle Kunst. Das ist die Ursach, warum ich meine Stimme verweigere. Nehmt's nach dem Sinn und gebet mir Urlaub!“

Keiner der Meister sprach gegen den Willen des frommen Hans Krug; sie ließen ihn gehen, und er verließ gebeugt die Zunftstube. Eine Weile war es still, jeder dachte den Worten des Altmeisters nach, viele wurden bedenklich. Ein Meister rief: „Der Krug hat recht, der Becher ist ein Heidenwerk.“ Da begann ein neuer Streit. Albrecht Dürer trat in den Kreis der Meister und erhob seine wundersame, bewegte Stimme:

„Es steht mir nit an, an der Beratung der ehrenwerten

Meister teilzuhaben, ihr werdet mir aber ein Wort über die neue Becherform verstatten. Die antikische Kunst ist nur dort ein Ketzerwerk, wo sie den Heidengöttern huldiget, wie damals im Griechenland, da Phidias und Apelles die Mysterien ihrer Götter im Bildwerk darstellten für die Tempel, zu denen das Volk gläubig sich bekannte; so wie in unserem Glauben die Gemeinde vor einer Altartafel oder einem geschnitzten Heiligen betet. Ihr erkennet in mir den frommen Sinn, Meister, ich müßte auch ein Ketzer sein nach dem Begriffe Hans Krugs, weil ich in meine Kunst die antikische Form trage. Ihr wisset aber, daß ich das Schöne aus der Natur Gottes herausreiße, aber nit aus Heidengedanken. Das ist nit Ketzertum! Ketzertum ist: Gott in der Natur leugnen. So auch hat der Geselle Kaspar Prim gedacht, da er den Becher ersann. Aus Blumen hat er sein Geranke gebildet, die Blumenseelen hat er als feine, poetische Gestalten in Farben emaillieret, die um eine holde Mädchenblüte, des ehrbaren Rates Tochter, reigen. Ich finde diesen Sinn wie ein' Ton und ein' Bar der Singer. Er hat in Welschland die Kunst erlernt, wie jene Meister, die der alten, harten Formensteifheit abhold geworden sind. Derselbe Vorwurf, den Meister Krug dargetan hat, trifft auch den gottseligen Adam Kraft, der in den letzten Stunden seines Schaffens die neue Kunst gesucht hat; er trifft den Sohn des Rotschmiedes Peter Vischer, der in Welschland die antikische Nacktheit studiert hat; er trifft die besten Meister von Flandern, und keiner ist dabei vom christlichen Glauben abgefallen. Die Zeit wendet sich dem Schönen zu, und Gottes Vorbilder lenken das sehende Auge vom Häßlichen ab. Gott müßte ja der größte Ketzer sein, da er alle Menschen nackt erschaffen hat und den Geist in der werdenden Seele für das Schöne ausreift. Ich sage, wer es vermag, Neues und Besseres zu schaffen, als das Alte es war, der kommt Gott am nächsten! Deutet meinen Sinn so, wie ich's meine!"

Diese Worte waren es, die den Meistern die Augen

öffneten, daß sie die Arbeit Kaspars verstanden und würdigten. Der Prunkbecher wurde bestaunt, und Paulus Müller rief in seiner Begeisterung Kaspar in die Zunftstube, wo sich die Meisterfreiung feierlich vollzog. So beschwor der Geselle das Meisterrecht vor den Zunftzeichen und wurde jubelnd begrüßt.

Als jüngster Meister saß er lange im Kreise seiner Zunftgenossen in der Trinkstube der Goldschmiedegilde, und alle fanden Gefallen an seinem Wesen; sie lauschten seinen Worten, die sie über die neue Kunstform aufklärten, und in später Stunde seiner Laute und seinen Liedern.

Nun war Kaspar Bürger von Nürnberg und Goldschmiedemeister und konnte um Margarete freien.

In seiner Freude verriet er sein Glück dem väterlichen Freunde Dürer. Der erschrak dermaßen, daß er sich schweigend erhob und heimging. Die ganze Nacht sann er darüber nach, wie er das Unglück der beiden Liebenden abwenden könne. Es war eine neue Kümmernis für ihn. Wird es Gottes Wille fügen, seufzte er, daß Bruder und Schwester in sündhafter Liebe sich vereinen? Wird es Gottes Wille fügen, daß zwei junge Herzen brechen müssen? — Da kam ihm der Gedanke, daß es jetzt an der Zeit wäre, Hirschvogel vom Tode der stummen Margarete zu berichten. Vielleicht würde Gott seinen Willen rascher kundtun, wenn der Vater seinen Sohn sucht.

Der Ehrbare Hans Hirschvogel hatte mit dem Doktor Wilibald Pirkheimer einen gelehrten Disput geführt, der die Schriften des gekrönten Dichters Konrad Celtes betraf. Dieser Streit um Glaubensdinge und literarische Lüsternheiten war sehr bewegt gewesen, und es verdroß Hirschvogel, daß schließlich Pirkheimer als Sieger das Feld beherrschte. Wie hätte auch dem jüngeren Gelehrten, dessen Redegewandtheit von einer unglaublichen Gedächtnisstärke unterstützt wurde, Hirschvogels Schwerfälligkeit und Verbohrtheit beikommen können? Wilibalds Logik war ja so raffiniert, so überzeugend, daß er mit

ihr jeden starken Gegner aus dem Sattel hob. Nun las Hirschvogel in den Büchern Celtes' jene Stellen nach, die Pirkheimer aus dem Gedächtnis zitiert hatte. Grimmig schlug er die Bücher wieder zu und rief:

„Es ist mir nit erklärlich, wie so ein brutaler Kopf mit dem gewaltigen Nacken solches Wissen bergen kann. Was er mir zitieret hat aus Konrad Celtes: ‚Relevationes Sanctae Brigittae‘ und aus den ‚Quatuor libri amorum‘, die Meister Dürer illustrieret hat, ist Wort für Wort richtig. Sein Gedächtnisschrein ist ein Wunderwerk Gottes. Alles merkt er sich, alles weiß er, und da kann ihn keiner bezwingen. Seine Rhetorik ist meisterhaft, das muß ihm selbst der Neid lassen. O du lieber Gott! warum ist mein armes Hirn wie ein Sieb geworden, nichts kann ich mehr so klar erwägen wie früher einmal."

„Vater!" rief Margarete, die im Erker saß und stickte, zaghaft: „Ihr wisset auch soviel wie der gelahrte Doktor Pirkheimer, aber Euer Sinn ist traumhaft, in Eurem Gedächtnis stehen neben der Wissenschaft allzuviel fromme Streitfragen, das mag Euch beirren!"

Hirschvogel erhob sich, er setzte sich zu seinem Töchterlein und sagte: „Es hebt ein gottloses Rumoren an in den Gemütern der Humanisten. Sie schreien wie besessen von einer Erkenntnis, die von dem Studium der alten antikischen griechischen und römischen Literatur in unser Deutschtum fließet. Sie wollen sich von der scholastischen Anschauung loslösen, die kirchliche Gebundenheit sprengen und die römische Sprache höher werten als die deutsche. Lateinschulen und Universitäten wollen sie gründen. Die Vormundschaft der Kirche ist ihnen lästig, sie wollen frei ihre Mystik und Reformation betreiben. Mit Erasmus von Rotterdam und Johannes Reuchlin an der Spitze befehden sie Papst und Kirche, Sitte und Ketzergericht. Da ist es kein Wunder, daß ich in ewiger Fehde stehen muß mit ihnen, und daß mir die Streitfragen meine Klarheit in philosophischen Dingen umdüstern!"

Mit sonnighellen Äuglein sah Margarete ihren Vater an, sie war immer ein stiller Gegner seiner Verteidigung des Papsttums gewesen, jetzt lächelte sie verschmitzt, da auch sie ihm einmal ihre Ansicht zeigen konnte:

„Warum seid Ihr so streitbar?" sagte sie, „wo alle andern nach Reformation sich sehnen? Das Papsttum bringt dem Gemeinen mehr Schaden als Nutzen an Seele und Leib. Ist nit der Handel mit Ablaßbriefen und Reliquien ein arger Mißbrauch? Bedenket doch, weiser Forscher höchster Regungen, daß mit den Gebeinen der Heiligen ein wüster Handel getrieben wird. Wie soll so ein Heiliger am Jüngsten Tag aus dem Grabe auferstehen, wenn an jedem Ort der Welt seine Knochen, seine Zunge, sein Herz, seine Haut und Haare zerstreut als Reliquien verkauft werden? Warum schänden die Reliquienkrämer diese heiligen Leichname so? Warum läßt man ihre Gebeine nit friedlich beieinander? Man müßte meinen, alle Gräber der Welt seien geschändet, da so viele Reliquien verkauft werden, um dem Papst ein Schlemmerleben zu bereiten. Warum erhebt Ihr Eure streitbare Stimme für diese Leichenschänder?"

Mit strenger Miene starrte Hirschvogel seine Tochter an, die ihren Blick hurtig über den Stickrahmen senkte; sie fühlte, daß sie zu weit gegangen war. Der Vater aber, der ein zürnendes Wort erheben wollte, ließ es fallen und sagte mit milder Stimme:

„Sie haben dich auch verderbt, diese Humanisten. Aber ich höre in deiner Stimme Unterton dein kindlich frommes Gemüt durch. So will ich dir sagen, daß die Heiligen und Märtyrer den irdischen Tod erlitten haben im Glauben an die alleinseligmachende Lehre Jesu Christi, weil sie der Herr gerufen hat, die Freuden des Himmels zu erschauen. Sie stehen im Ringe um ihn, losgelöst von allem Irdischen, sie brauchen nit aufzuerstehen am Jüngsten Tage. Ihre Gebeine aber sollen als Heiltum den Frommen ein sichtbares Zeichen bedeuten für ihren Glaubensmut. Darum muß das billig allen Christen ein einzig Werk

sein, daß sie ihre Seelen reinigen von irdischen Überresten, das Wort Christi in sich nehmen und sich losringen von allen sterblichen Lüsten der Welt. Die Heiligen aber sollen helfen dazu!"

„Herr Vater!" eiferte lächelnd Margarete in ihrem kindlichen Sinn, „wollet bedenken, daß Gott so vieler Heiligen dazu nit bedarf. Seine Macht reicht allein über alle Ketzer! Sehet Ihr nit, wie viele Gläubige dahinleben und von Gott nichts wissen? Sie fühlen ihn nit, sie wissen nit, wie nahe ihnen Gott sein kann, weil er ja doch in jeder seiner Schöpfungen lebt, wie Meister Albrecht und Pirkheimer sagen."

Es lag ein leises Zittern in ihrer Stimme. Sie dachte, daß auch sie die Gottesnähe verspürt hatte, da ihr der geliebte Kaspar sein verzagtes Herz entgegentrug. Herr Hirschvogel aber war unruhig geworden, er lief in der Stube auf und ab, endlich blieb er vor Margarete stehen und sprach ernst:

„Dein Sinn geht irre! So Gott in uns wäre, gäbe es keine abtrünnigen Seelen auf Erden. Er thronet aber über uns und richtet unsere Taten. Der Kirche gab er das Recht zu bessern und die Christenheit, die ihn nit anerkennen will, zu strafen. Wer kann über diesen Sinn hinaus?"

Da lief ein Zittern über die Hand der Jungfrau. Der strafende Gott war ihr kein Gott, den sie lieben konnte. Zaghaft sagte sie:

„Immer sagt uns die Kirche, daß Gott uns richtet, daß er uns zu Höllenqualen verdamme. Ist Gott so grausam? Ich fühle ihn milde, in Liebe zu seinen Geschöpfen. Glaubet Ihr, Vater, daß sein Stellvertreter auf Erden die Menschheit mit einem Schreckbilde bessern kann? Er fährt mit Grimmen und Drohen wider sie und heißet den Ärmsten sich loskaufen von seiner Verdammnis für den letzten Gulden, den ihm der Ablaßkrämer abzwingt. Kann das eine Seele bessern? Darum müssen wir aus diesem Aberglauben heraus, wie Herr Pirkheimer sagt,

müssen Gott in der Liebe suchen lernen. O Vater, ich weiß, daß er in der Liebe wohnet, er gibt die Herzen der Menschen zusammen, er löset sie durch Liebe von aller Erdenpein, in der L i e b e ist Gott am stärksten! Nur wer gegen s i e sündiget, den verdammt er. Darum müssen wir erkennen lernen, wie heilig die Liebe ist!"

Hirschvogel fühlte sich getroffen von den Worten seines Kindes, die in seine Seele griffen. Er setzte sich zu seinem Schreibpulte und legte sein Gesicht in die Arme. Er gedachte ferner Tage, wo Gott ihm die Liebe in sein junges Herz legte. Er gedachte, wie er Gott dafür pries. Er gedachte aber auch, wie grausam Gott in der Liebe war, daß er seine maienholde stumme Herzliebste zur Märtyrerin machte; daß er ihn strafte, weil er gegen diese reine Liebe gesündigt hatte, so daß Angst und Grauen seine Seele zerriß und er vor Gott sich fürchten lernte. Vor ihm erwachte diese selige und unselige Zeit. Wo mag die Geliebte jetzt weilen? Rief sie nach ihm? Was war aus seinem Sohne geworden? Tiefe Rührung überkam den gequälten Ratsherrn. Er wußte noch nicht, daß seine Geliebte gestorben war. Dürer hatte noch nicht die Kraft gefunden, es ihm zu sagen. Er wähnte sie in der Fremde irgendwo irren mit ihrem Kinde . . .

Es war stille in der Studierstube. Die Dämmerung tastete mit grauen Fingern an den Wänden hinauf, und durch das offene Fenster taumelte der Duft der Herbstblumen herein.

In diese Stille, in der zwei Seelen die Wege zukünftigen und vergangenen Glückes suchten, sang die Laute Kaspars hinter der Gartenmauer ein sehnsuchtsvolles Lied. Der glückliche Geselle konnte seine Freude, daß ihm Margaretens Prunkbecher zum Meisterrecht verhalf, nicht mehr allein tragen, er mußte sie seiner Herzliebsten künden und in einer Melodie ausströmen. Und sie sang in die stille Stube hinein wie ein lachendes Fragen und Sagen und wärmte die frierende Seele des träumenden Ratsherrn

wie ein Glücksfunken der versunkenen Freude. Es war ihm, als öffne sich sein Herz. Der Klang der Laute rief die Stunden wieder wach, die seinem Lebenslenz Sonne waren. Er sah Bilder auftauchen, berauschend schön; sah seine Geliebte tanzen, ihre Augen sprechen, und hörte seine eigene Laute im Spiel Kaspars. Ihn überkam die Sehnsucht, das einst so geliebte Instrument aus dem Kasten zu holen und zu erproben, ob er es noch meistern könne.

Margarete war auf leisen Sohlen aus der Stube geschlichen, ihrem Liebsten den Gruß mit heißen Lippen zu lohnen. Da nahm Hirschvogel die Laute aus dem Schrein, stimmte sie mit zitternden Händen, und traumselig entlockte er ihr ein Lied, zu dem seine Herzliebste getanzt hatte. Und die Saiten folgten willig seinen Fingern. Noch war es ein wehmütig Klingen; aber bald fügten sich die Töne zu Akkorden und gaben die Melodie frei. Das Lied seiner Jugend zog durch die Stille, es zog hinaus durch den Garten zu den Liebenden, die es erlauschten und nicht wußten, daß eine Sehnsucht aus vergangenen Tagen es neu belebte. Die Geister waren geweckt, und nun entströmte der alten Laute Lied um Lied vom Glück der Jugend. Margarete ahnte, daß ihr Vater die Laute schlug, schied von ihrem Geliebten und eilte in die Stube zurück. Sie setzte sich leise, wie sie gegangen war, in die Erkerecke und sah den Vater verwundert an, wie er über die Laute gebeugt dasaß und wie seine Blicke durch das offene Fenster in die Ferne schweiften. Träne um Träne lief über seine Wangen, während er spielte. Als aber der Tränen immer mehr wurden und er seine Rührung nicht mehr verhalten konnte, ließ er die Laute zu Boden sinken und schlug die Hände über sein Gesicht im heftigen Aufschluchzen.

Margarete sprang zu ihm hin, kniete sich zu seinen Füßen nieder und legte ihr Goldlockenköpfchen in seinen Schoß. Sie wagte es nicht, ihn aus der Versunkenheit zu rufen, aber er spürte ihre Ergriffenheit. Leise ließ er seine

Finger durch ihre Locken spielen, und langsam sprach er, als spreche er zu sich selbst:

„Das Lautenlied hat mir eine vergangene Zeit lebendig gemacht und alle Glückseligkeit meiner Jugendtage wieder erweckt. Es war mir, als wäre der Geist einer holden Jungfrau, die dereinst mein Leben beglückte, auf den Lautentönen zu mir herübergeglitten aus der Ferne, über die bangen Jahre, die uns trennten. Da ist sie vor mir gestanden wie einmal, als der Flieder in ihrem Garten blühte und ihre Augen von Liebe redeten. Da hat sie mir geboten, ihr meine Lieder zu spielen, wie damals, und sie hat wieder so hold getanzt."

Margarete hob ihr Köpfchen zum Vater empor. Ihre Augen sahen ihn verständnisvoll an, sie wußte ja, was die Liebe vermochte. Sie fühlte, wie auch sie würde trauern müssen ihr Leben lang, wenn ihr der Geliebte entrissen wäre. In ihrer Ergriffenheit stammelte sie leise:

„Vater, fühlet Ihr es auch, wie stark Gott in der Liebe ist? Aus Eurem Lautespiel hab' ich Freude und Jubel, aus Euren Tränen Leid und Kummer gelesen. Habet Vertrauen zu mir, Vater, erschließet mir Euer Herz, es wird Euch leichter werden. Ich will Euch trösten dürfen, denn Trost ist der Heiltrank, der die Wunde schließet."

Der Traumverlorene schmiegte seine Wange in ihr Lockengold. Mit Worten der Poesie erzählte der Vater seinem Kinde von den Tagen seines Glücks. Aus schwärmerischem Herzen floß rhythmisch das Märlein vom Lieheswunder zweier Seelen, von einer Jugend Glück und Not, vom Opfermut der starken, großen Liebe und von der Sehnsucht nach Mutter und Kind, die in der Fremde von seiner Liebe nichts wußten.

Die Abendschatten hüllten Blumen und Büsche im Garten in ihr graues Schlafgewand. Leise, verirrte Geräusche und Vogelmelodien, die sich aus der Stille erhoben, tappten in die Stube herein. Sie mischten sich verträumt in die innigen Worte Hirschvogels. Allmählich wurde es dunkel, und die Nacht sah mit zitternden

Sternenaugen auf die leise schluchzende Margarete, die ihren Vater innig umschlungen hielt. Die todtraurige Stimme des Erzählers wühlte in den Schmerzen und Sehnsuchten, die so lange Jahre in seinem Herzen eingeschlossen waren.

„Sie wird bald zu mir zurückkehren, mein Kind," schloß der Ratsherr, „und du wirst sie so lieb haben, als wäre sie deine Mutter, denn du gleichst ihr. Sie wird mir den Sohn bringen, und du wirst den Bruder so lieben, wie ich ihn lieben werde. Sie hat mir heut ein Zeichen gegeben, das mich mit neuer Zuversicht erfüllt. Ich will die Stube für sie bereit halten, mit Blumen schmücken, daß sie ihre Heimat so wiederfinden möge, wie sie einstmals sie verlassen hat."

Margarete versprach dem Vater alles und ging in den Garten hinaus. Unter dem Fliederbaume dachte sie noch einmal über das Schicksal ihres Vaters nach, das sie so seltsam berührte. Eine nie gekannte Angst legte sich um ihr Herz. Schluchzend rief sie in die Nacht hinein: „Kaspar, Geliebter, wie wird es uns ergehen? Wird uns dasselbe Leid treffen? Wird deine Armut, die dich so drückt, auch die meine werden?"

Der Ratsherr spielte noch einige Lieder und barg die Laute wieder im Schrein, zündete die Lampe an und suchte die Schatulle mit den Briefen und Reliquien seiner Geliebten hervor, in die er seine wehmütigen Gedanken verspann. Nun war er wieder bei ihr, er fühlte ihre Nähe, fühlte ihre Arme um seinen Hals gelegt und trank ihre Küsse — bis sie ihm wieder entglitt.

Durch die Nacht aber irrte ihre Seele und schluchzte: „Gottes Wille!"

Es war eine schlaflose Nacht für Margarete.

Das Fenster ihres Gemaches war offen, und die Angst der irrenden Seele fand zu ihr. Es schlief schon alles draußen. Kein Baum raunte, keine Blume flüsterte. Der kühle Atem der Nacht hauchte über die wachen, verängstigten Augen der Jungfrau, die keinen Schlaf fand.

Was war das für ein bewegter Tag heut? Wie kam es, daß sie mit einem Male so tief in die wunde Seele ihres Vaters blicken durfte? Welch herrliche Worte tiefen, seelenvollen Wissens hatte sie heut von dem nackenstarren Wilibald vernommen, den sie sonst als lustigen Courmacher und Verseschmied kannte. Wie hatten ihr seine Worte heut in die Seele geredet, und wie hatten sie ihren Vater niedergedrückt! Wie war dieser Gelehrte mit reichen Gaben ausgestattet, und ihr Vater verstand ihn nicht, er wollte ihn nicht verstehen, weil er sonst seine fromme Überzeugung eingebüßt hätte. Jetzt erfaßte sie ihres Vaters Frömmigkeit; nach seinem Geständnis kam er sich so sündhaft vor, daß er im Glauben Stützen suchte, die seine Seelenqualen tragen sollten.

Und heut hatte Kaspars Lautenlied alle Ängste des Vaters wieder heraufbeschworen. Sie kamen wild und unbarmherzig auf den klingenden Tönen der Melodie und wurden zum Sturme. Ein Schauer überrieselte den Leib Margaretens, sie stöhnte auf: „O Kaspar, warum hast gerade du es sein müssen, der an die Seele des Vaters so ungestüm pochte? Bist du von ihr gesendet, die ihn nun wieder so sehnsuchtsvoll umschleichet? Nun verstehe ich auch deine Armut, Geliebter! Dein Franz von Assisi war ein Krösus gegen deine Nöte! Du bist jetzt mir, was einst die Geliebte dem Vater war.“ Da fuhr die Jungfrau plötzlich auf, sie setzte sich im Bett, und ihre Arme schlang sie um ihre Wangen. Sie erinnerte sich des Geständnisses, das ihr der Geliebte machte vom Leben seiner Mutter. Auch sie war stumm, auch sie verstieß die Sippe der Patrizier, auch sie brachte ein Opfer ihrer Liebe, das sie zur Märtyrerin werden ließ, und floh aus der Heimat. — Leise wimmerte die Geängstigte. Dann kamen ihr klare Gedanken, sie wußte, daß Kaspars Mutter gestorben war, die Geliebte ihres Vaters aber lebte, er wollte ihr eine Stube bereiten, da er sie erwartete: „Es gibt viele stumme Mägdlein und viele Patrizier auf der Welt, das müssen nit immer dieselben sein“, dachte sie, und ein Lächeln ver-

klärte wieder ihr holdes Gesicht: „Wie könnte das sein? Wenn Kaspars Mutter und mein Vater sich geliebt hätten, da wäre ich doch seine Schwester? Wie könnte das sein, da ich ihn doch ganz anders liebhaben muß, als man einen Bruder liebhaben kann?"

So beruhigt, sank sie in ihre Kissen zurück. Ein Beben aber blieb in ihrer Seele, das sie beunruhigte.

Der kühle Nachtwind trug ihr den Duft der welkenden Reseden und Verbenen zu, sie sog ihn tief ein, aber es war ihr, als käme er von einem Grabe zu ihr. In den Sträuchen und Hecken knisterte es, wenn der Wind in sie hineinfuhr und das Laub schüttelte. Sie hörte die welken Blätter über den Kiesweg tanzen. Eine Fledermaus schoß in die Kammer, stieß mit den Flügeln an Kasten und Wände und fuhr wieder hinaus. Margarete erschrak, daß ihr der Atem stockte. Das Sternenlicht streute sein nebeliges Silber in die Kammer herein, darin bewegte sich der Schatten des Fliederbaumes wie ein unheimliches Ungetüm. Margarete zog die Decke über ihr Gesicht, ein Fürchten fiel sie an, gern hätte sie das Fenster geschlossen, aber sie lag starr da, von der Angst wie gelähmt, und wagte sich nicht aus dem Bett heraus.

Der Wind ließ nach, das Bangen und Fürchten schläferte die Geängstigte ein, da — mit einem gellenden Aufschrei schnitt eine ferne Frauenstimme die Stille durch. Ein langer, schmerzvoller Aufschrei. Angst, Grauen, Wut und Trotz lag in dem Schrei, der alle Ängste weckte, die ringsum lauerten. Ein Schrei war es, der über die Wiesen lief und jeden Schlaf aufstörte.

Margarete befiel eine namenlose Furcht, ihr Herz schien stille zu stehen. Ein Zittern überlief sie. — Wieder dieser entsetzliche Schmerzensschrei! Sie wollte rufen, daß dieser Schrei ersticke, aber sie fühlte sich wie gelähmt, ihr Ruf blieb ohne Klang. Was war in dieser Nacht geschehen, von der sie wußte, daß sie aus einem tiefen Brunnen gestiegen war? Waren alle irrenden Geister lebendig geworden, alle Ängste losgelassen?

Da hörte sie die Türe gehen. Der Vater trat bleich, mit einer flackernden Kerze in der Hand, zum Bett seiner Tochter. Nun löste sich die Furcht in ihr, sie umschlang seinen Hals und stöhnte leise:

„Vater, ach mein armer Vater! Habet Ihr den Schrei vernommen?“

Der Ratsherr beugte sich über sie, küßte ihre kalte Stirne und sagte müde:

„Mein Kind, ich vernahm ihn. Er klang so voller Klage, so voller Schmerzen. So mag die liebe Stumme geschrien haben, als sie meinem Kinde das Leben gab. So mag sie geschrien haben in ihrer Seele, als sie am Schandpfahl stand, als sie ihre Schande in fremder Welt bekennen mußte. So mag sie jetzt nach mir schreien, und mein Herz ist doch festlich geschmückt mit aller Liebe, sie und meinen Sohn zu empfangen.“

Margarete ergriff die Hand des Vaters, ihr Blick sah ihn bange an:

„Wisset Ihr gewiß, daß sie noch am Leben ist, Vater? Wisset Ihr das?“

„Ja, mein Kind, sie muß leben. Wäre sie verstorben, meine Seele hätte es von ihr erfahren, denn sie liebet mich. Ihre Liebe ist so stark, daß sie zu mir gefunden hätte. Heute bange ich um sie, mir ist, als wolle sie mir ein Zeichen geben. Ich habe vorhin, ehe der Schrei anhub, ein lichtes Gestaltlein vor dem Fenster gesehen, nur einen Augenblick lang, das hat sehnsuchtsvoll die Arme nach mir ausgebreitet und dann gegen Nürnberg gewiesen.“

Da atmete Margarete auf, sie dachte: „Kaspars Mutter ist vor einem Jahre verstorben.“ Zu ihrem Vater sagte sie mit trostreichen Worten:

„Ihr irret mit Euren Gedanken in der Nacht herum wie ich mit den meinen. Gebet nun den Qualen Urlaub. Keine Schuld kann so groß sein, als daß Gott sie nit löse vom Wege des Büßers. Sehet zu Gott empor, er sieht alle Angst der Menschenseele; liebet ihn, denn er ist die Liebe; Ihr habt nichts getan, daß Ihr ihn fürchten müßtet.

Eure Seele ist rein von Schuld; was Ihr gelitten habt, ist in Gottes Willen heilig. Gehet zur Ruhe, armer Vater, bald ist die Sonne wieder da, und ihr Licht scheucht alle Ängste und Vorstellungen hinweg."

„Das Licht!" seufzte der Ratsherr. „Ob sie es aber wieder sieht? In dieser Stunde war sie bei mir mit all ihrer Liebe. Aber ich will hoffen, daß sie mir das Zeichen ihrer Sehnsucht gab, sie mag auf dem Wege gegen Nürnberg sein mit ihrem, mit meinem Kinde, deinem Bruder. Sie stellt in dieser Stunde vielleicht ihre große Liebe auf den Altar, vor dem ich knie."

Er strich über ihre Locken mit zitternder Hand, küßte sie auf die Stirn; dann trat er zum Fenster, horchte hinaus, es war still. Da schloß er die Fensterflügel und ging gebeugt in sein Schlafgemach.

Vater und Tochter hatten ihre Ruhe wiedergefunden und schliefen ein . . .

Drüben auf der Hallerwiese, am Rande des Gehölzes, lag Erika, des Gauklers schönes Weib, blutend im Grase. In wilder Liebe lag sie vordem in den Armen Hans Dürers. Der war am Abend ruhelos um die Gartenmauer Hirschvogels geschlichen, hatte das Lautespiel des verträumten Ratsherrn gehört und gedacht, daß Kaspar bei Margarete sei. Viele Stunden lang lauerte er dem Gesellen in eifersüchtiger Wut auf. Da er ihn nicht traf, suchte er Erika, die im Grase kauerte. Aus der nahen Weinschänke drang wüster Lärm über die Wiese. Er riß Erika mit sich fort in das Gehölz. Bei den wilden Küssen des Weibes vergaß er Haß und Eifersucht. Da suchten die Augen des betrunkenen Gauklers sein Weib und fanden es. Wild schrie er auf, da er sie in sündhafter Umschlingung mit einem Fremden traf. Hans löste sich von ihr und lief davon. Der Betrunkene und Betrogene aber hieb in blinder Wut auf sein Weib los. Da gellte ihr Wut- und Schmerzensschrei durch die Nacht. Es war der Schrei, der an den Seelen der Wachenden rüttelte und ankündigte, daß auch sie solchen Schrei werden ausstoßen müssen,



Maria mit der halben Birne.
(Ölgemälde. 1512. Hofmuseum, Wien.)



Marter der zehntausend Christen unter König Sapor.
(Ölgemälde. 1508. Hofmuseum, Wien.)

wenn das Schicksal die Keule über ihre Schuld und Unschuld schwingen wird; denn beide waren belastet mit der sündhaften Liebe — wie Erika.

Am andern Morgen stand in der düsteren Studierstube in St. Johannis Albrecht Dürer vor Hans Hirschvogel. Die beiden Männer hatten eine lange Aussprache, in der Dürer von Margaretens Tode erzählte. Wie ein vorsichtiger Arzt dem Kranken tropfenweise den bitteren Trank eingibt, so wog der gemütvolle Meister jedes Wort ab, das von dem traurigen Sterben, von dem unerschütterlichen Gottvertrauen und der Glückseligkeit verschwiegener Liebe, die im Tode noch opferwillig war, ergreifend berichtete. Von Kaspar sprach er nichts. Soviel Hirschvogel auch bitten mochte, Dürer sagte nur:

„Fraget mich nit, Ehrbarer, ich darf den Eid nit brechen. Ehret den letzten Wunsch der Verstorbenen, sie hat es dem Willen Gottes anheimgestellt, wie Ihr den Sohn finden sollt. Greifet nit vor, laßt erst seine Liebe zu Euch erstarken, denn nur in Liebe sollet Ihr ihn finden. Gottes Wille führt uns alle zum Ziel."

Eine Amsel sprang auf den Fenstersims und äugte in die Stube. Der Meister nahm ein Brotkrümlein aus der Tasche und warf es ihr zu. Hastig pickte es das Vöglein auf und flatterte davon. Hirschvogel sah Dürer dankbar an; für Menschen und Tiere hatte des Meisters Geben ein sich immer gleichbleibendes Erbarmen.

Zaghaft nahm Dürer ein Blatt aus seinem Büchlein und reichte es dem Ratsherrn hin: „In dieser Nacht ist mir der Gedanke gekommen, ein klein Muttergottesbild aufzureißen, das will ich fleißig malen. Einmal, da ich gen Mantua wanderte, fand ich das Vorbild dazu am blumenbunten Gestade des Gardasees. Da ich das heilige Wesen wiedersah, wie es sterbend in verklärter Liebe die Frucht ihres Leibes Gott aufopferte, ist mir Zug um Zug in meiner Seele festgeblieben. Ihr, Ehrbarer, habt es so in Eurem geistigen Sehen, für Euch ist es nit entstellt, und so wird es Euch nahe sein und Trost bringen."

Der Ratsherr sah das Bild und erkannte die feinen Züge Margaretens, die als Maria den Jesusknaben im Schoße hielt. Mit sinnigem Andeuten hatte Dürer das Knäblein eine halbe Birne im Händchen halten lassen. Von der süßen Frucht des Lebens hatte Margarete die Hälfte genossen, die andere sollte dem Vater zuteil werden. Der Ratsherr erkannte diesen Gedanken.

„Euer Herz ist weit, Meister, jeglichem Geschöpfe tuet Ihr wohl. Dort der Amsel, und hier mir, und ich weiß, daß Ihr selber leidet. Euch hat Gott mehr gegeben als die Kunst, er gab Euch . . . ."

„Die Kümmernis, Ehrbarer, für mich und für die, die ich liebe. Ja, ich leide. Für mich ist bei anderen wenig Verstehen. Und das ist mir über alles so wohlgetan, daß ich barmherzig sein kann beim Leid anderer. Das fremde Leid ist immer noch größer als das eigene; wer das erkennt, dem ist das Leben erträglich. Darum sollt auch Ihr am fremden Leid das Eure messen, und Ihr werdet sehen, daß Gottes Gnade Euch doch immer nahe ist und daß Gottes Wille es vermag, aus harten Stunden ein Fünklein Glück zu schlagen. Der eine Ring Eures Erlebens mit Margarete hat sich schmerzlich geschlossen. Wie aber wird der andere Ring sich schließen, der Eurer Kinder Erfüllung einkreisen soll? Gott möge Erbarmen haben, daß sich nit das Schicksal der Eltern in ihren Kindern wiederhole, denn es stehet geschrieben: ‚Die Schuld der Väter rächt sich an ihren Kindern.' Euer Sohn und Eure Tochter sind geworden wie Ihr und Margarete wart, zur Zeit, da eure Liebe aus der Knospe sprang."

Einige Tage später zog Hirschvogel mit Tochter und Gesinde aus der herbstlich rauhen Sommerwohnung wieder in sein behagliches Haus nach Nürnberg zurück. — Sein Wesen war ein anderes geworden; er hatte keine Erwartungen mehr, die Freude des Wiedersehens seiner Geliebten war erloschen, sie war tot. Er wurde einsamer und seine Frömmigkeit noch tiefer. Als stolzer, unbeug=

samer Ratsherr wurde sein Wort strenger, wenn es galt, dem lockeren Abfall von Kirche und Papst unter den Ratsherren zu steuern. Wie ein Schwert traf seine Rede die Humanisten, die Nürnberg von der Herrschaft Roms befreien wollten. Die Angst um sein Seelenheil wuchs immer mehr, er machte Gelübde, verschenkte manche Hube Ackerland an die Klöster, und sein Sinn stand danach, seine Tochter einem Frauenkloster anzugeloben, wenn Gott ihm den Sohn gebracht haben werde.

In einer solchen Stunde frommer Ergriffenheit, die er über den Schriften der Kirchenväter verbrachte, trat Kaspar mit dem Prunkbecher in seine Stube. Das Meisterstück hatte ihm Ehre errungen. Da erhoffte der junge Meister jetzt besonderes Lob vom Ratsherrn. In seiner Seele stand der Wille, Ehre in seiner Kunst zu erreichen; in seinem Herzen thronte die Geliebte, für die er sich einen ruhmvollen Namen schaffen wollte. Vor allem aber mußte er die Gunst des Ratsherrn suchen, von dem er doch die Hand seiner Tochter erbitten wollte, sobald die Zeit dazu herangereift sein würde.

Hirschvogel begrüßte den jungen Meister mit wohlwollenden Worten; seine Blicke irrten über dessen schöne Gestalt, und wieder kam ihm der Gedanke, er müßte ihn doch schon vor langer Zeit gesehen haben. Als er den Becher gewahrte, den Kaspar seiner Hülle entledigte, schaute er ihn mit Erstaunen an. Er stellte ihn näher zum Licht, drehte ihn, besah ihn wohlgefällig von allen Seiten und rief:

„Fürwahr, da habt Ihr ein auserlesen Werk geschaffen! Das wird den Schönheitssinn meiner herzlieben Tochter erfreuen! Wie gefällt Euch das Ding, Geselle?“ Wohlgefällig lächelte er Kaspar an. Der war bewegt von dem Beifall des Ratsherrn.

„Es ziemt sich nit, mein eigen Werk hervorzuheben. Es ist aus meinem Sinnen entstanden, wie es entstehen mußte, wenn es eine so holde Jungfraue erfreuen soll. Aber ich bin der Ehren mancherlei bedacht worden von den Meistern der Goldschmiedezunft. Sie haben mir das

Meisterrecht zuerkannt. Auch Dürer hat rühmlich den Becher gelobt. So finde ich mein bescheidenes Können gekrönt genug."

Hirschvogel sah bei dem Klang dieser Worte Kaspar genauer an. Die breiten Schultern, der fein geformte Kopf mit den lebhaften Augen, dem kleinen Bart auf der Oberlippe, erinnerten ihn daran, wie er einst war, als er in glücklicher Liebe mit seiner Herzliebsten durch den Maien schritt. Er zitterte leise und dachte, wie doch Gott die Geschöpfe einander ähnlich schuf. Versonnen hörte er den Klang der Stimme Kaspars, auch der glich dem seinen. Nur einen Augenblick fand dieser Gedanke in seinem Sinnen Raum, das Selbstbewußtsein des jungen Meisters wischte ihn wieder fort. Ohne daß er es eigentlich wollte, sprach er mit harter, strenger Stimme:

„Da verzichtet Ihr wohl auf mein Lob, wenn es Euch genug gekrönt hat? Ihr solltet Euch größerer Bescheidenheit befleißen, es steht einem jungen Meister übel an, das Lob anderer auf sein Schild zu malen. Da aber Euer Becher in Form und Zierat ein neu Ding ist, das noch unverstanden scheint, so mag das Lob Grenzen haben, die von dem Verstand vieler erst festzustellen sind. Lasset mich mein Schauglas zur Hand nehmen, meine schwachen Augen können das feine Schmelzwerk nimmer erkennen. So es meine Probe besteht, sollt Ihr auch mein Lob und Euren Lohn erhalten!"

Der Ratsherr suchte im Schreibpult das geschliffene Glas. Kaspar stellte sich, verstimmt von dem hochmütigen Einwand Hirschvogels, zum Fenster und hielt ihm den Becher zum Beschauen hin. Eine Blutwelle rötete sein Gesicht, sein Stolz erwachte, und er sprach:

„Ehrbarer Rat, Euer Lob wird mich am meisten ehren, Eueren Lohn aber fordere ich nit, denn ich stehe im Dienste Meister Glims; ihm kommt zu, was er verlangt. Findet aber Eure holdselige Tochter Gefallen an dem Becherschmuck, so trägt sie selbst das Verdienst daran, denn ihrem Liebreiz ist der Sinn dazu entsprungen!"

Der Ratsherr betrachtete unter dem Schauglas das Konterfei Margaretens und lächelte erfreut über die schöne Arbeit der neuen Kunst. Er schmunzelte:

„Ei, da habt Ihr alles Erwarten übertroffen! So schön ist ja mein Kind nit!"

„Meinet Ihr?" eiferte Kaspar; „und ich bin voller Zweifel, ob ich auch diese maienholde Schönheit erfaßt habe. Da mag noch so manches mangeln, ehe das Konterfei die Schönheit Eurer Tochter erreicht. Es ist aber mein erstes Bildnis, das ich in Schmelzwerk ausgeführt habe. Übet Nachsicht, ehrbarer Rat!"

Der Ratsherr sah Kaspar lächelnd an, diese Rede gefiel ihm. Dann aber drehte er den Becher, um den Reifen mit dem Blumenelfenreigen zu besehen. Er betrachtete die Maienhulden und nackten Blumengeisterchen, die aus Rosen, Tulpen und allerhand Blumen sprangen. Seine Stirn rötete sich, unwillig drehte er den Becher. Plötzlich ließ er das Glas sinken. Mit zornigen Blicken sah er Kaspar an, all seine beschauliche Freude war dahin. Mit bebendem Finger wies er auf die nackten Blumenelflein und schrie den erschrockenen Meister an:

„Was habt Ihr bei diesem nackenden Figurenzauber gedacht? Sprecht's rasch aus, ich kann's nit fassen!"

Kaspar wußte nicht, wie ihm geschah, er stammelte:

„All die Lieblichkeit Eurer Tochter ließ ich in der Huldigung der Blumengeister um ihre Königin reigen."

„Und was noch?" herrschte ihn der Ratsherr an. Kaspar flüsterte zaghaft:

„Und wie ihr Liebreiz in mir das Wunder vollbracht hat, so soll es die Maienkönigin ehren."

Hirschvogel hatte sich in seinen Lehnstuhl geworfen. Tiefer Unmut furchte seine Stirn. Seine Stimme aber klang wie Schwertklang in die Seele des Erschrockenen:

„Vermessen seid Ihr ohnegleichen! Steht Euch meine Tochter so nahe, daß Ihr Euch diese Huldigung erlauben dürfet? Wer seid Ihr, was wollet Ihr von ihr? Spielet nit mit den Gefühlen einer Patriziertochter, zu der Ihr

die Blicke nun und nimmer erheben dürfet! Jung Blut ist voller Unbesonnenheit, ich hab's erlebet!"

Kaspar war einige Schritte zurückgetaumelt. Verzagt ließ er den Kopf hängen und dachte daran, wie erst der Gestrenge ihn schmähen würde, wenn er wüßte, daß er sein Kind in tiefinniger Liebe geküßt hatte. Hirschvogel aber sprach zornig weiter:

„Glaubet Ihr, mit diesem Heidenzauber eine fromme Jungfraue zu ehren? Ich sage Euch, das ist Ketzerwerk! Es ist ein gottlos, antikisch, sinnliches Unterfangen von Euch, einer ehrenwerten Jungfraue zuzumuten, daß sie Gefallen an dem Reigen der nackenden Weiber haben soll! Wollt Ihr es den heidnischen Poeten und Malern nachtun? Habt Ihr nit mehr Achtung vor der heiligen Kirche? Hei ja! Ihr Schönheitsbringer aus dem Lande der Hellenen, wo habt ihr euren Herrgott hingetan? Wollet ihr ihn auch schon im Becherwerk lästern? Lasset den Phidias und den Apelles im Grabe ruhen! Ihre Zeit ist vom Christenglauben längst überwunden. Ihr kommet daher, brüstet euch über eure Reform und wollet der frommen Väter Weisheit mit euren Lügenmänteln behängen! Ei ja, das nennt ihr die neue Kunst! Ich aber sage Euch, Geselle, die verlogenen Pegasushirten und die Schönheitsapostel sind des Teufels Knechte, sie wollen uns um den reinen Glauben betrügen. Wir aber brauchen in dieser Zeit, wo sich die Sünden der Abtrünnigen breitmachen, einen Glauben, der gestützt sein muß von Schwertern! Neue Scheiterhaufen müssen wir errichten, um all den Unflat zu verbrennen! Zum Papst müssen wir halten, er steht an Gottes Stelle unter uns. Erkennet das, Geselle, und lasset ab von dem sündhaften Heidentum! Reißet den gleisnerischen Hexentanz vom Becher, ich dulde ihn nit. Schmelzet mir dafür die Legende der heiligen Maienkönigin Maria auf den Zierreifen, das wird meinem Kinde als Christfestgabe besser frommen. Habt Ihr's vernommen? Einen andern Sinn kenne ich nit! Widerlegt mir ihn, wenn Ihr's vermöget."

Kaspar stand da, als hätte ihn ein schwerer Traum genarrt. Er konnte kein Wort hervorbringen. Der zornige Ratsherr aber war aufgesprungen, rüttelte ihn an den Schultern und schrie:

„Wisset Ihr's nit: wer die Kunst schändet, schändet Gott!"

Da erwachte Kaspar aus seiner Erstarrung, löste sich von den Händen Hirschvogels, sprang einen Schritt zurück, und in seinem Stolz rief er dem Wahnwitzigen zu:

„Euer Sinn ist Betrug an Euch selbst. Im Zorn kann der Mensch seinen Geist nit meistern. Ich bin ein frommer Christ und liebe Gott, Ihr fürchtet ihn. Richtet nit über die Kunst! Dazu seid Ihr nicht unparteiisch genug! Meine Seele ist frei vom Heidentum, meine Kunst ist rein und geht der Natur nach. Meine Mutter hat mich gottesgläubig erzogen. Meine Mutter, die keine Stimme hatte, betete fromm, nit wie der Eiferer, der keine Seele hat. Ihre Augen haben mir von Gottes Größe mehr erzählt, als es sonst ein Mensch vermocht hätte. Meine Mutter, die eine Märtyrerin war, stand Gott näher als der Papst. Meine Mutter hat die neue Kunst nit geschmäht, sie hat mich sie gelehrt!"

War es das Wort, war es ein Mahnen der Geliebten, die auch mit ihrer Augen Sprache zu ihm von Gott redete, daß plötzlich der Zorn des Ratsherrn in Schreck sich wandelte? Was hatte der Geselle von einer Stummen zu reden, die als Märtyrerin Gott näher stand als der Papst? Was war es, das so plötzlich an das Herz des Ratsherrn griff? Kaspar sah den erschrockenen Blick nicht, der ihn zu durchdringen suchte, er stand in seinem Stolze da wie ein Held, der sein Reich, die Kunst, verteidigte.

„Wenn ich den Becher mit Blumenseelen zierte," sprach er ernst weiter, „so gedachte ich meiner toten Mutter, die ein Engel war und wie ein Engel reigen konnte. Ich habe sie geformt im Becherschmuck als Blumenseele, die sie war. Hättet Ihr gewollt, daß ich den Becher mit der Legende der Maienkönigin Maria schmücken sollte,

es wäre auch dann meine Mutter geworden, deren Vorbild ich am heiligsten finde. Sie hat den Weg über Dornen gehen müssen, der Heimat fern, und hat ihre Liebe in sich getragen, wie Parsival in dem Becher des heiligen Gral das Blut Christi. Meine Kunst gilt ihr; nennt Ihr sie aber ein Ketzerwerk, so habet Ihr keine Seele!"

Er wendete sich stolz ab, nahm den Becher in seinen Arm und ging.

Da war es dem Ratsherrn mit einem Male, als sähe er seine Geliebte im Mondenschein auf der Wiese unter den Blumen reigen. Er zitterte am ganzen Leibe, starrte Kaspar nach, als müsse er ihn zurückrufen. Sein Herz pochte; mit gellender Stimme schrie er auf:

„Mein Sohn — er ist mein Sohn!"

Dann brach er bewußtlos zusammen.

So fand ihn Margarete, die den Schrei hörte und erschrocken herbeigeeilt war. Sie hatte keine Ahnung, daß Kaspar bei ihrem Vater war. Als Hirschvogel seine Augen aufschlug, fragte sie ihn besorgt, ob er krank sei, ob ihn etwas erschreckt habe.

„Ein Wahngebilde hat mir den Sinn verwirrt", flüsterte er wie gebrochen. „Gehe, gehe — laß mich allein. Ich hab' nachzudenken, wie es wohl sein würde, wenn über meinen Weg ein neues Wesen schritte. Ich will zu Gott beten, denn eine Ahnung sagt mir, daß er seinen Willen erfüllen will. Gehe jetzt und schicke mir den Hausdiener, er soll für mich einen Gang tun!"

Zitternd legte Hirschvogel die Hände zum Beten zusammen, er fand aber keine Andacht. Kaspars Bild, in seinem Stolze, in seiner Mutterliebe, stand vor den Augen des Erregten, und in seinen Ohren hämmerten die Worte: „Sie hat den Weg über Dornen gehen müssen, der Heimat fern, und hat ihre Liebe in sich getragen wie Parsival in dem Becher des heiligen Gral das Blut Christi." Er sprang auf, ging zum Schreibpult und schrieb auf einen Zettel an Meister Glim, er möge ihm den Becher wieder

schicken. Nichts dürfe geändert werden daran, er müsse bleiben, wie er sei. Seinem Schrein entnahm er eine Handvoll Gulden, schob sie in einen Lederbeutel und schrieb zu dem Briefe noch hinzu: „Dies mag ein Trinkgeld sein für den, der mir den Becher so meisterlich geformt hat.“

Der Diener trug das Schreiben zu Meister Glim, brachte den Becher und den Guldenbeutel zurück und sagte dem Ratsherrn, daß der Geselle kein Trinkgeld nehme. Dieser stolze Sinn Kaspars sprach günstig für ihn im Herzen Hirschvogels.

Als der Prunkbecher wieder am Schreibpulte stand, verschloß der Ratsherr die Tür, nahm sein Beschauglas und betrachtete die reigenden Blumenseelen. Er erkannte immer eine und dieselbe Gestalt in den lieblichen Elfen: „Kaspars Mutter.“ So voller Anmut und Lieblichkeit war sie, daß ihm die Augen in Tränen standen.

„So hast du gereiget, Herzliebste“, flüsterte er in wehmütiger Ergriffenheit. „So bist du gewesen, so aus den Blumen entstiegen. Da hat Gott ein Wunder getan. O Margarete, also willst du mir deinen Sohn zuführen?“

Schluchzend warf sich Hirschvogel über das Schreibpult. Lange lag er in Bangen und Wehmut, in Ergriffenheit und Freude. Dann barg er den Becher in seinem Schrein, nahm die Laute, und, als fürchte er, daß jemand die Klänge hören könnte, spielte er leise die Melodie, zu der seine Liebste so lieblich getanzt hatte.

Am äußeren Tore der Katharinenkirche wurde von Lehrbuben ein altes Gemälde, die „Geburt Christi“ darstellend, befestigt; darunter mit großen Eisenschrauben eine breite Tafel, auf der zu lesen stand, daß am heiligen Ostermontag nachmittags eine Singschule der Nürnberger Meistersingerzunft abgehalten und an einem Singer die meisterliche Freiung solle vollzogen werden, wozu alle Gönner und Freunde der Meistersingerzunft eingeladen seien.

So erfuhren es die sangliebenden Bürger, daß vom Singerstuhl, nach dem Geläut der Osterglocken, der ehrsame Männergesang die österliche Auferstehung feiern wolle. In die Frühlingszeit der Seelen, in die Auferstehungsfeier der Hoffnung, die triumphierend aus den Gräbern stieg, wollten die Meistersinger ihre Weisen erschallen lassen zu frommer Beschaulichkeit.

Die meisterliche Freiung betraf Kaspar, den jungen Goldschmied, der alle Herzen der Meistersinger mit seiner Stimme Macht und Wohlklang erobert hatte, so daß man kein Bedenken trug, ihn nach so kurzer Zeit in die Zunft aufzunehmen.

Darüber freute sich in hohem Maße des Ratsherrn Töchterlein Margarete. Kaum daß ihr diese Kunde zugetragen wurde, lief sie zu Leonhard Nunnenbeck und bat ihn, den seidenen Meisterkranz für den Bewerber um das Meisterrecht des Gesanges sticken zu dürfen. Der alte Meister erkannte wohl an dem rot erglühten Gesicht der Jungfrau, aus welchem Antriebe sie den Meisterkranz flechten wollte; er stellte sich aber schelmisch zur Abwehr:

„Was glaubet Ihr denn, Jungfraue! Der junge Meister könnte sich gar gröblich versingen, könnt' arge ‚Fehler' und ‚Laster' in seinem Bar hervortun, so daß ihn die Merker schimpflich vom Singerstuhl weisen müßten. Da wär' Eure Mühe umsonst und das Kränzlein ohne Sinn! Lasset das lieber!"

Margarete lachte schelmisch über diese Sorge.

„O lieber Meister, ehrenwert und weise, der Ihr der Zunft Vorsteher seid, so viel müsset Ihr von der Kunst verstehen, daß Kaspar von Gott begnadet ist für den Gesang. Der wird nimmer versingen, und kein Merker kann ihm ein ‚Laster' einkerben! Mein Kaspar — —" Da schlug sie verschämt die Hand auf den Mund und schwieg. Wie hatte sie sich so verraten können!

Nunnenbeck lachte schelmisch, und gütig sagte er:

„Ja, wenn es E u e r Kaspar ist, ja freilich, wie könnte der versingen? Da machet nur hurtig das Kränzlein und

vergesset nit, daß Ihr zu den Kornblumen ein Blümlein hinzuwindet, das Eurem Kaspar holderen Spruch verkündet, als ihn die Merker wissen!"

„Verratet mich nit, Meister! Ihr seid der einzige ..."

„So, der einzige?" sagte er schalkhaft. „Wisset Ihr nit, Jungfraue, daß der Liebesgott ein Glöcklein läutet, das die heimlichste Minne hinausrufet in die Welt? Wer Eure Äuglein funkeln sieht, der hört das Glöcklein klingen. Und Euer Kränzlein wird das Glöcklein mächtig schwingen lassen!"

Margarete erhob sich auf ihren Zehen, ihre Händchen faßten nach den Ohren des großen Mannes und rauften sie ein wenig:

„Daß Ihr es besser klingen hört, muß ich die Muscheln Eures Gehörs ein wenig lüften, Ihr schlimmes Dichterlein. So, jetzt macht ein Meisterlied aus Eurem poetischen Sermon, das soll Sturm läuten!" Sprach's und lief davon.

Nunnenbeck lachte herzlich dem Schalk nach.

In ihrem Erker saß nun die Jungfrau früh und spät und formte aus bunter Seide ein gar zierlich Blumenkränzlein für ihren Meistersinger. Wenn sie der Ratsherr fragte, für wen sie das Kränzlein winde, da lächelte sie versonnen und flüsterte errötend:

„Für einen, der viel schönere Kränzlein zu formen versteht. Nehmt's nach dem Sinn, am Ostermontag werdet Ihr's erfahren!"

Und er erfuhr's; denn liebere Freude kannte er nicht, als der Singschule beizuwohnen und die frommen Lieder der Meistersinger zu hören. Er saß an diesem Nachmittage im Chorstuhl, eingehüllt in den pelzverbrämten Mantel, die Ratsherrnkette unter dem steifen Krausenkragen würdig zur Schau tragend. Neben ihm saßen Dürer mit seinem Bruder Hans und Margarete mit der kichernden Frau Gärtnerin. Die Kirche war angefüllt von den festlich gekleideten Bürgern und Bürgerinnen, sie konnte nicht alle die fassen, die den Meistersingern gerne lauschten. Und

eine meisterliche Freiung war immer ein Ereignis, da durfte keiner fehlen, der irgendeine Würde vertrat.

Ein Flüstern und Tuscheln ging durch die Kirchenstille, als die Meistersinger paarweise, voran der würdige, weißhaarige Leonhard Nunnenbeck, zur Empore schritten, wo der Singerstuhl gleich einer Kanzel stand. In einem weiten Ringe stellten sich die Meister auf und sangen einen weihevollen Chor nach der Art der Ordensherren in den Klöstern. Wie Orgelklang ertönte der mächtige Gesang durch den Kirchenraum und stimmte die Lauscher zu weihevoller Andacht.

Nach dieser Einleitung traten die Merker zu dem Merkertisch, der, mit Vorhängen umschlossen, unter der Kanzel stand. Das Hauptsingen begann; es galt, den diesjährigen Davidspreis, die goldene Kette mit den großen Schaumünzen behangen, zu ersingen.

Ein stattlicher Meister erstieg den Singerstuhl, nahm sein Barett ab, und nachdem ihm der oberste Merker zugerufen hatte: „Fanget an!", sang er eine fromme Weise. Als er nach dem ersten Bar zum Abgesang gelangte, hielt er, wie es sich geziemte, eine Weile inne, bis ihm der Merker wieder zurief: „Fahret fort!" Sein Gesang war volltönend und so schlicht, daß sich die Lauscher daran innig erfreuten.

Eine Anzahl anderer Meister sangen als Bewerber um den Davidspreis noch ihre selbst ersonnenen Weisen; dann hielten die Merker Rat, um zu erforschen, wer der „Übersinger" sei, dem der Preis gebühre. Das war jener, der die wenigsten Fehler vermerkt hatte. Als sich der Vorhang öffnete und die Merker würdevoll in den Kreis der Meister traten, verkündete der eine laut und feierlich den Namen des „Übersingers". Es war der bekannte Name des Rotgießers Meister Peter Vischer.

Ein freudiges Gemurmel lief durch den Kirchenraum, als dem beliebten Rotgießer, der sich geziemend verneigte, von Nunnenbeck die goldene Davidskette umgehängt wurde. Die Meister reichten dem Sieger ehrerbietig die

Hände, schüttelten die seinen bieder, und aus den Kirchenstühlen wurde lauter Beifall gezollt.

Den zweiten Preis, das grüne Kränzlein mit der Kornblume, hatte sich Dürers Bruder, der Goldschmiedmeister Andreas, ersungen. Darüber freute sich Dürer gar inniglich und nickte ihm aus dem Chorstuhl herzlich zu.

Kaspar stand, in seinen venezianischen Mantel gehüllt, abseits von den Meistern an einen Pfeiler gelehnt. Er sah männlich schön aus, wie ein Edelmann. Seine Augen ruhten unverwandt auf Margarete. Wie sehnte er sich nach ihr. Seit dem Auftritt mit ihrem Vater hatte er sie nicht gesehen. Eine Angst und eine unbezwingbare Scheu hielt ihn ab, sich der Lieblichen zu nahen. Wie oft schlich er an den Winterabenden an Hirschvogels Haus vorbei, nach den Fenstern spähend, um den Schatten der Geliebten zu erblicken. Am Christabend übergab er der lustigen Frau Gärtnerin ein zierliches Angebinde für Margarete, es war eine feingearbeitete silberne, winzige Laute. Als er an diesem Abend, den er bei Meister Albrecht verbrachte, heimkam, fand er ein Päckchen auf seinem Tische. Darin lag eine zierlich gestickte Seidenrose für sein Barett und ein Brieflein von Margarete, in dem sie schrieb: daß sie ihm danke für die Laute, die sie alsogleich geküßt habe, da sie glaube, daß er sie ohne seinen Kuß nicht abgeschickt habe. Sie wolle sie jetzt täglich an die Lippen drücken, da sie seine so gar nicht erreichen könne. Er mag auch seine Liebe in all die Blumengeisterlein hineingeschmolzen haben, die den herrlichen Prunkbecher zieren, den ihr der Vater als Christgabe verehrte. Sie habe aber auch für ihn eine fleißige Stickarbeit geschaffen, damit er ihres Herzens Gedanken daraus lesen könne. Die Rose habe sie hundertmal geküßt im Seingedenken, er möge sich die hundert Küsse heraustrinken...

Das war eine Freude für Kaspar! An jedem Morgen führte er die Kußrose an seine Lippen. Heut trug er sie zum ersten Male auf seinem Barett, und wie Margarete während des Gesanges der Meister hold errötend zu ihm

hinsah, nahm er das Barett von seinen Locken und führte die Rose an seinen Mund. Hei, wie schlug sie da züchtig ihre Blauäuglein nieder. Als sie sie wieder hob, lächelte sie beglückt, als hätte sie selbst den minnigen Kuß empfangen. O du süße Liebestorheit, wie ist doch dein Spiel so maienhold!

Als Meister Glim zu dem Pfeiler trat, an dem Kaspar süßversonnen lehnte, schrak dieser auf. Nun war die Reihe an ihm, er durfte sein Meisterlied singen.

Die Meister schlossen wieder einen Ring, die Merker schritten in ihr Gestühl, und der greise Nunnenbeck deutete Kaspar an, den Singerstuhl zu besteigen. Als er oben stand, begann er alsogleich nach den Regeln der Tabulatur in der „spitzen Palmweise" den Gruß an die Meister mit herrlicher, weittragender Stimme zu singen:

„Gott grüß' euch alle insgemein,
Die ihr allhier zugegen seind,
Anzuhören den löblichen Meistergesang,
Freud' zu schöpfen aus Wort und Klang!"

In weiteren, vorgeschriebenen Versen grüßte er die Merker, daß sie seinen Gesang milde richten mögen. Der letzte Vers enthielt die Bitte, daß man ihn lehren möge, wie er zur Meisterschaft gelange und ob er eine Probe singen dürfe, um darzutun, daß er der Würde teilhaben könne. Er habe Weise und Ton dazu frei ersonnen.

Der oberste Merker ließ sich laut und gewichtig vernehmen, daß man seine Probe hören wolle, und rief zu ihm hinauf: „Tut Eure Prob'!"

Flink suchten die Blicke Kaspars die Augen seiner Herzliebsten, und als sich so Seele in Seele ergossen, begann er in weicher Melodie zu singen:

„Unter dem Flieder beim flimmernden Glanz
Reigen die feinen,
Unsichtbar kleinen
Elfen im Tanz.
Was haben die reigenden Elfen im Sinn?
Wollen in dem Lenzerwachen
Lieder singen dir zum Preise,

Dich umschwingen heimlich, leise,
Himmlisch dir entgegenlachen,
Heil'ge Maienkönigin. —
Das haben die Elfen im Sinn.

Steh' ich versonnen beim blühenden Baum
Unter dem Flieder,
Hör' ich die Lieder
Leise im Traum.
Was haben die klingenden Lieder im Sinn?
Wollen Gott im Himmel loben,
Der die Schönste hat erlesen;
Unter allen Erdenwesen
Dich hat auf den Thron gehoben:
Heil'ge Maienkönigin! —
Das haben die Lieder im Sinn."

Als Kaspar mit bewegter, bezwingender Stimme sein Meisterlied gesungen hatte, ging ein Raunen und Bewundern durch den Kirchenraum. Margarete schlug züchtig ihre Augen nieder, ihr Gesicht war so rot wie eine Rose, und ein süßer Schauer lief über ihren Leib. Wußte sie doch, wem der Sinn des Liedes galt. Frau Gärtnerin drückte ihr die Hand und flüsterte in ihr Ohr: „Denk' an die Fliederlaube, Häslein, und freue dich, sein Lied gilt dir, Maienkönigin!"

Hirschvogel starrte den Sänger unverwandt an, er sah immer deutlicher in ihm den Sohn. Sein Herz pochte, er nahm den Sinn des Liedes als fromme Deutung für den Becherschmuck. Zu Dürer flüsterte er erregt:

„Meister, ach Meister, deutet mir nur das eine: Wie kann mein Herz so freudvoll pochen, wenn ich den Sänger ansehe? Ist Gottes Wille so nahe dabei, mir den Sohn zu schicken?"

Dürer senkte seine Blicke und flüsterte:

„Grübelt nit, Ehrbarer, greifet dem Ratschluß Gottes nit voraus, es könnte Euch gereuen. Harret der Stunde, die er ausersehen hat, der lieben Toten letzten Willen zu erfüllen. Haltet aus!"

In der Seele Dürers aber rief eine Stimme: „Gott helfe dir, du armes Singerlein!"

Als die vier Merker aus ihrem Gehäuse traten, war es wieder still in der Kirche. Der erste Merker verkündete feierlich, daß „Gesäße“ und „Bar“, „Weise“ und „Ton“ ohne Fehl gesungen seien, und wie die Goldschmiedekunst des Meisters wäre auch sein Lied neuartig, da der Ausklang fehle. Nunnenbeck rief Kaspar in den Kreis der Meister und sang ihn an nach dem Sinn der Tabulatur. Feierlich vollzog sich die meisterliche Freiung.

Kaspar zog sein Barett vom Kopfe und gelobte, er wolle dem Meistersang Treue halten, ihn vor Spott oder Ungunst schützen. Nach den Regeln der Tabulatur begann ein Fragen und Antworten in Reimen nach vorgeschriebenen Melodien, die im Wechselgesang der Baßstimme Nunnenbecks und des Tenores Kaspars den herben, simplen, handwerklichen Ausdruck verlor.

Als die Freiung zu Ende war, gab ihm Nunnenbeck den ehrenvollen Handschlag und legte ihm den Meisterkranz auf das Lockenhaupt. Aufrichtige Bewunderung lief durch die Kirche.

„Traget ihn stolz, ihn hat Eure Maienkönigin gewunden!“ flüsterte er ihm leise ins Ohr.

Kaspars Blicke suchten die Herzliebste. Die stand im Chorstuhl, die Hände auf der Brust überkreuzt, ihre goldenen Locken schimmerten unter der Seidenhaube, ihre Augen waren auf ihn gerichtet. Ihre Lippen flüsterten tonlos, was ihr das Herz zuraunte, aber keiner hörte es. Der Ratsherr sprang plötzlich wie aus einem Traum erwacht auf und griff nach dem Arme seiner Tochter, mit zitternder Stimme sprach er zu ihr, als spräche er zu einer anderen:

„Die Stunde rollt langsam. Mein Herz aber gehet voraus, es erkennt das nahende Glück in der Ferne schon.“ Seine Blicke suchten den jungen Meistersinger, und mit festerer Stimme flüsterte er Margarete zu:

„Keinem Würdigeren hat deine Geschicklichkeit den Seidenkranz geflochten. Jetzt erkenne ich den, der viel schönere Kränzlein zu formen versteht. Mein liebes Kind,

harrest auch du ihm entgegen? Hat auch dir eine heimliche Stimme zugeflüstert: ‚Der ist's!'?"

Sie neigte purpurüberglüht ihr Köpfchen, gedachte des Minneglöckleins Nunnenbecks und flüsterte bange:

„Ich weiß nur, daß er der schönste und beste ist unter allen Singern."

„Ja, Kind, da hast du ihn recht erkannt. Und nun komm, die Freiung ist zu Ende, wir wollen den jungen Meister grüßen!"

Paar um Paar schritten die Meistersinger dem Ausgang der Kirche zu. Das Volk drängte sich an sie heran, um den jungen Meister besser zu sehen, dessen Lied sich in alle Herzen hineingesungen hatte. Manch ein Jungfräulein seufzte minnig auf, da es den schönen Jungherrn stolz daherschreiten sah wie einen Geschlechtersohn. Funkelnde, begehrliche Augen grüßten ihn freudig, denn ein schönerer Singer ward seit langem nicht gefreiet.

Am Kirchentor standen Margarete und Frau Gärtnerin. Als Kaspar in seiner neuen Würde zu ihnen trat, warf ihm die lustige Kathi ein Himmelsschlüsselblümlein zu und rief schalkhaft:

„Schließe auf den Himmel deiner Minne, du stolzes Meistersingerlein!"

Er wußte, daß sie als Sendbotin der Geliebten das Blümlein warf, und preßte es an seine Lippen.

Nun umringten ihn die Freunde; Hirschvogel und Dürer beglückwünschten ihn zu der neuen Würde. Der Ratsherr sah ihn so wundersam an, daß es sich Kaspar nicht deuten konnte. Ehrerbietig verneigte er sich. Hirschvogel faßte nach seiner Hand, und mit zitternder Stimme flüsterte er ihm zu:

„Lasset allen Groll wider mich fahren, Jungmeister! Tut es Eurem toten Mütterlein nach, die hat über Dornen gehen müssen und hat doch ihre Liebe in sich getragen, wie Parsival in der Schale des heiligen Gral das Blut Christi trug."

Einen Jubelschrei hätte Kaspar ausstoßen mögen, so

erfreuten ihn des stolzen Ratsherrn Worte. Er bezähmte sich aber und sprach:

„Ehrbarer Rat, Eure Gunst ist mir eine hohe Ehre. Gott gebe es, daß ich mich ihrer würdig erzeige. Ich danke Euch, daß Ihr meiner lieben Mutter in dieser Stunde in so inniger Weise gedenket. Mein Groll war kurz, jetzt muß er sich in Liebe wandeln!"

Der Ratsherr hätte am liebsten den schönen Jüngling an seine Brust gerissen, Dürer aber legte ihm die Hand auf die Schulter und mahnte ihn so. Da schritt er langsam mit Dürer weiter, seine sehnsuchtstrunkenen Blicke aber gingen dem Sohne nach.

Im Dürerhause war reges Leben. Die Druckerpresse dröhnte, und die Gesellen hatten reichlich Arbeit. Die zweite Auflage der „Apokalypse" war ausgedruckt, und die Bogen lagen in hohen Stößen aufeinander, des Buchbinders harrend. Von dem lieblichen „Marienleben" liefen die letzten Bogen durch die Presse, und schon standen die Formen und die Holzstöckeln für die große „Passion" bereit zur neuen Auflage. Meister Hieronymus hatte flinke Arbeit getan, und Frau Agnes freute sich der neuen Kunstware, die sie in ihrem Kramladen und auf den Märkten zu verkaufen gedachte.

Das Gewölbe zu ebener Erde des Dürerhauses war angefüllt mit Stichen und Druckblättern, das breite Schaufenster war behangen mit den letzten Arbeiten des Meisters, auch mit Stichen anderer Meister, die Frau Agnes des Geschäftes halber zum Verkauf übernommen hatte. Sie bestellte einige Kolporteure, die die Kunstware auf fremde Märkte und von Haus zu Haus auf Dörfern und in Städten herumführten. So blühte der Kunsthandel der rührigen Dürerin auf, sie war mächtig stolz, und Meister Albrecht ließ sie schalten wie sie wollte.

Allmählich begannen die Bürger ihre Stuben mit den Stichen und Holzschnitten zu schmücken, kauften Flugblätter mit Gedichten und frommen Psalmen, die Dürer

ersann; aber auch die Ratsherren und Patrizier sammelten die Blätter, und das versöhnte Frau Agnes wieder mit den Humanisten.

Meister Albrecht wanderte in seiner versonnenen Art durch die weiten Werkstatträume, unterwies Gesellen und Malknaben und freute sich des Eifers, der alle Arbeit fertigbrachte. Oft malte er tagelang, dann zeichnete er auf die Holzstöckeln oder stach Kupferplatten. Am liebsten aber verkroch er sich in seine Erkerkammer hoch oben unter dem Spitzdach, grübelte darüber nach, was er zur Erleichterung der Arbeiten brauchte. Er konstruierte Zeichenmaschinen, mittels deren er auf einer Glasscheibe einen Gegenstand in der Perspektive sicherer visieren konnte, schrieb an seinen Erfahrungen über die Kunst, und sann darüber nach, wie er auf leichtere Weise Druckplatten herstellen könne. In rastloser Tätigkeit erfand er die Kunst des Radierens.

Sein Arbeitstisch, der an das breite Butzenscheibenfenster gerückt stand, zeigte in seinem bunten Durcheinander des emsigen Meisters rastloses Forschen. Da lagen geschliffene Eisenplatten und polierte Kupferplatten, mit Harzmischungen überzogen und mit Ruß angeschwärzt, umher, auf denen die Radiernadel feine Zeichnungen hervorgeritzt hatte. Allerhand Tiegel mit Wachs- und Harzlösungen standen herum, dazwischen machten sich die Flaschen mit Ätzsäure und Scheidewasser gar wunderlich breit. Ganze Kloben Wachs klebten auf Holztafeln, mit dem der Meister wannenartige Wände um die radierten Metallplatten aufbaute, darin sich die Säure Zeit lassen konnte, das vom Ätzgrund bloßgelegte Metall allmählich tiefer zu ätzen.

Halbfertige oder mißlungene Platten, auf denen in derben Umrissen oder in fein schraffierter Genauigkeit allerhand Köpfe und Gestalten eingeätzt waren, gaben Zeugnis, mit wieviel Geduld und Grübelei Dürer die Radierkunst ersann. Ätzgrund und Säuren mußten zusammengestimmt werden. Immer wieder neue Versuche

wendete er an, um einen säurefesten Ätzgrund zu finden, der nicht abbröckelte und nicht porös wurde.

Als er endlich so weit war, daß ihm die Ätzung auf Kupfer gelang, und er nur noch mit der kalten Nadel nachhelfen brauchte, radierte er den Christuskopf, wie er ihm in den Fieberphantasien erschienen war. Er stellte diesen schmerzdurchwühlten Ausdruck so dar, wie er ihn damals beim Erwachen aus dem Traume aufgezeichnet hatte. Um dieser Vision Seele zu geben, stellte er das Gesicht Christi auf das Schweißtuch der Veronika, von Engeln getragen. Er rang sich bei dieser Arbeit zur tiefsten Erkenntnis des Schmerzes durch, den er im Muskelspiel und in dem Dulderblick so seelenvoll schilderte.

Aber diese künstlerische Meisterleistung, die er in seiner Radier- und Kaltnadeltechnik so liebevoll ausführte, brachte ihm wenig Gewinn, da die geringe Einätzung nur einer kleinen Auflage Abzüge standhielt. So forschte er weiter, um durch Ätzung und Nachstich den Platten längere Druckdauer zu geben. Das gelang ihm auf Eisenplatten besser, darauf haftete der Ätzgrund sicherer, und die Säuren fraßen die Striche tiefer aus als auf den Kupferplatten. Nun wendete sich Dürer mehr dieser Technik zu, wie sie ja auch die Plattner auf Rüstungen in derber Weise schon früher angewendet hatten. Aber Dürer gab ihr erst Seele und Bedeutung, und so schuf er die Radierkunst.

Aber auch andere Arbeiten hielten des Meisters unstetes Grübeln fest. Er formte in Wachs zarte Reliefs, die er dann in Gips goß. Die Plastik, wie er sie seinen Holzschnitten verlieh, reizte ihn zum Formen. Bald waren ihm die Gipsabgüsse zu nüchtern, und er schnitt in den weichen Kelheimer Stein ähnlich seinem „Marienleben" Reliefs, die das „Leben Johannis des Täufers" darstellten. Dieser Arbeit widmete er sich nicht lange, er mochte eingesehen haben, daß sie ihm zuviel Zeit nahm. Aber Pirkheimer fand großes Gefallen daran, er erwarb sie für seine Sammlung. Auch Hans Imhoff der Jüngere war von der feinen, mühevollen Modellierkunst Dürers

begeistert und ließ sich sein Wappen in Wachs ausführen, das dann in Silber gegossen werden sollte. So kamen die beiden auf die Idee, der Schwester des jungen Imhoff, die sich mit Sebald Reich verlobt hatte, eine Kassette mit einem Silberrelief, von Dürers Meisterhand modelliert, zum Brautgeschenk zu machen. Die Seitenwände sollte Dürer in Kelheimer Stein schneiden. Die beiden Freunde waren auf die Idee gekommen, diese Kassette in antikem Stil ausführen zu lassen, das Silberrelief am Deckel sollte eine nackte Venus darstellen.

Dürer lachte, als ihm Pirkheimer diesen Auftrag lüstern und umständlich erklärte:

„Und da soll ein nackend Weib der Braut den Hinweis geben, der süßen Pflichten einer Eheliebsten sich zu fügen? O Wilibaldus, was seid Ihr für ein Schlemmer!"

Pirkheimer zupfte Dürer am Barte und schaute ihn mit listigen Augen an.

„Lachet nit, heiliger Albertus", sagte er schelmisch. „Ist etwan gar Euer antikischer Geist in den scharfen Ätzsäuren, so Ihr Euren armen Kupferplatten eingebt, so zerfressen, daß Ihr das Weiblichschöne nimmer empfindet? Ja, wenn das holde Jüngferlein von Venedig käme, da ließet Ihr all diese schwarze Kunst stehen und vergrübeltet Eure funkelnden Augen in das warme, weiche Fleisch ihres Leibes. Ich kenne Euch, Heimlichschleicher. Warum kasteiet Ihr Euch gar sosehr? Das Leben ist doch schön; wer seine Freuden nit sucht, der schafft sich Übellust. Die alten Griechen waren frohe Menschen, weil sie Weib und Wein geliebt haben. Ihr müßt auch einmal von Eurem Hauskreuz los, ein Stündlein!"

„Schimpfieret mir mein' Agnes nit —"

„Ist sie Euch gar so ein Schönheitswunder, daß Ihr alle andern Weiber nit anschauen möget?" ärgerte sich Pirkheimer.

Dürer lachte über den Eifer des Freundes und faßte ihn an den breiten Schultern.

„Wilibaldus!" sagte er schelmisch, „Euch wär' so eine

Agnes gesund! Ich will sie Euch einmal ein paar Tage leihen, die wird Eurem Weiberzeug heimhelfen und fleißig Wasser in die starken Weine gießen, auf daß Ihr das Podagra wieder verliert. Und jetzt bekennt, Ihr habt den Schalk in Euren Augen sitzen, der verratet Euer Gebaren. Was wollt Ihr mir antun?"

„Das werdet Ihr bald sehen!" sagte der Ratsherr lachend, er wußte ja, daß Dürer in seinen Gedanken lesen konnte. „Nehmt ein Holztäflein und einen Barren Wachs, nehmt Eure Beinstichel, Euer Skizzenbüchlein und den Silberstift. Ich führe Euch in mein Griechenland, dort sollt Ihr ein fein Venusbildlein nach dem Leben visieren und in Wachs formen für die Brautschatulle. Ein Stündlein Schönheit trinken wird Euch wieder durstig machen. Eure Kunst ist mir gar zu schmerzensreich!"

Dürer sträubte sich nicht lange, suchte sein Werkzeug zusammen und folgte dem Freunde in dessen Haus am Marktplatz, der ihn in seiner Stube bald allein ließ.

Pirkheimers Arbeitsstube war ein kleines Museum an wissenschaftlichen Apparaten, Skulpturen und antiken Ausgrabungen, aber auch ein großer Bücherschrein. Alle Wände waren angefüllt mit Gestellen, darin alte und neue Folianten aufgetürmt standen. Diese malerische, staubige Unordnung war eines Gelehrten würdig, das bunte Durcheinander, in dem die großen Himmelsgloben und astronomischen Schaugläser breitspurig neben feinen Bronzen und Silbertreibkunst standen, gefiel dem Künstlersinn Dürers. Er fühlte sich behaglich in diesem Wirrwarr und dachte oft, was wohl Frau Agnes da für Ordnung schaffen würde! Viele Stunden, halbe Nächte hatte er in diesem Raume den astronomischen und astrologischen Erklärungen Wilibalds gelauscht, jedes Ding war ihm vertraut, es deckte ihm geheime Naturwunder auf, so daß auch seiner Seele Augen und seines Geistes Regsamkeit die Unendlichkeit der Gottesschöpfung erfassen lernte. Insbesondere gab seinem Grüblersinn die Sternenwelt ausgiebige Aufgaben.

Der temperamentvolle, leidenschaftlich rauhe, gelehrte Ratsherr fand in Dürer den geduldigen Hörer, der seinen Forschungen auf allen Gebieten des Wissens eifrig folgte. Das sanfte Wesen Dürers, das zu dem aufbrausenden, stürmischen Charakter Pirkheimers im Gegensatze stand, beruhigte diesen so wohltuend, daß die Bande ihrer Freundschaft immer inniger wurden. An Dürers Sanftmut und seelenvoller Ergriffenheit zerschellten die aufgewühlten Gefühlswogen Pirkheimers, und die glatte Ruhe in der Seele Dürers trieb mächtige Ringe, wenn des Freundes Temperament darüber hinbrauste.

So sann Dürer, während er der Überraschung harrte, die ihm Wilibald bereiten wollte, den Stunden nach, die ihn dem gelehrten Freunde so nahe brachten. Aus dieser Beschaulichkeit erweckte ihn ein übermütiges Lachen, und als er sich wendete, stand Frau Kathi Gärtnerin in ihrer voll erblühten, üppigen Schönheit in der Mitte der Stube, aller Gewandung entblößt.

„Da habet Ihr Wilibalds Griechenland!" sagte sie schelmisch, „schaut mich an; bin ich nit wie Frau Venus?" Liebeshungrig schritt sie auf ihn zu und lachte: „Jetzt entkommt Ihr mir nimmer, heiliger Albrecht! Einmal hab' ich Euch geküsset, da waret Ihr wie von einer Sünde entheiligt. Einmal habt Ihr meines Leibes Glut gespürt, da waret Ihr wie ein Kind, das nit weiß, ob's Hunger hat oder satt ist. Jetzt aber sollet Ihr mich als Frau Venus besehen und dabei froh sein! Ziehet Euer Büßergewand aus, legt die Toga um und bekränzet Euer Gelock mit Rosen! Hei ja, Ihr seid im Griechenland!"

Dürer war mit Glut übergossen, als er die lüsterne, reife Frauengestalt sich wohlig in den Hüften wiegen sah. Seine Versonnenheit schwand, und er fühlte sich wieder sicher. Wußte er doch, daß Frau Gärtnerin ein Schalk war und sich allen Späßen willig zeigte; da nahm er ihre Lustigkeit auch von der heiteren Seite. Lächelnd sagte er:

„So also schaut Wilibalds Griechenland aus? Da

mußte der Phidias mächtig viel Marmor brauchen, wenn er das meißeln wollte. Seht Euch mein Klümplein Wachs an, daraus soll ich all Eure Rundlichkeit schaffen? Ihr seid wahrhaftig eine üppige Venus, ich möchte nit der Tanhuser sein, in Eurem Hörselberg müßt' ich Seele und Leib einbüßen."

Frau Gärtnerin lachte in ihren hellen Flötentönen, sprang auf Dürer zu, schmiegte sich an ihn an:

„Ich will Euch Seele und Leib lassen, nur ein bißl lustig sollt Ihr sein. Ihr versauert ja in dem Brotteig, in den Euch Agnes rührt. Lustig, Dürerlein, Ihr könnt es ja! Wie Eure Augen lachen! Ach, Eure Augen sind gar so schön! Und Eure Lippen sind so weich. Lasset das Grübeln, jetzt steht die Lebensfreude vor Euch, die will Euch lustig sehn! Die Kunst braucht Frohsinn, der ewige Schmerzensmann quält Euch die Dornen in die Seele! Ich mein's so gut mit Euch wie der Wilibald. Der hat mir aufgetragen, daß ich Euch die Augen blanklachen soll. Lachen sie? So lasset sie doch lachen, da sind sie noch tausendmal schöner!"

Dürer war gebannt von dem Frohsinn dieser Frau, die das Leben liebte und keine Trübsal kannte. Zaghaft tasteten seine Finger über ihren Leib, seine Freude taute auf, die Lippen auf ihre weiße Schulter pressend, ließ er sich von ihr aufheitern. Er gab ihr einige Stellungen, in denen er sie skizzierte; dann modellierte er ihren Rückenakt auf dem Täflein wunderfein in Wachs. Das lustige Gezwitscher ihrer Stimme berauschte ihn dermaßen, daß er alsbald in seliger Selbstvergessenheit in ihren Armen lag.

Die Dämmerung war längst hereingebrochen, als kichernd und tänzelnd das sinnliche Weib hinter dem Vorhang verschwand.

Albrecht stand am Fenster, und ihm war, als hätte er sich eine schwere Schuld aufgeladen. Er bereute es, daß er sich von dem lüsternen Weibe hatte umgarnen lassen; er ärgerte sich, daß sie das leichte Spiel mit ihm gewonnen hatte. Ihr Lachen klang ihm jetzt wie ein

Hohn in den Ohren, gemütlos und leichtsinnig. Er dachte an Judith, und seine Freude war wieder dahin.

Pirkheimer ließ den Freund nicht lange in seinem Kummer, er rüttelte ihn wieder wach. Das Relief gefiel ihm, schalkhaft rief er ihm zu:

„Meisterlein, wie hat Euch mein Griechenland geschmeckt? Bin ich nit auch so sanftmütig wie Ihr? Hat Euch meine Venus nit lustig gemacht? Ist meine Freundschaft nit Eurer Kunst tiefsinniger Merker? Wie hättet Ihr das Venuslein finden können, hätt' ich's Euch nit aus meinem Griechenland geschickt! Jetzt wollen wir's fein säuberlich von Eurem Bruder Endres in Silber gießen lassen, und einen Gipsabguß schick' ich Eurem Gönner, dem Kurfürsten Friedrich, der sieht solche nackende Weiblein gar zu gern!"

Dürer trat ernst zu seinem Freunde, und in seinen Augen flackerte ein feuchter Glanz.

„Ich kann die Freude nit ertragen, Wilibald; lasset mich wieder heimgehen in meine Kümmernis, die ist mir vertrauter. Euer Griechenland ist zu sündhaft! Nehmt's nach dem Sinn."

Er ging, und Wilibald konnte ihn diesmal gar nicht verstehen.

Im Dürerhause lief eine hemmende Welle durch die Gedanken der Schaffenden, die sich lähmend auf die Gemüter legte. Frau Agnes war in ihre Arbeit vertieft, aber ihre Nadel war nicht so flink wie sonst. Seit gestern hatte Albrecht kaum ein Wort zu ihr gesprochen. Seine scheue Miene heut früh gab ihr zu denken. Hatte am Ende Kathi mit ihrem Lachen den Albrecht behext? Es war ihr unverständlich, daß diese Frau sich so nackt vor den Augen des Meisters zeigen konnte, denn Frau Agnes erkannte auf dem Wachsmodell des Reliefs für Pirkheimer Kathi, und Albrecht hatte es gar nicht geleugnet, daß er sie nach dem Leben visierte. „Immer diese nackenden Weibsbilder," dachte Agnes, „immer die heidnischen

Götter sind es, die den Mann aus seinem so schwer gefundenen Gleichmut bringen."

Eifersüchtig grübelte sie nach, wie sie es beginnen solle, ihm diese schamlose Kunst zu verleiden. „Gab es nicht genug Vorbilder in der Heiligen Schrift, die ihm mehr Nutzen und Ehre einbrächten als dieser Heidenspuk? O diese Humanisten! Die haben keine Sitte und keinen Gott, die schlemmen dahin in wüster Zügellosigkeit und reißen den guten Mann mit sich. Nun sieht er wieder mit seinen schönen Augen in die Weite und grübelt in seiner Stube Dingen nach, die nutzlos und ketzerisch sind." So dachte die gute Frau, die keinen Blick in die Seele des armen Meisters tun konnte.

Hans Dürer vertändelte die Zeit in seinem Groll, in den ihn die Eifersucht versponnen hatte. Dabei lenkte sein krankhafter Gemütszustand diese Ereignisse gegen ihn selbst, und das nahm seinem Denken die Klarheit, seinem Willen die Kraft, und er konnte sich des Anströmens von Feindseligkeiten, die er in allem, das ihn umgab, erblickte, nicht erwehren. Selbst sein Werkzeug beschuldigte er, daß es sich seinem Willen nicht fügen wolle; er zerbrach die Pinsel, die seinen Wünschen angeblich widerstrebten, weil er nervös wurde; verrieb die soeben gemalten Striche, weil er glaubte, sie widersetzten sich seinem Gedankenbilde, und zerriß eine Skizze, die ihm mißlang, weil er sie ohne Ernst zur Arbeit verdarb. Die Gesellen lachten über seinen Unmut und neckten ihn im Glauben, er habe wieder im Würfelspiel Geld verloren. Da wurde er zornig und grob. Schrie und stampfte mit den Füßen, es krampfte sich ein ohnmächtiger Trotz in ihm zusammen, den er schmerzhaft empfand.

In dieser seiner Enttäuschung lud er alle Schuld auf Kaspar. Er begann, ihn unmäßig zu hassen und schwor ihm Rache. Die furchtbarsten aller Martern erdachte er, mit denen er den Nebenbuhler demütigen wollte. Sein eigenes Leben wollte er aufs Spiel setzen, um den andern zu vernichten. Er schwelgte so lange in diesen Ge=

danken, bis ihn seine bessere Einsicht verlachte. Was hatte ihm denn Kaspar getan? Wenn er als Goldschmied Ruhm gewann, so war es doch seine Geschicklichkeit, die ihm dazu verhalf. Als Sänger mit so herrlicher Stimme mußte er doch jedes Herz gewinnen! Stand er nicht wie ein junger Gott am Singerstuhl und ersang sich den Meisterkranz durch seine unwiderstehliche Kunst? Wenn Margarete von ihm das Lautespiel erlernte, war das eine Intrige gegen Hans? Warum war er selbst so ohne Talente, so ohne sieghafte Kraft? Was konnte Kaspar dafür, daß sich alle Männer und Frauen an ihm erfreuten? Er war eben eine andere Natur, und bei alledem war er weder stolz noch hochmütig.

In dieser Haltlosigkeit seiner tyrannisierten Empfindungen wankten die Gedanken des gequälten Hans zwischen blindem Haß und wahrer Erkenntnis des Charakters Kaspars, so daß er allen Halt verlor und allmählich die Rachepläne aufgab.

Das Buch seiner Seele öffnete sich ihm; er erblickte darin seine selbstgefällige Oberflächlichkeit, nur leicht Erreichbarem zuzustreben, sich nicht vertiefen zu können in die Kunst wie sein Bruder, weil ihm jeder Glaube an eigene Kraft fehlte. Er nahm sich vor, die Häßlichkeit seiner aufbrausenden Gedanken auszuschalten, sich der besseren Einsicht unterzuordnen, die seinen Wünschen eine gerechte Erfüllung bereiten könnte, und seinen Leichtsinn zu lassen. Er wollte in ruhiger Beschaulichkeit seinen Charakter veredeln, um so die Achtung Margaretes zu erringen und ihre Liebe zu erobern. Denn er glaubte, daß sie ihn dann lieben müsse, wenn er wie Kaspar in der Kunst erfolgreich wäre. Unter dieser Erkenntnis wurde er wieder ruhig, und seine Arbeit ging ihm leichter von der Hand.

In tiefere Seelenkämpfe war Meister Albrecht verstrickt. In der Einsamkeit seiner Erkerstube sann er dem Trugschlusse seiner Ehe nach. Er hatte bisher alle Enttäuschungen, die ihm die Seelenlosigkeit Frau Agnes' be=

reitete, gleichmütig an sich vorbeigleiten lassen, denn er erkannte die guten Eigenschaften seiner Frau, die ihn in ihrer aufopfernden Liebe betreute und in ihrem guten Glauben, ihm das Beste zu wollen, wie ein Kind pflegte. Er spürte es in seiner Sanftmut kaum, daß ihr mangelndes Wissen und Verstehen seine Seele allmählich in ihre Sphären zog. Sie hatte ja keine Ahnung, wie es in seiner Sehnsucht nach Idealen aussah. Ihr Denken trieb das Mühlrad der Haussorge, ihr einziges Ziel war der Broterwerb. Er wußte, daß ihre Gründlichkeit und Nüchternheit jene Gefühle bestritt, die aus tieferen Einflüssen der Natur und der Schönheitsgedanken das Lebensziel anders erträumten, als es das Tagesmühen verlangt. So erkannte Dürer nun, wie sein vorbestimmtes Ziel, dem geistigen Entfalten Pläne zu werben, seiner Kunst die Freiheit und Schönheit zu geben, wie es ein Giorgione oder Tizian taten, unter der Geistesarmut seiner Frau sich immer weiter von ihm entfernte. Kaum hatte seine innere Kraft schönheitstrunken ein Ziel gefunden, das ihm Befriedigung verhieß, vertrieb es Frau Agnes mit ihrer nüchternen Anschauung. Sie vermochte es, in ihrer Triebhaftigkeit seine Stärke an sich zu ziehen und ihm die Freude am Erreichbaren zu verleiden. Ihr fehlte jedes tiefere Eingehen in seine Geistesströme, und dieses Erkennen enttäuschte und beengte Dürers Schaffenslust.

Früher war es ihm gleichgültiger, wenn er sah, daß sie seine Interessen nicht teilte; bei dem längeren engen Zusammenleben mit ihr aber ging ihr Wille allmählich in ihm über, und er beurteilte sein Schaffen immer mehr nach dem Verstehen seiner Frau; und doch wußte er, daß sie es nie übel meinte, daß sie nie mit Absicht störend in seine Seele griff. Nur ihr Wesen, das mit seinen geistigen Fähigkeiten und seinem Vorwärtsdrängen nicht Schritt halten konnte sondern weit zurückblieb, begriff nicht, daß Ideen, die über ihren Horizont hinauswollten, fruchtbar sein konnten, auch wenn sie nicht zum Broterwerb taugten. Da wurden dem empfindsamen Meister

diese Pläne zu Hirngespinsten, seine Enttäuschung kam ihm vor wie eine üble Laune, und ihn ergriff das Bangen um seine Kunst. Sein wahres Selbst verlor sich in der allmählich fix gewordenen Idee, Frau Agnes sei doch der gerechtere Prüfstein seines Schaffens. Er fühlte sich von ihrer Geschäftstüchtigkeit überflügelt, seine materiellen Erfolge verdankte er ihr, und er verlor die Kraft, sich dieser Frau entgegenzusetzen. Und doch mußte er nur neben ihr gehen, in den Stunden heimlicher Grübelei suchte er sich hinwegzutrösten aus ihrer Seelentyrannei. Er wurde scheu und schwach bei Dingen, die sich bei ruhigem Erwägen als sein Recht erwiesen; er verzichtete darauf, im Glauben, daß es seiner Frau doch nicht verständlich werden könne. Unter dem Willenszwang der harmlosen Despotin, die sich in keiner Weise schuldig wußte und nur glaubte, daß sie ihres geliebten Mannes Arbeit wohltätig fördere und ihm jede Lebenssorge willig abnahm, stumpften die höheren Gedankenströme Dürers allmählich ab. Er wurde kleinlich, unsicher, verlor das Maß für seinen Wirkungskreis und verschloß sich noch mehr in seine Gedankenwelt, die ihm nicht fruchtbar erschien.

Er vertiefte sich in wissenschaftliche Bücher, die ihm Pirkheimer lieh, und schrieb an seinem eigenen Werke über die Malerei.

Frau Agnes hatte das Silberrelief, das nach Dürers Wachsmodell sein Bruder, der Goldschmied Andreas, gegossen hatte, gesehen und über die Zwecklosigkeit solch nackter Frauenbilder gespottet:

„Diese Katharina ist ein schamlos Weibsbild, und der gelahrte Wilibald paßt besser als Kuppler in ein Freudenhaus als an den Ratsherrntisch. Du wirst in dieser Gesellschaft deinen frommen Sinn verlieren. Was brauchst du solche Dinge zu formen! Es ist schandhaft für einen ehrsamen Meister und Bürger, wie du es sein sollst! Was werden die Leute dazu sagen? Ach mein Albrecht, bin ich dir denn gar nimmer so viel wert, da du dich von mir abwendest und in dieses Heidenzeug zurückirrst? Ich hab'

gar keine Freude mehr an deiner Kunst; diese Humanisten machen dich zum Ketzer und Ludrian!"

In diese Worte verkroch sich die gequälte Seele Dürers, und seines Lebens Jammer schlug über ihm zusammen. Nur seine Grübeleien irrten in verängstigter Mutlosigkeit herum und suchten einen Halt an heimlicher Betätigung. Wohl fühlte er sich schuldbewußt, denn Kathis Silberlachen und ihre unbezwingliche Sinnlichkeit hatten seine guten Vorsätze besiegt. Auch seine moralische Kraft hatte er eingebüßt, und nun erfüllte ihn die Angst. Was war ihm noch die Kunst, wenn er sich keine Freiheit verschaffen konnte, ohne dabei zu entgleisen? Was taugten ihm Ideale, wenn sie Frau Agnes in die Ernüchterung zwang und mit dem Spülwasser ihrer Vernunft die heilige Flamme in ihm ausgoß. Auch kränkte es ihn, daß ihm der Ehrbare Rat Nürnbergs noch keinen Auftrag gab und der Kaiser seine Kunst nicht beachtete.

In diesem Gedankenwirrwarr unterbrach ihn Veit Hirschvogel, der Baumeister und Glasmaler. Er brachte ihm die Pläne für die Heiligen-Geist-Kapelle des Zwölfbrüderhauses, das der Rotschmied Matthäus Landauer stiftete. Dürer sollte mit dem Baumeister die Pläne beraten und die Ausschmückung der Kapelle übernehmen. Nach seinen Aufrissen sollte Veit Hirschvogel die Fenster malen. Das Altarbild: „Die Anbetung der heiligen Dreifaltigkeit" hatte Dürer in der zweiten Untermalung, auch einen kostbaren Rahmen dazu entwarf er und ließ die Figuren des Gesimsreliefs: „Hölle und Himmel" von Veit Stoß, der wieder nach Nürnberg zurückgekommen war, in Holz schnitzen.

Der weitgerühmte Glasmaler, der die herrlichen Fenster in der Sebalduskirche so kunstvoll geschaffen hatte, fügte sich dem Schöpfergeist Dürers willig, er verehrte ihn wie einen Erlesenen. Die Pläne mit den Gerippen der Kapellenfenster breitete er auf dem Tische aus, und Dürer sah die leeren Felder lange an. Sie belebten sich ihm plötzlich mit Gestalten und Ornamenten, so daß er nach kurzer Zeit

die Fenster fertiggemalt in seinen Gedanken sah. Er griff nach der Reißkohle, und ohne ein Wort zu sprechen, füllte er die leeren Flächen zwischen den Rippen der Fenstereinteilung mit den Gestalten, wie er sie in Gedanken erblickte.

Hirschvogel erstaunte über das rasche Erfassen und die Sicherheit, mit der Dürer seinen Ideen Gestalt gab. Wie aber der still sinnende Meister die Gruppen komponierte, daß sie in harmonischem Aufbau die Flächen füllten, das kam dem etwas schwerfälligen Baumeister wie ein Wunder vor; er konnte sich nicht mehr halten und rief:

„Ihr seid unheimlich, Meister Albrecht! Ich könnte es nimmer glauben, sähe ich's nit jetzt vor mir, wie Ihr die Gestalten bemeistert. Setzet hier einen Kopf, dort einen Fuß, eine Hand, ein Gewandstück hin, wieder ein paar Beine und Arme an anderer Stelle ganz unvermittelt, so daß es ausschaut, als hättet Ihr im Mutwillen das Allerhand über das Blatt verstreut nach Kinderart. Und jetzt zieht Euer Kohlenstift mit sicheren Strichen diesen Wirrwarr zusammen, daß die Figuren vollkommen werden und sich aneinanderfügen, wie ich das in hundert Aufrissen nit zustande bringen könnte. Für Euch ist eine Minute, was ein Tag für andere ist. Euer Geist ist so voller Figuren, und Eure Hand versteht es meisterlich, sie aufzureißen, als hättet Ihr sie mit großem Überlegen schon vorgezeichnet. Da bin ich gegen Euch nur ein armer Bettelmann! Wie macht Ihr das?"

Dürer sah verwundert den Glasmaler an, er fand es selbstverständlich, daß so und nicht anders zu zeichnen sei.

„Es ist alles leicht, was Ihr für ein Wunder haltet! Ein Maler muß inwendig voller Figuren sein, die soll er sich aufspeichern im fleißigen Schauen und Erlauschen aus der Natur. So ihm aber Zirkel und Richtscheit dazu dienen müssen, da wird er nit viel zuwege bringen. Auch muß seine Hand der Seele Sprache verstehen und gefügig sein ohne Bedenken. Sehet Euch einmal die wilde Natur an, Meister Veit, in ihr findet Ihr Gestalten und Formen,

die Eure Seele nie erträumen würde. Dort lernet Ihr alles leicht, wenn Ihr schauen könnt!“

Hirschvogel lächelte verlegen über diese unfaßbare Lehre, aus der er nicht klug wurde.

„Wie könnt Ihr in der wilden Natur Gestalten und Formen sehen, da doch dort nur Bäume und Felsen ohne Ziel und Nutzen wuchern und jeden Weg verlegen?“

„Die verlegten Wege führen sicherer zum Ziel als die geebneten. Ihr müßt Euch nur einmal einen Baum in der Wildnis anschauen, wie er in seiner Manneskraft unbeugsam mit starken Armen jedem Unwetter wehrt. Eine Freude ist in ihm, wenn es lenzt, wie in einer Menschensehnsucht, wenn sie ihre Wünsche ausströmt. Der Baumriese geht die Wandlungen der Jahreszeiten durch wie ein Mensch seine Lebensalter. Man mußte es nur sehen können, wie er aus dem Kind zum Jüngling, aus dem Mann zum Greise wird. So aber ein Mensch nach dem Holzwert den Baum, nach dem Bauwert den Stein und die Blumen als Viehfutter ansieht, dem ist Gottes Schönheit nur ein Kramkarren, den der Bauer zum Markte führt und an die Werkleute verkauft.“

Hirschvogel sah ärgerlich den Meister an, es schien ihm, als verspotte der ihn.

„Sehe ich nit alle Bäume und alle Felsen und alle Blumen? Aber das sind Dinge, die für eine Landschaft taugen, von Gestalten hab' ich nie einen Umriß herausdeuten können. Ihr seid ein Träumer oder ein Spötter, Meister Albrecht. Wohl ist Euer Denken tiefer und mehr eingedrungen in das Wesen der Natur, aber hexen könnt Ihr auch nit!“

Dürer nahm die Reißkohle wieder auf und zeichnete ruhig weiter. Er riß einen Tannenbaum auf mit breitem Stamm und Ästen, knorrig, vom Winde zerzaust. Hirschvogel lachte.

„Da habt Ihr's. Jetzt steht ein Baum anstatt dem heiligen Petrus im Feld des Kirchenfensters. Wie könnt Ihr den unter die Apostel stellen?“



Ritter, Tod und Teufel.
(Kupferstich. 1513.)



Melancholie.
(Kupferstich. 1514.)

„Ist er nit der stärkste Stamm unter ihnen? Habet acht, wie ich aus ihm die Umrisse des heiligen Petrus herausfinde!“ Mit kräftigeren Strichen zog Dürer die Formen zusammen, die energischen Äste gaben energische Arme, die sich reckten und drohten; es dauerte nicht lange, stand im wallenden, vom Winde geblähten Mantel der Apostel unter den anderen wie eine Statue. Hirschvogel schlug die Hände zusammen vor Verwunderung. Dürer aber hatte seinen Beweis geliefert und sprach ruhig weiter.

„Es ist keine Hexerei vonnöten, das Leben in der Natur gibt genug zu erkennen, es zeigt die Wahrheit aller Dinge. Der Verstand muß mit dem Gebrauch anfangen zu wachsen, also daß die Hand tun kann, was der Wille im Verstand haben will. Ein jeglich Ding muß mit dem Maßstab der Augen verständig besehen werden, dann ist auch die Hand gehorsam. Und diese Behendigkeit macht, daß ich mich nit lange besinnen muß, weil mir der Kopf voll Gestalten ist. Ich halt' in solchem die Natur als Meister und der Menschen Wahn als Irrsal. Einmal hat der Schöpfer die Menschen gemacht, wie sie sein müssen; ich glaub', daß die rechte Wohlgestalt und Schönheit unter dem Haufen aller Menschen begriffen ist. Darum seht Euch fleißig um und geht nit von der Natur in Euer Gutdünken, als wolltet Ihr Besseres aus Euch heraus aufreißen! Da würdet Ihr falsche Wege gehn, denn wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur, wer sie heraus kann reißen, der hat sie. Kommet Ihr der Natur nahe, so wird sie Euch viel Fehler ersparen in Eurem Werke. Darum nehmt Euch nie vor, daß Ihr etwas besser könntet machen wollen, denn es Gott seiner erschaffenen Natur zu wirken Kraft gegeben hat.“

„Aus Euch spricht einer, der über allen steht; wie kommt Ihr zu dieser Weisheit? Ich hab' mein Leben lang nit nach der Natur visieret, und viele Glasfenster sind unter meiner Hand ausgegangen. Wohl, solcher Formen hab' ich mich niemalen befleißen können, wie

Ihr sie so leichthin aufreißet. Hab' viel Vorbilder von anderen Meistern darum befragen müssen, Ihr aber befraget keinen. Eure Formen sind aller Vorbild und vorbedachte Deutung."

Dürer lächelte in seiner befriedigten Eitelkeit; was anderen so unheimlich schien, ihm war es klar, er hatte es aus dem Buche der Natur herausgelesen.

„In der Natur ist das immer wieder erneute Leben, das uns die Formen zeigt, daran wir kunstreich lernen können. Je mehr wir können, desto mehr vergleichen wir das göttliche Bildnis mit unserem Schaffen. Denn es ist uns von Natur aus eingegossen, daß wir gern alle Dinge wüßten, um dadurch die Wahrheit aller Dinge zu erkennen. Aber unser blöd Gemüt kann zur Vollkommenheit der Kunst, Weisheit und Wahrheit nit kommen. Geht Ihr der Weisheit nach, so kommt Ihr auf den einfachsten Sinn. In zweierlei Linien drückt sich Euch jede Form und jede Bewegung aus. Sehet her!"

Mit freier Hand riß Dürer im Schwung seiner leichten Hand einen Kreis auf das Papier, der so vollkommen war, als hätte er ihn mit dem Zirkel gerundet. Um diesen Kreis zog er anschließend ein Quadrat, als wäre es mit dem Richtscheit gezogen. Lächelnd sagte er:

„Der Kreis ist der Inhalt aller Bewegung, ohne Anfang, ohne Ende, in ihm findet Ihr jede Form, die sich rundet. Aus der Kreisform fließt das Lebendige, das sich nach allen Seiten bewegt. Die gerade Linie drückt die Ruhe aus und die Ermüdung. In ihr ist alles starr, leblos und steif. Setzt Ihr sie aneinander zu Winkeln aller Art, so zeigt sie im Gegeneinanderstemmen den Widerstand an und die Kraft, oder den Trotz und die Häßlichkeit. So ist es auch in unserem Leben. Vergleichet in der Natur ein jeglich Ding, Ihr werdet die lebendige, runde Form sehen, die aus dem Kreis entnommen ist in tausend Formenteilen. So sind Auge und Hand zu schulen, daß sie sehen lernen und nachbilden können. Wie wenig sehen die Menschen mit ihren Augen, wie ungleich willig

folgt die Hand dem Geiste. Wolltet Ihr zu jedem Kreis, zu jeder Linie Zirkel oder Richtscheit nehmen, wie viel Zeit würdet Ihr vertun!“

Das Beispiel klärte Veit Hirschvogel über den Sinn auf, den Dürer in den Vergleich stellte.

„Ihr tut so, als ob es viele Augen und Hände gäb', die solch geheimen Dingen der Natur folgen könnten und ein willig Werkzeug des Geistes wären. Meister Albrecht, wahrhaftig, Ihr seid von Gott begnadet; wie weit muß man da gehen, ehe man Euch nahekommt. Wo gäbe es einen unter uns, der so viel Wissen in Worte fassen könnte wie Ihr? Ihr solltet ein Buch schreiben, das dem Maler als geistige Speise Euer Vornehmen und solche Weisheit dartut. Ihr wäret der Mann dazu.“

Dürer lächelte; eine tiefe Befriedigung erfüllte ihn, daß er ohne Ablenkung den Spuren seines Grübelns nachgehen konnte. Er fühlte sich wieder frei und denkreif; in diese Gefilde reichten die Finger Agnes' nicht, die waren sein eigen. Aus seinem Kasten nahm er einen Stoß Schriften und warf sie auf den Tisch.

„Da sehet her,“ sagte er siegesfreudig, „ich hab' es bedacht, daß mancher Maler von Natur und Seele nit viel weiß. Sie visieren nit und sind schon zufrieden, so sie malen, was dem Unverständigen Genüge ist. Für diese Armen an Geist hab' ich mir fürgenommen, mein Ergrübeltes darzulegen.

Item der erste Teil des Buches ist die Vorred', die sagt, wie der Malknab erlesen und wie der Geschicklichkeit seines Talents soll acht genommen werden; was in sechserlei Weise geschieht. Der andere Teil sagt, wie der Knabe in Gottesfurcht und Behutsamkeit soll auferzogen werden, daß er die Gnad' erlang', damit er in verständiger Kunst erstarke, was auch in sechserlei Weis zu geschehen hat. Item der dritte Teil soll von der Nutzbarkeit, Freude und Lust des Malens deuten. Der Hauptteil des Buches ist die Vorführung des Malens in dreierlei Weis. Item fürs erst von der freien Malerei, von der

Messung der Menschen und Gebäude und was Notdurft zum Malen ist; der dritte Teil sagt von all dem, was man sieht und was man zu visieren hat. Die Beschließung des ganzen Buches fällt auch in drei Teile: Fürs erste, an was für einem Ort ein solcher Künstler sein soll, da er seine Kunst verbringen mag; dann, wie sich ein solcher Künstler, der viel kann, auch teuer soll zahlen lassen, und daß kein Geld zuviel ist, wie es göttlich und recht ist; und zum Ende sagt mein Buch von Lob und Danksagung Gottes, der dem Maler seine Gnade also verleiht. Jeder dieser Teile ist in sechserlei Weis ausgedeutet. Ich hab' den Weg genommen, wie ich ihn am leichtesten find', um nichts zu verbergen, wie man ein menschlich Maß teilen soll. Ich mein', ich will hier ein klein Feuerle anzünden; so die andern ihre Erfahrung dazutun, so mag mit der Zeit ein Feuer daraus geschürt werden, das über das Reich leuchtet. Was aber die Schönheit ist, das weiß ich nit. Was in allen Zeiten als schön geachtet wird, das sollen wir uns befleißen zu machen. Wer in seinem Werk beweisen kann, was schön ist, dem ist zu glauben. Denn welches Werk kein Gebrechen hat, das ist schön. Es lebt kein Mensch auf Erden, der sagen und anzeigen kann, wie die schönste Gestalt des Menschen sein möge. Nur Gott weiß es."

„So gebet Ihr dem Maß am Menschen also großen Wert, daß Ihr in Messung die Schönheit aufrichtet?" sagte Hirschvogel verständnisvoll.

„Vitruvius, der alte Baumeister, hat in seiner Schrift niedergelegt: Wenn man einen Menschen auf der Erde ausbreitet mit Händen und Füßen und einen Zirkel in den Nabel setzt, so berührt der Umschweif des Kreises Hände und Füße. Damit deutet er den runden Bau aus den menschlichen Gliedmaßen. Im Viereck ist der Mensch in gleicher Weise einzusetzen: die Länge des Leibes ist ebenso lang wie die Breite der ausgestreckten Arme; damit erweiset er den Bau im Viereck. So seht Ihr, wie sich alles in die Linie des Kreises und in das Viereck einlebt.

Aber ach, was wollt' ich viel schreiben, wenn in mir sich das Lebendige regt und zum Gedanken wird! Ich tauge aber nit für die Schreiberei, das Wort hat für mich nur Klang und Deutung, wenn ich's aussprechen kann, in Buchstaben kann ich's nit zwingen, da erstarrt's, wird hart umpanzert und erstirbt. Hätt' ich die Schreibgewalt Wilibalds, da wollt' ich meiner Gedanken Schwung fürnehmlich zu Sinn und Deutung bringen. Das Schreiben mag eine viel größere Kunst sein als das Malen; dabei erfährt man erst, wie arm einer sein kann" *).

Er wollte seine Qualen schildern, sein mühsames Fügen von Satz an Satz, das Verwerfen von Geschriebenem und wiederholtes Beginnen neuer Fassungen; er kam sich wieder so haltlos vor, wie er es in seiner Angst immer war. Da traten geräuschvoll der Ehrbare Losunger **) Konrad Nützel und Wilibald Pirkheimer in die Werkstatt. Mit feierlicher Umständlichkeit reichte Nützel dem erstaunten Meister beide Hände zum Gruße hin und sprach mit großer Betonung:

„Ehrsamer Meister und Bürger der Freien Reichsstadt Nürnberg! Der hohe Rat schickt mich, Euch zu vermelden, daß er Euch um vieler Verdienste und Kunst halber zum ‚Genannten des großen Rates' ***) erwählt hat. Das soll für Euch ein Zeichen sein, wie Eure Person bei uns in hohem Ansehen steht. Eures Geistes Reichtum soll der Stadt dienstbar werden. Euer Wort, als das eines

---

*) Das Gespräch ist aus den theoretischen Schriften Dürers (Lange & Fuhse) aufgebaut.

**) Losunger. Aus den 26 Bürgermeistern der Reichsstadt wurden sieben „ältere Herren" gewählt, aus ihnen drei oberste Hauptmänner, von denen zwei zu Losungern, Schatzmeistern, ernannt wurden, deren ältester die vornehmste Person der Stadt, das Haupt des ganzen Rates war.

***) Das Stadtregiment führten: der „kleine" und der „große Rat". Der kleine Rat bestand aus 26 Bürgermeistern (13 Konsuln, 13 Schöpfen) und 8 Genannten, sämtliche aus den ratsfähigen Geschlechtern. Der große Rat, die „Genannten", bestand aus 200 „Leuten des ehrbaren Lebens und tapfern Gewerbes". Diese „Genannten" wurden nur in besonderen Fällen dem Rat zugezogen.

Mannes von Erfahrung, soll Geltung haben im Rate der Stadt. Um aber auch der Kunst zu gedenken, die Euch so hohen Ruhm erbracht hat, beschloß der ehrbare Rat, von Eurer Meisterhand zwei Tafeln zu begehren für gebührenden Lohn. Die eine soll den Kaiser Carolus Magnus in seinem Reichsornate, die andere den König Sigismundus darstellen, und beide sind für die Heiltumskammer bestimmt. Da Kaiser Maximilian zum Februari sein Kommen in Nürnberg angesagt hat, möget Ihr Eurem Fleiße die Sporen geben, auf daß die beiden Tafeln bis dahin zur Schau gestellt werden können. Ich biete Euch mein Heil und Dienst und freue mich, daß Ihr nun zu unserer Stadt Regierung mit weisem Rate beitragen könnt."

Dürer war ergriffen von dieser Ehrung, noch mehr aber, daß ihm der erste Losunger persönlich die Ernennung überbrachte. Seine Augen wurden feucht bei dem Gedanken, daß ihm eine so öffentliche Würdigung zuteil geworden war, weil er so gar bescheiden immer zurückstehen mußte. Er nahm die dargereichte Hand Nützels und sprach:

„So hat endlich der ehrbare Rat zu mir gefunden. Ich bin meiner Heimatstadt immer getreu gewesen, hab' meine deutsche Mannesart dem Herzog von Venedig nit verkaufen können, weil ich Gottes Weisung im Vaterland erfüllen muß. Bis nun hab' ich von Aufträgen fremder Herren meinen Verdienst gehabt, der Rat hat mich nit beachtet. Jetzt aber ist diese doppelte Ehrung eine Heilsalbe für meine Zurücksetzung. So will ich mit großem Fleiß die beiden Tafeln malen und mich bemühen, der Stadt und dem gemeinen Wohl meiner Mitbürger mit Wort und Rat dienstbar zu sein. Nehmt meinen Dienst, ehrbarer Losunger, ich freue mich über diese Würde und will sie mit Stolz tragen!"

Veit Hirschvogel war von seinem Stuhle aufgesprungen und umarmte Dürer. Wie ein Jubelruf klangen seine Worte:

„Sehet Ihr, Meister Albrecht, wie sich in Eurem Leben der Kreis eckenlos formet? Endlich hat der ehrbare Rat Eure starre Gerade willig gebogen!"

Dürer lächelte den Baumeister an und sagte leise:

„So habt Ihr also doch meine Deutung verstanden. Wendet sie auch bei Eurer Kunst an!"

Seine Blicke suchten Pirkheimer, der sich gelassen die Entwürfe der Fenstermalerei ansah. Nun kam er auf Dürer zu, und helle Freude strahlte aus seinen Augen:

„Albrecht, heut ist bei Euch Erntetag. Mühe und Kümmernis haben Euch schier kleinlich gemacht, Euer Hausdrachen stutzte die Flügel, die Euch schon so hoch trugen, und Ihr sitzet wie ein Zeislein im Sprossengehäuse. Nun aber sollen Euch des mächtigen Doppeladlers Schwingen wieder aufwärts tragen. Hat Euch der ehrbare Losunger den Spruch des Rates überbracht, so ist's mir vergönnt, Euch einen geheimen Wunsch, der schon lange an Eurer Seele genagt hat, zu erfüllen! Ratet, was ich für einen Auftrag bringe!"

Breitspurig stand die mächtige, aufgedunsene Gestalt des Gelehrten vor dem Freunde und legte ihm vertraulich die Hände auf die Schultern. Dürer glaubte in seinen lachenden Augen den Schalk zu sehen und scherzte:

„Soll ich etwan gar Eure holde Rosenthalerin, die Ihr so strenge bewachet, in Eurem Griechenland als Venus visieren? Ich wüßt' sonst wahrhaftig nit, was Ihr mir für anderen Auftrag bringen könntet!"

In das Lachen Nützels und Hirschvogels stimmte Pirkheimer lustig ein:

„So schaut der heilige Albrecht aus! Alle meine Buhlinnen soll ich ihm zur Kurzweil leihen, und haben sie ihm wohlgetan, dann flennt er über das Sündlein. Ihr irret aber gewaltig. Fürs erste ist mir meine Rosenthalerin zu keusch für solche Heidendinge, und dann bringe ich ernstere Aufgabe. Albrechtlein, der Kaiser ruft Euch!"

„Der Kaiser?" Verwundert riefen es Dürer und Veit Hirschvogel.

„Ja, der Kaiser!“ nickte in stolzer Geberlaune Wilibald. „Euer Ruhm ist endlich zu ihm gedrungen. Ich habe Euch zu vermelden, daß mir der Hofhistoriograph Johannes Stabius aus Wien schrieb, Seine kaiserliche apostolische Majestät Maximilianus der Erste habe Euch auserlesen, für seinen Ruhm und den Ruhm des Hauses Habsburg ein gewaltig Bildwerk in Holzschnitt auszuführen. Ihr sollet einen mächtigen Triumphbogen ersinnen, wie ihn die alten Römer ihren Cäsaren aus Stein und Erz erbaut haben, aber nach deutscher Art. Dieser Triumphbogen soll architektonisch, und in bildlichen Schilderungen der Ruhmestaten des Kaisers, ein Holzschnitt-Meisterwerk von noch nie dagewesener Größe werden. All die tausend Gestalten, die in Eurem Hirn wimmeln, sollen heraus und den Kaiser ehren! Ich will Euch mit dem Hauptgedanken vertraut machen, denn es ist gut, wenn Ihr vorbereitet seid, ehe der Kaiser nach Nürnberg kommt und Euch persönlich seine allerhöchste Weisheit kündet. Mit Johannes Stabius bin ich beauftragt, die Historien zu schreiben, die Allegorien zu bestimmen und den Triumphbogen zu beleben mit weiser Gedanken Fülle. Was saget Ihr dazu, bester Albrecht?“

„Ich weiß nit, ob ich zu solch mächtigem Werk tauge!“ sagte Dürer bescheiden. Ihm war zumute, als müsse er eine ganz andere Welt, mit anderen Sternen und mit anderen Naturwundern herbeischaffen. Seine Kunst kam ihm mit einem Male so klein vor, daß er sie gar nicht in die Dienste des Kaiserehrgeizes zu stellen wagte. Ihn schwindelte bei dem Gedanken, daß er dem Kaiser so nahe kommen solle, um von ihm persönlich Weisungen zu empfangen. Die alte Schwäche befiel ihn wieder, und er wurde in der Erwartung, endlich einmal für den geliebten Kaiser arbeiten zu dürfen, zaghaft. Da half ihm Pirkheimer aus dieser Kümmernis. Er lachte erst eine schallende Salve, dann schüttelte er die Schultern Dürers und rief ungestüm:

„So habe ich's erwartet. Erst bläht Ihr Euch, daß

der Kaiser Eure Kunst, die in Welschland so gerühmt wird, nit beachtet, und kränkt Euch; kommt aber der Kaiser endlich, da werfet Ihr Silberstift und Reißkohle ins Korn und lauft davon wie ein Angsthase. Das ist Euer wahres Konterfei. — Albrecht! Wachet auf! Ihr traget den Lorbeer um Eure Stirn wie ein Fürst. Euch darf die geheiligte Person des Kaisers nit mehr sein denn ein anderer sterblicher Mensch, der Euch wohl will. Habet Mut und verzaget nit; wenn Euch der Kaiser reden hört, wird er Euch sein Herz auftun, er ist ein Kenner der Seele und der Menschen. Hoher Ruhm winkt Euch, mehr wollt Ihr doch nit?"

Da raffte sich Dürer auf. Seine Augen bekamen Glanz, er zog den Freund an seine Brust, und mit fester Stimme rief er:

„Ihr seid mir ein ehrlicher Genosse. Ihr vermöget mir immer wieder Kraft zu geben, weil sie von Euch ausströmt. Ich bekenne, daß es mein höchstes Verlangen ist, dem Kaiser zu dienen. Ich will es mannhaft tun und allen Wankelmut beiseite legen. Es ist dem Künstler die höchste Ehre, des Kaisers Vasalle zu sein. Meine Kunst soll seinen Ruhm verkünden, dazu gebe Gott mir Kraft und Weisheit!"

Der Besuch des Losunger Nützel und Pirkheimers im Ratsgewand scheuchte Frau Agnes von ihrer Arbeit auf. Sie legte eine reine Schürze um, ordnete ihr Haar und stieg zum Dacherker ihres Mannes empor, zu sehen, was es gäbe und ob für Albrecht keine Gefahr lauere.

Als sie eintrat, sah sie zuerst Pirkheimer; der lief auf sie zu, und in seinem Ungestüm rief er neckend:

„Ei Frau Hofmalerin, jetzt werdet Ihr wohl mehr Respekt vor den Humanisten haben. Denket Euch, sie haben den Kaiser für die Kunst Eures Eheliebsten gewonnen. Jetzt begehret die Majestät gar sehnsuchtsvoll nach Meister Albrecht!"

„Der Kaiser gar?" rief verwundert Frau Agnes. „Ei ja, das ist wohl eine Freude für Albrecht. Aber wird

Max auch zahlen können? Ist doch so arm, daß ihm der Fugger in Augsburg keinen Silbergulden mehr leihen will. Da ist ihm mein Albrecht wohl ein geduldig Schäflein? Ich weiß nit . . ."

Weiter kam sie nicht. Dürer faßte sie an der Hand und zog sie zur Tür zurück; mit erregter Stimme schrie er sie an:

„Willst du an dieser meiner höchsten Freude wieder mit deinem Zahn nagen? Du hast mir schon viel Seelenkummer geschaffen, jetzt ist's genug. Geh in deine Küche, wohin du gehörst, und störe mich nit, es könnte dich gereuen!"

Frau Agnes war starr. So hatte ihr Mann noch nie zu ihr gesprochen. Und dieses Mal fand ihre Zunge keine Kraft zum Erwidern. Beschämt ging sie. Wilibald aber tat einen Luftsprung und jubelte:

„Das war Euer größtes Heldenstück, Albrecht! Das macht Euch würdiger als die Ratsgewalt und Eure Kunst. Reißet dem Drachen den Giftzahn aus! Eure Sanftmut war feige, nun glaube ich wieder an Euch! Heut nacht will ich zu Ehren dieses Tages ein Festmahl geben, da soll Nürnberg erfahren, wer Albrecht Dürer ist! Ihr kommet doch?"

Dürer sah nach der Tür; er hatte erwartet, daß Frau Agnes zurückkommen werde. Da sie nicht kam, seufzte er, ihm tat sein barsches Wort leid. Er sagte kleinlaut:

„Ich will meine Eheliebste fragen. Es war nit recht von mir, sie so zu kränken. Sie sieht auf meinen Vorteil, und ich habe das im Eifer nit bedacht. Ihr seht doch, daß sie herzensgut zu mir ist. Daß sie mich nit versteht, das ist meine Schuld, ich hab' sie nit zu mir heraufgezogen auf meinen Weg!"

Hans Dürer malte die Tafel des Königs Sigismund im Reichsornate. Bis in die späten Abendstunden hinein arbeitete er unermüdlich; er wollte die Ratstochter vergessen, aber immer wieder stand sie in ihrer

holden Fraulichkeit verlockend vor seinem Sinnen. Nun hoffte er, durch die Tafel für die Reichskleinodienkammer der lieben Margarete zu zeigen, wie er sich für die Meisterschaft vorbereite. In stillen Stunden der Sehnsucht triumphierte seine Liebe, in Stunden nüchterner Erwägung wurde er wieder verzagt. Hörte er von Kaspars Kunst rühmen, da stieg in ihm der Ehrgeiz auf. Die raschen Erfolge des Fremden schienen ihm unheimlich, und er dachte darüber nach, wie er sie ihm schmälern könnte. Ein Kupferstich, den Kaspar angefertigt hatte, fand bei Albrecht dermaßen Beifall, daß er zu Hans sagte: „Nimm dir ein Beispiel, nur wenige Monate hat Kaspar bei mir gelernt, und er ist so weit, daß ich selber nit unterscheiden kann: Hab' ich's gestochen, oder er?"

Hans wollte am Johannistage, an dem Nürnbergs Armbrustschützengilde ihr Fest feierte, einen Schützenpreis erringen, um der Jungfrau seine Manneskraft zu weisen. Alle Abende lief er mit der Armbrust in den Schneppergraben und übte Auge und Muskelkraft am Scheibenstand, und wenn er das Schwarze traf, jubelte er auf: „So soll dich der Bolz in dein Herze treffen, du welscher Gaukler!"

Kaspar war seit einigen Wochen in Augsburg. Der Krämerfürst Fugger, dem der Tafelaufsatz, den Kaspar bei Meister Glim für ihn gemacht hatte, gefiel, berief ihn dahin, eine Schmuckkassette für seiner Tochter Hochzeit mit kunstvollem Schmelzwerk zu zieren. Er bot ihm fürstlichen Lohn für die Arbeit, die er leisten sollte. Und Kaspar ergriff mit Freuden diese rühmliche Gelegenheit, sich in Augsburg hervorzutun. Sein Wesen und seine Kunst verschafften ihm reiche Gönner und große Aufträge. Die herrliche Schmelzarbeit, die er in der Werkstatt des größten Goldschmieds in Augsburg anfertigte, begeisterte die Meister der dortigen Zunft dermaßen, daß sie ihn baten, für ihre Arbeiten die Emaillezier zu übernehmen. Da Kaspar im Sinne hatte, sich eine eigene Werkstatt zu errichten, so kamen ihm diese Aufträge gelegen. Fugger

wog seine Kunst mit Gold auf und versprach dem jungen Meister, sich ihm zu jedem Dienste bereit zu halten. Von diesen Erfolgen bestärkt, sann Kaspar neuem Formenzauber nach und dachte nun daran, vor den gestrengen Ratsherrn Hirschvogel zu treten und sein Töchterlein als Hausfrau zu begehren. Die Zeit war reif dazu.

So ritt der glückberauschte Neuerer der Goldschmiedekunst am Johannistage in der festlich beflaggten Reichsstadt Nürnberg wieder ein; sein Herz jauchzte einer glückverheißenden Zukunft entgegen.

Meister Glim seufzte, als er Kaspars Entschluß hörte. Traurig sprach er:

„So muß ich Euch fortlassen von mir und habe Euch so lieb wie einen Sohn. Ich will Euch helfen ohne Neid. Und nun rüstet Euch, das Schützenfest ist im Gange, alle Schnepper sind gespannt und wollen den Meisterschuß wagen. Der Rat wird bald die Tribüne betreten, Ihr dürft nit fehlen, wo die Ehrbaren und gerühmten Meister sich versammeln. Es könnte sein, daß Euer ein Ratstöchterlein in Minne harret!“

Kaspars Gesicht flammte rosenrot. Wird sie seiner harren? dachte er, wird sie seines jungen Ruhmes sich erfreuen? O süße Not, wie kannst du ein Jünglingsherz so freudig schlagen lassen? Keine Kunst, kein Ruhm, keine Ehre kann so beglücken als ein heimlicher Blick aus den blauen Augen der Geliebten, als ein süßes Wort von ihren kußseligen, roten Lippen.

Das Stadtbanner rollte vom Giebel des Rathauses, im Winde gebläht, in die warme Juniluft; ein Trompetenschmettern, Pfeifen und Trommeln wirbelte lustig durch die Gassen, als Meister Glim und Kaspar dem Schneppergraben zuschritten. Buntes Narrenvolk, an der Spitze der lustige Pritschenmeister, verkündete dem harrenden Volke, daß das Fest des Freischießens und der Sonnenwende beginne. Aus allen Türen strömten Weiblein und Männlein, festlich geputzt, herzu und reihten sich dem Zuge an, der das jauchzende Volk aus jeder Gasse auf-

nahm. Vor dem Rathause standen die Ehrbaren mit Frauen und Töchtern, der Pritschenmeister lud sie feierlich ein, des Festes Glanz zu krönen. Der Zug schritt nun dem Schneppergraben zu, wo die Tribünen aufgestellt waren, mit Kränzen und Fahnen reich geschmückt. Kostbare Stoffe rauschten an den Schützenständen, Zelten und Trinkbuden, die in dem abgesteckten weiten Wiesenraume aufgestellt waren. Die Schützen empfingen die Ratsherren und Zünfte mit Fahnenschwenken und Trommelwirbel und geleiteten sie zur Tribüne, wo in mächtigen Pokalen der Schützentrunk ihrer harrte, dieweil ein Trommler und ein Stadtknecht den Stadtfrieden mit weittragender Stimme ausriefen.

Am Schießplatz wogte es Kopf an Kopf; Kaspar und Glim, die später kamen, suchten die Plätze. Da sprang der lustige Hans Sachs an Kaspar heran und jubelte:

„So seid Ihr doch noch zur rechten Zeit angekommen, Kaspar. Wo habet Ihr die Laute gelassen? Die Meistersingergilde harrt Euer. Meister Nunnenbeck und Peter Vischer wollen Euch nit missen. Ihr sollt bei ihnen sitzen, denn heut hat jeder Singer freie Kehle; die Meister haben einen Chorgesang zu Ehren der Armbrustschützengilde geübt, nach dem Ton des Schneppermarsches, und ich hab' den Bar dazu gedichtet. Ich, Kaspar, denket doch, ich hab' es vermocht, und die Meister haben meine Verse gerühmt!“

Der jubelnde, lustige Schustergeselle riß Kaspar ungestüm mit sich fort zum Zelte, das die Meistersinger aufgeschlagen hatten. Mit freudigem Begrüßen umringten ihn die Meister, und auch Glim nahm Platz an dem Singertische.

Aber Kaspars Ohren hörten die herzliche Begrüßung kaum; seine Blicke suchten die Ratsherrntribüne ab und ruhten nicht eher, bis sie auf einem goldglänzenden Lockenköpfchen hängenblieben, dessen Blauaugen ihn suchten. Da gab ein Erröten und Niederschlagen der Augen dem jungen Meister den liebsten Gruß.

Und wie er sich umsehen wollte, legte ihm Dürer die Hand auf die Schultern.

„Kaspar, ich muß Euch Glück wünschen; soeben hat der ehrbare Rat Hans Hirschvogel durch einen Boten ein Schreiben aus Augsburg erhalten, das Euch über alle Maßen rühmet. Ihr habet ja mächtige Schwingen zum Auffluge! So jung pflücket Ihr schon den Lorbeer!"

„Ach Meister", stammelte Kaspar verlegen. „Ein Schrittlein auf ebenem Wege über blumige Auen ist kein Aufflug. Mühelos hab' ich das Kräutlein aufgelesen, das mir die Gunst zuwarf. Wie weit ist mein Flug noch, ehe ich Eure Höhe erreichen kann!"

Dürer schlang seine Arme um Kaspars Schultern und sprach versonnen:

„Nehmt mich nit zum Vorbild. Euch mag ein anderer die Richtung weisen. Der Meister von Limoges, der die Schmelzkunst ersann, steht nit im Bann der deutschen Zunft, ihm flieget zu. Mein Kläubeln und Grübeln könnte Euch beirren."

Kaspar wollte die trübe Stimmung des geliebten Meisters scheuchen; da faßte Frau Gärtnerin nach seinem Arm und zog ihn zum Ratsherrntische. Lustig rief sie:

„Da bringe ich den ruhmreichen Goldschmiedmeister; seht ihn Euch an, Ehrbare, er strahlet wie ein Heidengott, den Jupiter gezeugt hat."

Hirschvogel war aufgesprungen, sein Herz klopfte: „Mein Sohn!" jubelte es in ihm, aber er durfte den Jubellaut nicht aussprechen. Er zog Kaspar zu sich auf die Bank und sah ihn mit verklärten Augen an; er zeigte den Brief Fuggers und war voller Freude.

Hans Dürer stand an einen Pfeiler gelehnt und sprach mit Margarete, die ihn unruhig anhörte, denn ihr Sinn war bei ihrem Geliebten. Hans aber ließ sie nicht los, rühmte seine Tafel vom König Sigismund und gab ihr deutlich zu verstehen, daß er sie liebe. Sie hörte kaum, was er sprach, sah nur den Geliebten, dessen Augen nach

ihr suchten. Da griff Hans Dürer nach ihrer Hand, sie entzog sie ihm rasch und lief zu Kaspar.

Hans starrte ihr verblüfft nach. So nahe am ersehnten Ziele, und wieder keine Verheißung! Als er aber sah, wie die Ratstochter vor Kaspar stand, wie sie ihn ansah, ihm die Hand reichte und zu ihm sprach, da ballten sich seine Hände, seine Augen sprühten Zorn und Haß nach dem Eindringling hinüber, und er lief davon. Gierig stürzte er einen Becher Wein in seine trockene Kehle, nahm die Armbrust und schritt wie gehetzt zum Schützenstand. Er wollte den Meisterschuß tun, um den fremden Gesellen aus dem Felde zu schlagen.

Aber wie er die Armbrust an die Schulter preßte, durch die Visierlücke den Kernpunkt der Figurenscheibe erfaßte, da war es ihm, als stünde das Angesicht Margaretens in der Scheibe; und er vermochte es nicht, den Bolzen zu lösen. So irrte er am Schießstand umher und fand keine Ruhe. Ihn zog es wieder zur Ratsherrntribüne. Margaretens Platz aber war leer. Aufgeregt lief er über die Wiesen, an alle Zelte drängte er sich heran; endlich sah er die Gesuchte neben Kaspar unter einem Ahornbaume sitzen. Er schlich sich zu ihnen im weiten Bogen heran und lauschte.

Kaspar drückte die Hand der Lieblichen und flüsterte: „Nun steht uns nichts mehr im Wege. Ich will mir einen eigenen Herd gründen, und du sollst meines Glückes Schmiedin sein. Heut werden die Johannisfeuer aufflammen zum Zeichen der Sonnenwende; wird auch unsere Flamme dabei sein? Sieh, meine Lebenswende ist herangenaht."

„Auch unsere Liebe wird den Lichtgott preisen", flüsterte sie voller Innigkeit. „Mein Herz ist bereit, sich mit dem deinen in den Ring zu stellen und über die Flammen zu springen."

„Alle Heiligen im Himmel sind meine Zeugen, daß ich dich liebhabe wie sonst nichts auf der Welt!" Er sagte es voller Herzenswärme, neigte sich über ihren Mund

und küßte ihn. Ihre Augen schlossen sich andächtig, als er fortfuhr: „Dich nur begehre ich, nicht deines Vaters Reichtum. Ich will schaffen für dich, dir will ich Ehren erringen, dich will ich in den Armen tragen, wenn ich durch die Flammen springe, die mir das Leben zündet. Du sollst mir Heimat und Himmel sein, das schwöre ich bei Gott."

Sie schlang die Arme um seinen Hals und flüsterte:

„Ich will deine Armut teilen, ich will dir Kränze flechten, damit ich dein Lockenhaupt schmücke. Ich will in meinem Herzen alle Kerzen anzünden, daß dein Bild in mir wie ein Altarheiliger im Licht der Liebe stehe. Keine Not wird mir zu groß sein, ich will sie für dich tragen, und deine Kunst soll mir der Hort sein, in dem ich alle Schätze erblicke. O mein Geliebter!"

Hans Dürer war ins Gras gesunken. Was seine Augen sahen, seine Ohren hörten, war ihm wie ein scharfer Stahl, der sein Herz durchbohrte. Er wußte nun, daß er seine Liebe begraben müsse. Aufschluchzend lag er noch in wüsten Gedanken zerwühlt, als die Sonne am Horizont stand.

Die Meistersinger hatten den Schützenchor gesungen, und der junge Hans Sachs erlebte seinen ersten Erfolg.

Auf der Tanztenne schwenkten sich die Pärchen im Reigen. In den Weinbuden ging der Krug die Runde bei Lachen und Spottgesang.

Hans Dürer ging an all der Lustbarkeit vorüber zum Schießstand. Er spannte seinen Schnepper mit kühnem Griff, daß die Stahlfeder klang, und rief seinen Kumpanen zu, die ihn neugierig umstanden:

„Seht ihr dort den Jüngling mit der Laute?"

„Es ist der Minnesänger Tanhuser", johlte eine Stimme.

„Mag er's sein, ich sehe einen anderen in ihm, einen, der auch die Laute nützet, um ein ehrbares Mägdlein zu behexen. Seinem Herzen gilt der Bolz!"

Da drängte sich Meister Glim, der die Worte verstand, an ihn heran und sprach sanft und milde:

„Hans Dürer, Euer Zornmut ist frevelhaft! Treibet nit offen Spott mit einem, der aller Ehren wert ist!“

„Ein Falscher ist er, ich will sein Herz treffen!“ schrie Hans wie von Sinnen, legte die Armbrust an, ein kurzes Zielen, der Bolzen schoß von der Rinne und blieb im schwarzen Kernpunkt stecken.

„Mitten im Herzen!“ jubelte er; „und bricht doch nit zusammen, das Singerlein!“

Meister Glim schüttelte den Kopf. Von dem Übermut des Gesellen erregt, flüsterte er Nunnenbeck zu:

„Es wird ein schlimm Ende nehmen, das Fest.“

Hans Dürer, von dem Erfolge berauscht, spannte wieder die Armbrust.

„Das Mägdlein dort mit der Goldhaube ist wohl gar ein Ratstöchterlein? Ei ja, das ist dieselbe, die sich von dem Troubadour anhimmeln läßt! Was meint ihr, Gesellen, ob ich wohl ihr Herzl treffen soll?“

„Du triffst es, ziele gut, du bist ein sicherer Schütze“, jubelte es im Kreise. Da legte Hans wieder die Armbrust an und zielte. Wieder sah er das holde Angesicht Margaretens auf der Zielrinne tanzen, aber er hatte kein Mitleid mehr, er drückte ab. Der Bolzen fuhr hinein. Lauter Beifall lohnte den Treffer. Der Pritschenmeister machte seinen höchsten Luftsprung zum Zeichen des gutgelungenen Kernschusses.

Wieder suchte sich Hans sein Ziel, er fand es in einem schwebenden Amor. Wild lachte er auf:

„Hast mich belogen und betrogen, du heidnischer Liebesgott. Was taugst du mir? Mein Bolz soll dir dein schmählich Handwerk legen!“

Da hielten die Kumpane seinen Arm; einer rief:

„Sei klug, Hans, nicht das wandernde Ziel nimm, ist es auch drei Treffer wert; den dritten Herzschuß sollst du nit fehlen, denn du kannst mit ihm der Schützenhauptmann werden!“

„Ich verlange nit darnach, gebt mir Ruhe!“ brüllte Hans erregt. „Meine drei Bolzen hat der Haß befiedert,

sie sollen treffen, was mich getroffen hat! Meine Hand ist sicher, mein Auge scharf!"

Er legte an, pendelte mit der Armbrust dem Amor nach, dann drückte er wieder ab. Der Bolzen traf den Herzpunkt!

„Du bist mit dem Teufel im Bunde!" schrien die Kumpane. Keiner hatte so gut geschossen wie er.

Hans aber reckte sich, als erwache er aus einem bösen Traume. Er hörte den Beifall nicht, fühlte nicht, daß ihn kräftige Arme auf die Schultern der Schützen hoben, die ihn mit Gejohle durch das Volksgewühl trugen. Er hörte nicht die Trompeter blasen, nicht den Böller krachen und nicht den Pritschenmeister schreien. Seine Seele war abgestumpft. Es war ihm, als hätte er einen dreifachen Mord begangen: an Margarete, an Kaspar und an sich selbst. Er hatte die größte Ehre des Festes gewonnen und hatte sein Glück verspielt . . .

Die Sonne war langsam, purpurflammend über die weiten Wiesen gesunken. Sie ließ einen Feuerschein zurück, der durch das wogende Volk sich hindurchschlängelte, hinauf zur Ratsherrntribüne; dort färbte er das purpurrote Angesicht Margaretens noch glühender. Kaspar hatte ein venezianisches Lied gesungen, und lauter Beifall lohnte seine Kunst.

Bald klang die mächtige Baßstimme Meister Nunnenbecks durch die Abenddämmerung. Er sang ein lustiges Landsknechtlied. Als er geendet hatte, hob ein anderer seine Stimme, und so war durch den Gesang bald das Volk angelockt. Es umstand das Meistersingerzelt in dichtem Gewoge und jubelte jedem Liede nach.

Auf der Tribüne saß Albrecht Dürer bei dem Stifter des Zwölfbrüderhauses, dem Rotschmied Landauer, der bei ihm die Altartafel: „Die Anbetung der heiligen Dreifaltigkeit" bestellt hatte. Sie waren in eifrigem Gespräche über die Ausschmückung der Kapelle. Landauer wollte auch wissen, wie Dürer das Tafelbild aufgefaßt habe. Der aber lächelte versonnen und mochte nichts verraten.

„Es könnte sein, daß ich Euch überraschen wollte, lieber Meister! Was ich da alles auf die Tafel hinaufmale, hat kaum im Schneppergraben Raum: Ganze Heerscharen von Heiligen und Engeln sind aneinandergedrängt, wie dort die lieben Bürger beim Meistersingerzelt. Ich vermeine wohl, daß es mir die liebste Arbeit ist, den Himmel aufzutun und all die Gottgefälligen vor den Augen des Herrn aufzustellen, daß sie ihn anbeten."

„Ihr seid ja ein Ausbund an Gestaltenerfindung. Den ganzen Himmel wollet Ihr auftun? Ja, da wird mein Guldenbeutel zu kümmerlich sein für so viel Glorie!" stöhnte der Rotschmied.

„Getröstet Euch! Die zwölf Armen-Brüder, denen Ihr das Haus stiftet, werden einen frommen Zeitvertreib finden bei der Andacht. Und so viel Gulden, als ich Köpfe malen will, habt Ihr aus dem Rotguß schon herausfließen lassen!" Dürer lachte über die Angst des sparsamen Meisters, der ihn erschrocken ansah. Seine Aufmerksamkeit aber war auf Kaspar gelenkt, der mit der Laute in der Hand auf den Stufen der Ratstribüne stand und ein Lied sang. Er sah auch seinen Bruder Hans, der mit einem Weinhumpen in seiner Nähe saß und Kaspar zornfunkelnd anstarrte. Während des Gesanges schlug Hans mit der Faust auf den Tisch und schrie:

„Überall will sich der Fremde hervortun. Der ist ein Hexenmeister; gebt ihn dem Ketzergericht, daß sie ihn verbrennen. Alle behext er!"

Dürer ging auf seinen Bruder zu und wehrte ihm den Lärm. Der aber sah ihn haßerfüllt an und sagte, sich unmutig abwendend:

„Du hast ihn nach Nürnberg gebracht, schaffe ihn wieder fort, sonst geschieht ein Unglück. Alles nimmt er mir, der Teufel. Was ich liebhab', reißet er an sich."

Wild sprang er auf und lief in das Volk hinein. Dürer glaubte, er sei vom Wein berauscht.

Die Ehrbaren schickten sich zum Heimgang an, denn das Volk wurde schon übermütig, und die Ratsherren

wollten ihm keinen Anlaß geben zu Spottreden. Sie wußten, daß sich seit kurzer Zeit eine Stimmung gegen sie erhob, da mußten sie klug und besonnen bleiben.

Hirschvogel hatte noch einen rührend liebevollen Blick über Kaspars prächtige Gestalt gleiten lassen, dann nahm er Abschied von ihm.

Was war es doch für ein glücklicher Tag, den Kaspar heut verlebte! Wie fühlte er sich reich!

Die Nacht war hereingebrochen, bei Fackelschein und Windlichtern tollte das Volk in Tanz und Lustbarkeit wie entfesselt. Unter dem Lindenbaum an der Stadtmauer jauchzten Fiedeln, schmetterten Trompeten und quäkte der Dudelsack. Derbe Arbeitshände und weiche Mädelpfötchen schlugen den Takt dazu. Die qualmenden Pechfackeln schwelten in den Eisenringen und warfen ihre gelben Lichtgarben über das erhitzte Jungvolk. Über dem Gewoge flimmerten zitternde Sternlein und lachte die Mondscheibe mit breitem Munde. Die Scharen der Zuschauer hatten sich gelichtet und suchten die Schenken auf. Aber das Jungvolk hüpfte in dem Dunstkreis der Fackeln und ward des Springens nicht müde. Wohl schlich sich manch ein erhitztes Pärlein aus dem Lichtkreise und suchte sich zum Küssen und Kosen ein verstecktes Eckchen aus.

Hans Dürer war unter den Nimmersatten. Ein Mädel nach dem andern riß er in seine Arme, umfaßte ihre Hüften und schwenkte sie im Kreise des Bauerntanzes. Johlend, als wolle er all seines Herzens Jammer betäuben, stampfte er über die Tenne, und die Zöpfe seiner Tänzerin flogen ihm wild nach. Die Dirnen lachten und wehrten seinen lüsternen Griffen nicht, sie ließen ihn kreischend ihre Lippen und Nacken küssen. Der trunkene Bursche erhitzte seine Leidenschaft und gebärdete sich wie ein Rasender.

Da holperte ein Gauklerkarren auf die Wiese. Flink breitete der robuste Fahrende eine Strohmatte auf, und ehe die Neugierigen sich recht besannen, stand ein feurig Weib auf der Matte, in ein Silberflittermieder und in enge Silberflitterhöschen gezwängt, so als ob ihres Leibes

Schönheit ohne Hülle wäre. Zum Fiedelklang des Gauklers tanzte sie wie ein Wirbelwind, so daß im raschen Biegen und Wiegen ihres Leibes Lüsternheit in aller Augen sprang. Die Arme in der Luft schwingend, stieß sie johlende Rufe aus. Als sie mit einem wilden Aufschrei von der Matte sprang und müde ins Gras sank, stellte sich der Gaukler auf das Strohgeflecht und balancierte glänzende Kugeln. Die Zuschauer gafften ihn bewundernd an. Er zeigte Steine umher, die er aus der Tasche nahm, ließ sie von den Nahestehenden prüfen, dann zerbiß und verschluckte er sie. Er aß Feuer und spielte mit einem langen Stabe, den er auf der Nase, den Zähnen, der Stirn und auf den Händen balancierte. Endlich stellte er eine Anzahl Messer, mit der Schneide nach oben, auf der Matte auf. Unter diesen Messern tanzte nun die Gauklerin mit nackten Füßen rasend schnell im Kreise. Die Zuschauer überkam ein Gruseln, als sie die gefahrvolle Arbeit sahen. Die schöne Gauklerin aber tanzte, mit dem Blick nach dem Himmel gerichtet, die Hände an die Hüften gestemmt, nach dem Tamburinschlag des wüsten Gesellen, der sie mit stierenden Augen verfolgte, um ihr beizuspringen, wenn sie auf ein Messer getreten wäre. Die Pechfackeln beleuchteten das aufregende Bild. Endlich sprang die geschickte Gauklerin aus den Messerklingen heraus, senkte sich vor dem Publikum in die Knie und warf Kußhändchen nach rechts und links. Dann nahm sie einen Holzteller und ging sich den Lohn einsammeln für ihre Kunst, während der Gaukler Späße trieb und allerhand Zauberstücklein ausführte, um das Volk in Geberlaune zu erhalten.

Als die Gauklerin zur Linde kam, sah sie Hans Dürer. Er lief erhitzt auf sie zu und riß sie in seine Arme.

„Erika," johlte er, „so bist du wieder da!"

„Ei ja, bin wieder da", lachte sie ihn an, sich seinem Ungestüm geschickt entwindend.

„Du kommst wie gerufen, schwarze Hexe. Mein Blut kocht. Du mußt mir geben, was mir die andere verwehrt. Juchheißa, das soll eine heiße Nacht werden unter dem

alten Ahorn, wo der falsche Geselle die falsche Buhlin geküßt hat. Wann kommst du?"

Erika lachte, hielt ihm das Tellerchen vor die Nase und flüsterte:

„Erst muß das Geld herein, dann muß der Tyrann im Rausche liegen, er dürstet schon nach Wein und Schnaps. Wollt Ihr so lange harren, Jungherre? Aber haltet Ruhe jetzt, gedenket der Schläge auf der Hallerwiese; sie könnten noch ärger werden, auch für Euch, denn der Bösewicht hat Euch Rache geschworen!"

Hans lachte übermütig. „Da soll er sich hüten, ich erdolche ihn!"

Erika ging von Bude zu Bude, überall gab man ihr eine Kupfermünze und griff sie lüstern an. Hans ging mit ihr und wehrte die Berauschten von ihr ab. Als sie vor dem Zelt der Meistersinger ankamen, sang Kaspar gerade ein lustiges Minnelied zur Laute. Erika starrte ihn erstaunt an, ein leises Zittern befiel sie, sie tastete sich näher, ihre großen Augen schienen den Sänger verschlingen zu wollen. Wie gebannt blieb sie stehen und vergaß ihres Amtes. Hans Dürer rief ihr zu:

„Mach' flink, meine Begierde wächst!" Sie aber rührte sich nicht. Da rüttelte sie Hans am Arm. Sie sah ihn fragend an:

„Wer ist der schöne Singer dort?"

„Hat er dich auch schon behext? Das ist der leibhaftige Teufel! Komm, Erika, du hast noch ein Stück Wegs, eh du fertig wirst!"

Sie sah wie gebannt Kaspar an; plötzlich erkannte sie ihn. Freudig rief sie:

„Ich irre mich nit, er ist mein Retter aus der Not!"

Hans stieß nach ihr und keuchte ihr ins Ohr:

„Hüte dich vor ihm; ich zertrete dich wie ein Gewürm, so du dem Teufel nahe kommst!"

Sie aber riß sich von dem Zornigen los; mit einem flinken Satze sprang sie zu Kaspar hin und fiel mit einem Aufschrei zu seinen Füßen nieder. Die Meister riefen durch-

einander. Kaspar trat einen Schritt zurück, wehrte die Gauklerin erschrocken ab, die aber hob ihre Hände zu ihm empor und stammelte:

„Gott sei gepriesen, daß ich Euch wiederfinde, edler Retter aus meines Lebens größter Not und Schande. Erkennet Ihr mich denn nimmer?“

Kaspar sah das Weib entrüstet an und wehrte es ab:

„Fort, du Gauklerweib! Mit unfreiem Volk hab' ich nichts gemein!“

„Damals, als Ihr mich vor Brixen halb erfroren aus dem Schnee auflaset, war ich noch keine Gauklerin.“ Sie sprach es mit bebender Stimme, demütig, und ihre Seele blutete in Scham, da sie seinen Ekel vor ihr erkannte. „Gedenket, wie Ihr mir die brennenden Striemen wuschet, die mir die Geißeln der lüsternen Mönche schlugen; wie Ihr mit Eurem Mantel meinen Leib einhülltet, da mir die Mönche die Kleider von den Gliedern rissen und mich auspeitschten. Ihr habt mich in das Spittel nach Brixen gebracht. Heut erst kann ich Euch danken!“

Kaspar besann sich: er hatte einmal eine Dirne aus dem Schnee aufgelesen, die ohne Gewand war und blutete; er hatte sie in das nahe Spital nach Brixen auf seinem Roß geführt. Es war damals, als er mit den Handelskarren des Imhoff von Venedig nach Nürnberg mit Albrecht Dürer ritt. Er war vorausgeritten in seinem Drange nach der Heimat seiner Mutter und hatte die Dirne am Wegrain gefunden. Jetzt war er verlegen, er wehrte Erika ab:

„Ich verlange nit den Dank. Was ich aus Nächstenliebe getan hab', soll man mir so nit lohnen. Werdet erst ein ehrsam Weib, dann seid Eures Lebens froh. Der Weg aber, den Ihr geht, ist der Weg der Schande!“

Die stolzen Worte trafen Erika wie damals die Geißelhiebe der Mönche. Ihre Seele blutete. Aufschluchzend rief sie: „Erbarmt Euch doch meiner, ich bin ja nit schlecht. Die Not hat mich getrieben. Hab' weder Vater noch Mutter gehabt. Erbarmet Euch meiner und fluchet mir

nit! Könnt' ich wieder ehrlich werden, ich gäb' mein halbes Leben dafür her!"

Dieser Aufschrei traf Kaspars Herz. War er nicht auch vater- und mutterlos? Irrte er nicht auch wie ein Ehrloser umher? Er neigte sich zu Erika und sagte milde:

„Stehet auf. Ich fluche Euch nit. Ihr möget ein schweres Schicksal haben erleiden müssen. Könnte ich Euch loslösen von Eurer Gauklerbande, ich wollte es tun. Wie aber sollt' ich das? Hab' selbst kein Haus zu eigen, daß ich Euch seßhaft machen könnte."

Nun trat der alte Nunnenbeck zu Erika und sagte bewegt:

„Ich will Euch ein ehrlich Obdach geben in meinem Hause; mein Weib ist darauf erpicht, irrende Seelen zu Gott zurückzuführen. Sie braucht eine Magd. Aber vorher berichtet mir, wie Ihr mit nacktem Leibe blutig geschlagen in den Straßenrain gekommen seid. Berichtet mir, wie Euch das Leben herumwarf, daß Ihr mußtet unehrlich werden!"

Hans Dürer war nun näher gekommen, er wollte Erika mit sich fortreißen; sie wehrte sich aber und sagte zu Nunnenbeck: sie müsse erst mit dem Einsammeln zu Ende kommen, ehe sie der wüste Gaukler losließe. Sie lief in die Volksmenge hinein und sammelte die Münzen und beachtete Hans Dürer nicht mehr.

Kaspar wollte sein Lautenspiel fortsetzen, ihm war die Szene mit der Gauklerin peinlich. Hans Dürer, der in ihm wieder jenen erblickte, welcher von ihm wegriß, woran er sich klammerte, stieß ihm die Laute aus der Hand und schrie ihn an:

„Was seid Ihr für ein Ausbund. Alle Dirnen kennen Euch; wie mag es in Eurem Leben aussehen, wolltet Ihr uns nicht auch einmal aufklären darüber? Wer war Eure Mutter, wer war Euer Vater? Pfui der Schande, daß Ihr den Vater suchen müsset. Da ist mir die ehrlose Gauklerin viel lieber!"

Kaspar erhob die Hand, den tückischen Gesellen zu züchtigen, Meister Glim aber hielt ihn zurück und warnte:

„Gedenket des Stadtfriedens!"

Da ließ Kaspar die Hand sinken. Sein Zorn verflog, er gedachte der Geliebten und des Ratsherrn. Traurig sagte er:

„Ich achte des Friedens und verschmähe es, einen gehässigen Buben zu züchtigen, wie er es verdiente."

Mit einem Wutschrei stürzte sich Hans Dürer auf Kaspar, er wollte ihm die Faust ins Gesicht schlagen; aber Hans Sachs stellte ihm ein Bein, so daß der Jähzornige platt auf die Erde fiel. Eine Erregung entstand unter den Meistern.

Nunnenbeck half Hans auf und raunte ihm zu:

„Gebet Ruhe! Niemand möge gesehen haben, daß Ihr, des verehrten Meisters Albrecht Bruder, im Zorne die Faust erhobet, um den Frieden der Stadt zu brechen. Gehet heim, Ihr seid berauscht!"

Da taumelte Hans Dürer aus dem Kreise der Meister, die ihn von Kaspar fortdrängten. Meister Glim sah ihm traurig nach.

Der friedliche Liederaustausch hatte ein jähes Ende genommen, die Meister besprachen miteinander den häßlichen Vorfall.

Als Erika wieder zu den Meistersingern kam, hatte sie ein züchtig Gewand an. Nunnenbeck wies ihr einen Platz auf der Bretterbank und gebot ihr, die Geschicke ihres Lebens zu berichten.

Erika sah ängstlich die Herren an, dann begann sie zu erzählen, wie sie in einem Bozener Kloster als Magd gedient, durch ihre Schönheit dem Abt aufgefallen war, und wie sie sich seinem Willen fügte. In einem Nonnenkloster wurde sie in einem Gemache untergebracht, das wenig den Ordensregeln frommer Schwestern entsprach, vielmehr durch seinen Luxus für weltliche Freuden eingerichtet war. An bestimmten Abenden kam der Abt, und seine Verführungskunst triumphierte über ihre Tugendhaftigkeit.

An diesen Abenden war in dem Kloster viel Lärm und Pferdegetrappel zu hören, denn von allen Seiten kamen

Mönche angeritten, tanzten mit den Nonnen, berauschten sich an Wein, und was noch geschah, darüber gab Erika nur verschämt Auskunft.

„Ich bin keine Heilige nit, ihr Meister! Als Gauklerin hab' ich Dinge gesehen und erlebt, die nie so schamlos waren wie das Treiben der Mönche und Nonnen. Der Abt lachte dazu, wenn er vom Fenster meiner Stube in den Garten sah und das heidnische Getriebe beobachtete. Er war schon alt, aber beim Anblick der wüsten Vorbilder hat er mich zu argen Sünden verleitet. Das ging so ein halbes Jahr lang, dann kam der Abt nicht mehr. Auf mein Befragen lachte die Domina: ‚Er ist krank, er hat zuviel geliebt und getrunken, wird ein rasches Ende nehmen.' Ich war erst erschrocken, dann aber war ich froh, daß ich den unzüchtigen Lebenswandel aufgeben konnte. In einer Winternacht kam eine tolle Schar betrunkener Mönche und Nonnen in mein Gemach und zerrten mich aus dem Bett, sie zwangen mich, mit ihnen hinunter ins Refektorium zu gehen, wo ein Mönch die Geige spielte und ein Tanzen anhub. Ich mußte mit einem Mönch tanzen, der sich um mich gebalgt hatte. Dann verlangte er, daß ich mit ihm Wein trinke, und begann unzüchtig zu werden. Ich wehrte mich, er riß mir das Hemd vom Leibe, da schlug ich ihm die schwere Zinnkanne an den Kopf, daß er zusammenbrach."

Erika schilderte nun, wie die Mönche über sie herfielen, sie mit Peitschen aus dem Kloster trieben. Nackt, wie sie war, floh sie über die Schneefelder, erreichte eine Straße, wo sie erschöpft, mit Blutstriemen bedeckt, im Schnee zusammenbrach.

„So fandet Ihr mich, Jungherre," sagte sie, zu Kaspar aufblickend, „Ihr setztet mich auf Euer Roß und brachtet mich in das Spittel zu Brixen. Ihr gabt dem Pfleger Geld für Gewand und Zehrung, meinen Dank habt Ihr verschmäht, und ich wäre ohne Eure Hilfe im Schnee erfroren. Euer edles Gesicht aber habe ich mir gemerkt."

„Wie seid Ihr eine Gauklerin geworden? Erzählet das“, sagte ernst Meister Nunnenbeck; Erika seufzte.

„Ich konnte nur so lange im Spittel bleiben, bis die Striemen von den Peitschenhieben der Mönche geheilt waren. Dann irrte ich herum, ohne Obdach, denn ich bin eine arme Waise, und meine Heimat liegt im Veltiner Tal. Die Kälte trieb mich zu einem Lagerfeuer im Walde, zu fahrendem Volk. Das hat mir den Himmel der Freiheit ausgemalt, und als der Abend kam, war ich das Opfer der Bande. Ein robuster Mann nahm mich in seine Arme und sagte, daß ich fortan sein Weib sei. Ich wußte nichts sonst, als daß ich geborgen war, ließ alles mit mir geschehen und wurde eine Gauklerin. Mehr Prügel als Brot hat mir die schwere Schule eingetragen, ehe ich die Kunststücke konnte. Ich hab' alles ertragen, mein Wille war ja gebrochen.“

Im Kreise der Männer blieb es eine Weile still, mitleidige Blicke sprachen vom Verstehen guter Herzen. Der alte Nunnenbeck war ergriffen von dem Schicksal Erikas.

„Es ist ein Greuel,“ sagte er, „der mancherorts in frommen Häusern getrieben wird. Wir haben ein Beispiel bei uns, am Kloster Engeltal! Da Ihr Euch reumütig zeigt, ist Euer Wille zum Guten noch nit krank. So Ihr Euch von dem Gaukler löset, der Euer Leben in die Schande zog, sollt Ihr in meinem Hause Zuflucht finden und eine Heimat haben.“

Erika ergriff die Hand des Greises und küßte sie in dankbarer Aufwallung.

Kaspar, den seine früheren Worte nun reuten, trat auf Erika zu und sagte, ergriffen von ihrem Schicksal: „Beweiset, daß Ihr mir dankbar seid, verfallet nit wieder in Sittenlosigkeit und waschet Euch von dem Übel rein, in das Euch die Schwäche trieb. Es könnte sein, daß ich mir eine Meisterin erwähle, und da wärt Ihr mir als Magd willkommen, wenn Ihr wieder ehrlich geworden seid, denn ...“

Kaspar konnte nicht zu Ende sprechen, Hans Dürer

sprang wie ein Tiger auf ihn zu, schlug ihm die Faust ins Gesicht und schrie:

„Willst du mir alles entreißen, an dem ich hange? Ist dir die eine nit genug, willst du auch die andere für dich haben? Ich frage dich hier vor allen, aus welcher Sippschaft stammst du? Das mag wohl auch so eine welsche Gauklerbande sein, weil du in allen Künsten geübt bist. Bekenne, Bube; dein Heimlichtun hat ein Ende!"

Kaspar erblaßte, griff nach seinem Waffengehänge und riß den Dolch aus der Scheide. In dem Augenblick, wo er auf Hans losstürzen wollte, wurde er von den Meistern umringt.

„Unglückseliger!" rief Nunnenbeck, „wollt Ihr den Frieden blutig brechen? Wisset Ihr nit, daß Euch das an den Hals ginge?"

Kaspar wollte sich befreien, aber eiserne Arme hielten ihn fest, der Ring der Männer umschloß ihn.

„Bin ich ein Lump?" schrie er wie von Sinnen, „darf es ungesühnt bleiben, wenn mir ein Bube an die Mannesehre greift? Bei uns in Venedig gibt es auf solche Gemeinheit nur den Degen als Antwort. Wer diese Antwort nit auf der Stelle gibt, der bleibt ein Ehrloser."

Hans Dürer lachte, riß Erika an sich und zog sie aus dem Kreise der Meister. Sie mochte sich wehren, wie sie wollte, er ließ sie nicht mehr los und trieb sie über die Wiese zum Ahornbaume.

Meister Glim beruhigte den Beleidigten und versprach, im Namen der Meistersinger Klage zu führen gegen Hans Dürers Frevel am Stadtfrieden, und Kaspar sollte Genugtuung geschehen, er dürfe aber in keiner Weise der Gerichtsbarkeit vorgreifen.

Das friedliche Beieinander war gestört. Kaspar saß noch eine Weile bei den Meistern, die den Vorfall besprachen, dann griff er nach seiner Laute und nahm Abschied von den Freunden. Nunnenbeck sah ihm traurig nach, er wußte, daß dem Streit noch ein böses Nachspiel vor den Schöffen folgen werde.

Als Kaspar aus dem Bereich der Schnepperwiese war und über die Landstraße schritt, hob er den Blick zum Himmel auf. Die Sterne, die vordem noch so hell funkelten, waren erblaßt, im Osten hob sich ein Band rotglühenden Reflexes von der aufsteigenden Sonne; es war nahe gegen den Tag. Kaspar faltete die Hände.

„Herr, mein Gott! laß mich nit abweichen von deinen Geboten, nimm mir den Zorn. Jammer und Not sendest du dem Einsamen. Der Kampf hebt an, wie will er enden? Hast du mich verlassen, o mein Herr und Gott? Siehe, ich trage keine Schuld, mein Gewissen ist rein, laß mich nit büßen die Sünde des Vaters, die Schuld der Mutter, hilf mir, o hilf!"

Nun war ihm leichter. Eine unendliche Sehnsucht, in der Nähe seiner Geliebten zu sein, hieß ihn sich wenden, und so schritt er St. Johannis zu, über das Wiesenweglein zum Garten Hans Hirschvogels. Er fand das kleine Pförtchen offen und schlich in die Fliederlaube, wo er sich auf dem Bänklein niederließ. Dort verlor sich sein Sinnen in der Liebe zu Margarete, er dachte an ihre Worte. War ihr Herz mit ihm über die Feuer der Sonnensommerwende gesprungen? Hatte es sich in den Flammen mit dem seinen verschmolzen für das Leben?

Eine tiefe Wehmut griff an sein Herz. Wie wird sich das kommende Schicksal lösen?

Als die Meistersinger den letzten Trunk getan hatten, rüsteten sie sich zum Heimweg. Das rote Sonnenband stand schon höher im Osten, in den Tanzbuden schwenkten Burschen die Mädeln zum Kehraus. Die Sonnwendnacht war kurz, und die Drosselmännchen pfiffen ihre Morgenlieder. Unter dem breiten Ahornbaume, wo Kaspar und Margarete sich die Treue geschworen hatten, lag ein regloser Körper. Die Meistersinger sahen ihn liegen und kamen zu sehen, was mit ihm sei, ob er im Rausch schliefe, oder ...

„Er blutet", rief Meister Glim erschrocken.

„Es ist Hans Dürer", schrie ein anderer.

Nunnenbeck neigte sich über den Regungslosen, riß ihm das Wams auf und verband notdürftig die blutende Wunde auf der Brust. Entsetzt sahen die anderen dem ruhig sicheren Hantieren des Greises zu. In allen stand der Schreck, in jedem Herzen schrie es: „Kaspar hat Rache genommen!" Als Nunnenbeck sich erhob, sah er die Meister traurig an und sagte:

„Also hat es doch so kommen müssen? Der Jugendmut — und die Eifersucht! Du lieber, barmherziger Gott, warum hast du das so haben wollen? Das junge Blut hätt' nit fließen dürfen, es wird die ewige Nacht über den bringen, der sich also hat hinreißen lassen. Gott, steh ihm bei!"

Meister Glim legte die Hand auf die Schulter des Greises.

„Seiet ruhig, Meister. Es ist noch Dunkelheit gehüllt über die blutige Tat, aber die Sonne wird es an den Tag bringen. Ich stehe vor Euch als ein Ehrenmann und lege meine Hand zum Pfande hin; ich will sie verlieren, wenn Kaspar der Täter ist. Alles spricht dafür, aber in meinem Innersten spricht eine Stimme, daß hier ein Verhängnis waltet. Sehet nach, hurtiger Hans Sachs, wo der Gauklerkarren steht, fahndet nach der Erika und rufet sie zu mir. Sie mag es wissen, denn kaum ist eine halbe Stunde vergangen, als sie Hans Dürer von uns hat wie toll fortgerissen."

Sachs lief zu der Stelle, wo der Karren gestanden war; er stand nicht mehr dort. Er fragte nach den Gauklern und bekam zu hören, daß der betrunkene Wüterich mit der schönen Schwerttänzerin auf und davon gefahren sei. Lastete der Verdacht auf Erika?

Meister Glim nickte, als Hans Sachs berichtet hatte.

„So wollen wir abwarten."

Die Meistersinger trugen den Bewußtlosen durchs Neutor in die Stadt hinein. Die Torwache alarmierte die Stadtwache, als sie von dem blutigen Friedensbruche vernahmen. Hans Sachs lief in das Haus, in dem Kaspar

wohnte, seinem Freunde zur Flucht zu verhelfen, aber er traf ihn nicht, so lief er in den Gassen herum und suchte ihn. Die Stadtwächter halfen ihm suchen, er wußte es nicht, eine heillose Angst trieb ihn weiter.

Im Dürerhause entstand Aufruhr. Die alte Mutter war wie irre, als sie ihren Liebling im Blute sah. Frau Agnes richtete besonnen das Lager für den Bewußtlosen, und Meister Albrecht ließ sich von Glim über den Vorfall berichten. Wenig Trost, wenig Hoffnung erwartete den kommenden Tag.

Hans hatte viel Blut verloren, der Chirurgus untersuchte die Wunde und flüsterte achselzuckend Dürer zu:

„Abwarten, lieber Meister! So ein junger Fant überdauert Ärgeres denn einen Messerstich in die Lunge. Das Wundfieber wird ihn ein paar Wochen niederhalten. Ist halt besser so, als wär' der Stich ins Herz gefahren."

Kaspar schritt nach Sonnenaufgang über die Landstraße heimwärts. Er war in traumseliger Stimmung und wunderte sich, ohne an Schlimmes zu denken, daß soviel Volk am Neutor harrte und aufgeregt hin und her lief. Ohne Anteilnahme, müde und blaß, von innerer Angst durchwühlt, schritt er an den Torwächtern vorbei.

Da rief ihn einer an: „Seid Ihr der welsche Goldschmied Kaspar Prim?"

„Der bin ich", sagte er zerstreut und wollte weitergehen; derbe Fäuste aber stießen ihn in die Torstube hinein, und ein Wächter schrie:

„Sehet ihn an, der Mörder schaut aus seinem Gesicht heraus!"

Kaspar sah sich verwundert um und dachte, wie so ganz anders ist der Morgen heut.

In seiner Stimmung eingesponnen, schrak er erst auf, als ihm die Wächter Stricke um die Arme schlangen, sie um seine Brust verschnürten und ihn aus der Stube zum Rathaus trieben.

„Was wollt ihr von mir? Was habe ich getan, daß ihr mich also bindet!" rief er entsetzt.

Die Wächter lachten roh: „Das werdet Ihr von den Schöffen hören, wenn Ihr's nit wissen wollt!"

Er ließ sich treiben, er war sich keiner Schuld bewußt. Erst vor den Lochschöffen erfuhr er, daß man Hans Dürer im Blute auf der Schnepperwiese gefunden hatte und daß er es sein solle, der den Stadtfrieden blutig gebrochen habe. Kaspar wußte nun, daß er das Opfer eines schweren Verhängnisses geworden war.

Der erwachende Morgen fand Nürnberg in Aufruhr. Der blutige Friedensbruch beim Schnepperfest bekam laufende Füße. Vor dem Dürerhaus drängten sich die Neugierigen, um zu erfahren, ob Hans noch lebe. Ehe der Mittag kam, waren Männer und Weiber vor dem Rathaus versammelt und besprachen in schauerlichen Übertreibungen den „Mord an dem jungen Dürer". Männer liefen von Schenke zu Schenke und überbrachten von dort erfundene Schaudergeschichten dem Volke, das ungeduldig auf den Ausgang der Gerichtsbarkeit harrte.

Das Geschrei wurde zum Tumult; wer das Warten satt hatte, lief durch die Gassen und aus der Stadt hinaus, die Geschichte von der Schreckenstat Kaspars, von dem man nur noch als „dem welschen Mordbuben" sprach, aufgebauscht von Haus zu Haus zu tragen. Und eine behende Zunge trug die Botschaft nach St. Johannis und in das Haus Hirschvogels, zu Margarete.

Als der Ratsherr zum Imbiß in die Eßstube trat, fand er seine Tochter ohnmächtig am Boden liegen. Er rief nach der Magd, und ein heilloser Schrecken lief durch das stille Haus, dem erst Kathi Gärtnerin, die zur selben Stunde die schlimme Botschaft erfuhr, ein Ende machte. Sie dachte daran, Margarete so abzuschließen, daß sie von dem furchtbaren Geschick Kaspars nichts erfahren sollte. Der Schrei Hirschvogels, der glaubte, sein Kind sei tot, belehrte sie auf der Stiege schon, daß auch in dieses Haus böse Zungen die Unglückspost getragen hatten.

Mit Essigwasser brachte sie Margarete wieder zur Be-

sinnung und half ihr auf. Dabei erzählte sie dem Ratsherrn in schonender Weise, was sie über den Stadtfriedensbruch gehört hatte; verteidigte dabei Kaspar, von dem sie nicht glauben konnte, daß er der Täter sei. Hirschvogel war derart aufgeregt über den Vorfall, daß er kein Wort hervorbringen konnte.

Als Margarete die Augen aufschlug und Frau Gärtnerin über sich gebeugt sah, schrie sie verzweifelt:

„Nit mir hilf, hilf dem armen Kaspar, der ohne Schuld ist. Siehst du denn nit, wie ihn die Büttel peinigen? Sag's doch dem Schultheiß, daß Kaspar nit der Mörder ist; mein Leben geb' ich für ihn her, ich weiß doch, daß er so unschuldig ist wie ein Blümlein am Strauch!"

Über diesen Worten, die aus dem Herzen Margaretens kamen, erwachte der Ratsherr aus der Erstarrung, er reckte sich empor und rief erschüttert:

„Gott im Himmel, rufest du mich? Ich komme! Dein Wille will sich erfüllen, du gibst mir das Zeichen! In der tiefsten Not wirst du mich nit verlassen!" Durch den Aufschrei zu Gott erleichtert, lief er in sein Gemach, zog den Mantel an, hing sich die Ratskette um, setzte das Barett auf und schritt zu Margarete, die er auf die Stirn küßte. Zuversichtlich sagte er:

„Sei ruhig, mein Kind! Ich helfe ihm. Kein Büttel darf ihn martern, kein Richter darf ihn strafen; dein junges Leben behalte du, ich setze das meine ein, als Blutbürge, für ihn."

Hastig lief er aus der Stube, durch den Garten, über die Wiese. Auf der Landstraße blieb er stehen. Die Verzweiflung trieb ihn weiter.

„Mein Sohn — mein Kind!" schrie er; „du stehst in Not; wie soll das ein Vaterherz ertragen!"

Wie gehetzt eilte er die staubige Straße entlang; was liefen da für martervolle Bilder mit ihm? Was schrien für wilde Stimmen in ihm? „Dein Sohn — dein Sohn hat gemordet! — Dein Sohn hat den Stadtfrieden blutig gebrochen! — Dein Sohn wird gerichtet werden am

roten Hügel wie ein Verbrecher! Dein Sohn — dein Sohn!" Von fern hörte er den Tumult, der in der Stadt ausgebrochen war; dazwischen schrie die Stimme seiner Tochter: „Mein Leben geb' ich für ihn her, — er ist unschuldig wie ein Blümlein am Strauch."

Eine Weile blieb er vor dem Zollhause stehen; ehe er über die Brücke ging, wischte er sich den Angstschweiß von der Stirn. Er dachte, so in der Seelennot war seine Geliebte einmal in die Stadt gelaufen, um Rache zu nehmen an Barbara. So mag sie in Angst und Aufruhr gezittert haben, da sie dem Geliebten alles zum Opfer brachte, was eine starke, unbeugsame Liebe vermochte. In der Angst des Ratsherrn schrie eine Stimme: „Du warst es, der ihr den Lilienkranz aus den Goldlocken riß, — du, der ihren reinen Leib in Sünde stieß, — du warst es, der ihr beschauliches Leben aufwühlte, ihre Schuld rief, an der sie ihr Leben lang zu büßen hatte. Nun straft dich Gott durch das Kind, das aus deiner sündhaften Liebe zum Leben kam, das ihr Leib trug in der Stunde der blutigen Rache. — Und diese blutige Rache ist in dem Kinde wieder lebendig geworden als meine und ihre Schuld!"

Seine Knie zitterten, stöhnend lief er weiter. Am Kreuzbild vor dem Tore hielt er und rief: „Wo bist du, Barabas! für den der Unschuldige gekreuzigt werden soll? Ich rufe dich! Du hast die Schuld von dir abgewälzt, ich muß sie auf meine Schultern laden!"

So schnell ihn seine Beine tragen konnten, rannte er zum Rathause. In seinem Inneren stand es fest: ohne seinen Sohn befreit zu haben, wollte er heut nicht heimkehren. Und ganz Nürnberg sollte erfahren, daß er die Schuld des Sohnes büßen, daß er austilgen wollte, was seine sündhafte Liebe in das Leben des Unschuldigen hineingegossen hatte. Heut mußte sich Gottes Wille erfüllen. Jetzt war Hirschvogel wieder stark und streitbar.

Vor dem Rathaus ballte sich das Volk zu einem dichten Knäuel. Die Männer fluchten, die Weiber kreischten, alle drängten, um möglichst nahe zu sein und zu erfahren,

was im Schöffensaal sich ereignete. Vorn schrie einer: „Jetzt spricht der alte Nunnenbeck.“ „Der Meister Glim spricht“, schrie ein anderer. „Der Mörder bekennt nit“, rief ein dritter. Die Unruhe wuchs, das Volk nahm teil an der Gerichtsbarkeit, man rief nach den Folterknechten, den Schmerzensschrei des Gemarterten wollte man hören. Die Viertelsmeister hatten zu tun, das schauderlüsterne Volk von den Rathausstufen zu drängen, die Stadtwächter mußten für Hirschvogel den Weg durch das Gewühl bahnen, ehe er zu den Stufen gelangen konnte.

Wie ein Held, der einen Sieg erfechten ging, hochaufgerichtet, von innerer Zuversicht gehoben, schritt der Ratsherr die Treppe empor in die Schöffenstube hinein und stellte sich vor die Schranke, hinter der der Schultheiß und die Geschworenen saßen.

Sein suchender Blick sah Kaspar im blauen Kittel, mit gebundenen Händen vor dem Anklageschragen stehen, sah die Meistersinger und sah Albrecht Dürer, der ihm erschrocken zuwinkte, er möge standhaft bleiben. Aber entschlossen riß Hans Hirschvogel das Ratsherrnbarett vom Kopfe, die Ratskette vom Halse, zerrte den Ratsmantel von der Schulter und warf die äußeren Zeichen seiner Würde dem Schultheißen vor die Füße.

„Nehmt meine Würde, nehmt mein Hab und Gut, nehmt mein Leben zum Pfande! Ich setze alles ein als Bürge für die Unschuld des Geklagten. Schauet mich an, ehrbare Schöffen! ich, der Magister und Ratsherr Hans Hirschvogel, nehme auf mich, was Gott alles ans Licht bringen möge. Gebet mir dreier Tage Frist. Erweiset sich die Schuld an Meister Kaspar Prim, dann nehmt mein Leben und richtet es anstatt dem seinen. Erweiset sich seine Unschuld, die Gott der Herr aufdecken muß, dann gebet mich frei. Aus mir spricht Gottes Stimme, die müsset ihr hören. Ich spreche das Recht an für den, der meinem Herzen nahe ist, und für mich, den ihr im guten Leumund kennt. Hier stehe ich, *mich* richtet, ihn gebet frei!“

Eine unheimliche Stille im Saale ließ jedes Herz hör-

bar schlagen. Meister Glim reckte sich hoch auf, sein Einstehen für die Unschuld des Geklagten fand in Hirschvogel eine gewaltige Stütze. Dürer war in höchster Aufregung einige Schritte vorgeeilt, er fürchtete, daß der Ratsherr sich als den Vater des Geklagten angeben werde. Unter den Schöffen lief ein rasches Geflüster, der Schultheiß erhob sich und legte das Schwert auf den Tisch.

Kaspar sah den Ratsherrn an, als glaube er nicht daran, daß dieser sich für ihn als Blutbürge gestellt habe. Er dachte: Was will er? Wer sagt ihm, daß ich keine Schuld trage? Dann wurde ihm mit einem Male klar, daß seine geliebte Margarete erfahren habe, er sei ein Mörder, daß ihr das Herz gebrochen sein müsse, was ihren Vater vor die Schöffen trieb, Bürgschaft zu leisten; denn ihre Liebe konnte ihn nicht verurteilen. Wenn auch alles für seine Schuld sprach, der Auftritt mit Hans Dürer, dessen Faustschlag und Schimpf, die Rache herausforderten; wenn auch sein eigenes Verhalten, sein Zorn, sein Griff nach dem Dolch und seine Aussage, — wie ein Venezianer durch Mord seine Ehre reinigt, — die Schuld auf ihm sitzenließ, ein liebendes Herz glaubte nicht daran, konnte und durfte nicht glauben, daß der Geliebte ein Mörder sei. Auch mußte die Aussage Hans Dürers, sobald dieser wieder zum Bewußtsein gelangte, die Wahrheit an den Tag bringen. Die Stimme des Schultheiß weckte Kaspar aus der Ergriffenheit.

„Nach Brauch und Recht ist eine Bürgschaft erlaubt“, rief der Richter. „Löset dem Geklagten die Fesseln, er ist frei. Hans Hirschvogel! nehmet Ihr mit starkem Mute oder mit schlechtem Gewissen den Richterspruch auf Euch? Besinnet Euch, Ihr seid einer der Gottesfürchtigsten im Rate? Ist Euer Geist klar? Habt Ihr alles überlegt? Ihr stehet vom Leben in den Tod.“

„Ich habe alles überlegt. Mein Geist ist klar. Mich treibt der Mut und das Gewissen. Hier stehe ich und verlange den Termin von dreien Tagen. Gott will es!“

Die Worte waren nicht die eines Wankelmütigen. Sie

standen fest und klangen mächtig; sie ließen keinen Widerruf zu. Der Schultheiß ergriff das Schwert und wollte seines Amtes weiterwalten, aber ein Tumult an der Türe ließ ihn innehalten. Der Lärm sprang, wie losgelassen, in die Schöffenstube. Wie aus einem Sturmlauf heraus lief ein Weib vor die Schranken und stürzte in die Knie vor den Schöffen.

„Haltet ein, ihr Herren!" schrie sie gellend, „sprechet kein Urteil, es trifft den Unrechten!"

Kaspars Bewußtsein erwachte aus der schrecklichen Finsternis. Ihm war mit einem Male so wohl, so leicht, als schwebe er im Licht dahin über den Blumengarten seiner Geliebten. Er hörte die Stimme des Weibes, und ihm war, als höre er einen Engel singen. Er sah das Weib vor dem Richter knien, die schwarzen Haare flatterten aufgelöst um ihren Nacken und verbargen die Blößen ihres Leibes kaum, den das zerfetzte Gewand freigab. Das Hemd konnte den Busen nicht bedecken. Wie Feuermale brannten über das üppige Fleisch rote Striemen, die rohe Gewalt eingeschürft hatte. Die Augen des Weibes aber flammten wie glühende Kohlen, und die Stimme war aufgewühlt von innerster Angst.

Der Schultheiß blickte mit Ekel das Weib an und rief:

„Ihr seid eine Fahrende. Hebet Euch hinweg aus dem Gerichtsbann, fahrend Volk hat keine Stimme, ist ehrlos und vogelfrei!"

Aus den Zeugenschranken trat Meister Nunnenbeck hervor, schritt zu der Gauklerin, legte seine Hände auf ihre Schultern und sprach, von innerer Erregung zitternd:

„Ich breite meine Hände schützend über sie. Mein Dach wird sie von dieser Stunde ab beschirmen. Mit meinem Bürgerrecht will ich die Fahrende seßhaft und ehrlich machen. Dieses Weib ist jene Erika, wegen der der Streit zwischen Hans Dürer und Kaspar Prim entstand. Ihr Schöffen, lasset das Weib reden, es bringt Licht in die Finsternis. Gebet ihr das Wort, ihr Herren, ich bürge für die Wahrheit, die sie sprechen will."

Raunen und Murmeln lief durch die Schöffenstube. Der Schultheiß hob das Schwert und gebot Ruhe. Sich zu Erika wendend, rief er:

„Stehet auf und sprechet aus, was Ihr wisset von der Bluttat, die sich in dieser Nacht ereignet hat."

Erika raffte sich auf. Ihre Blicke suchten im Saale und blieben auf Kaspar ruhen. Aufschreiend hob sie die Arme zu ihm, als sie ihn gefesselt sah.

„Jesus Maria, ich hab's geahnt. Diesen edlen Jungherrn, der mich vom Tode errettet hat, wollen sie richten! Höret mich an, ihr Herren, mein Leib ist verpönt, aber meine Seele ist rein und von Gott geführt. Er allein weiß es, daß ich die Wahrheit rede!"

„Sprecht zur Sache!" schrie sie der Schultheiß hart an.

„So vernehmet denn, ihr Herren!" Erika hatte nun festen Boden, sie fühlte sich sicher und beschützt. „Ich habe es gesehen, wie Hans Dürer dem Jungherren die Faust ins Gesicht schlug, ich habe seine Schmähworte gehört und sah, wie der Jungherre den Dolch gegen ihn zog. Die Meister hielten ihn vom Zorn zurück. Mich aber schleifte Hans Dürer über die Wiese, zu dem Ahornbaum, dort wollte er mir Gewalt antun, weil ich mich weigerte, ihm zu Willen zu sein. O ihr Herren, ihr wisset nit, wie eine Gauklerin roh begehret wird. Aber ich hatte den Meistern und dem Jungherren gelobt, meinen Lebenswandel fürder frei von Sünde zu halten, und deshalb mußte ich schreien, um Hilfe rufen, als mich Hans Dürer von dem guten Wege abbringen wollte. Den Schrei vernahm der Gaukler, dessen Weib ich bin. Schon einmal hat er mich in den Armen des Malergesellen angetroffen, und dieses Mal — gestern — hat er Rache genommen an ihm. Ihr Herren! Ihn hat er erstochen, mich halb erschlagen und auf den Karren geworfen. In heilloser Flucht ist er in die Nacht hineingefahren. Ich hab' zur Muttergottes gebetet, und sie hat mir geholfen. Am Morgen ist der Mordgeselle in seinem Weinrausch eingeschlafen. Ich hab' ihm das Laufseil um die Arme und Brust ge-

wickelt, an den Wagensitz festgebunden, dann hab' ich mich aufs Pferd geschwungen und dem Karren die Richtung gegen Nürnberg gegeben. Das Roß hat ausgehalten. So bringe ich den Mordgesellen, der den armen Hans Dürer erstochen hat. Richtet über ihn, den Jungherrn aber gebet frei, er hat keine Schuld an dem Geschehenen!"

Erika war in die Knie gesunken, hatte die Hände gefaltet und betete: „Du heilige Maria, ich danke dir, daß du mir geholfen hast, einen Unschuldigen zu erretten."

Der Schultheiß erhob sich und rief zu den Schöffen:

„Ist einer unter euch, der den Worten des Weibes keinen Glauben schenkt?"

„Keiner!" kam es aus dem Munde der dreizehn zurück. Da befahl der Schultheiß, den an den Karren Gebundenen vor die Schranken zu führen. Er nahm Mantel und Kette Hirschvogels und hängte sie ihm um. Gerührt sprach er:

„Aus Euch hat Gott gesprochen. Ich löse Euch von der Blutbürgschaft, Ihr seid der Starke gewesen. Euer Mut ist heldenhaft. Gott gebe Eurem Gewissen die gleiche Kraft. Ich frage nit, wer der Vater Kaspar Prims ist, ich weiß aber seit dieser Stunde, daß es der ehrbarste Mann sein muß, dem die Liebe höher steht, als er sein Leben wertet. Nehmet Euren Schutzbefohlenen mit Euch, wer immer er auch sei, er kann fortan nach allen Richtungen hin gehen, schuldlos und ohne Makel, rein von jedem Verdacht; keiner darf an seine Ehre rühren; — und tut es einer, der soll vor den Schranken gerichtet werden. Gott hat an den Tag gebracht, wer die Schuld auf sich lud, er möge dessen armer Seele gnädig sein."

Ehe Hans Hirschvogel noch zu Kaspar treten konnte, hatte Albrecht Dürer diesen aus der Schöffenstube in ein abgelegenes Gemach geführt und einem Ratsdiener befohlen, das Gewand des jungen Meisters zu bringen.

Nach kurzem Verhör gestand der Gaukler fluchend seine Tat. Das Urteil lautete auf blutigen Bruch des Stadtfriedens und sprach über ihn den Tod am Galgen aus.

Eine Stunde später kniete Hans Hirschvogel vor dem Bett seiner Tochter, die im Fieber lag. Er erzählte ihr alles, sie aber hörte seine Worte nicht und redete im Fieber irre Dinge.

In der Kammer des greisen Nunnenbeck kniete Erika vor der Meisterin, die in menschenfreundlichen Worten zu ihr sprach und seelensgut mit ihren welken Händen über den Kopf der Demütigen strich. Erika gestand ihr, wie einem Beichtvater, alle ihre Verfehlungen, und die fromme Greisin sprach sie frei von böser Absicht und Schuld. Das zuckende Herz der Verirrten fand in der warmen Güte wieder Mut zum Leben.

Kaspar schloß sich tagelang in seiner Kammer ein. Die Qualen, die ihm die entsetzlichen Stunden vor Gericht bereitet hatten, rangen mit seinem Ehrgefühl. Er kam sich vor, als stände er in einem Glaskasten am Markte, ein jeder könne ihm in die Seele sehen, keiner daraus die Wahrheit lesen, alle aber das Böse in ihr finden, das die Schöffen ihm zuschrien. Ohne Freude am Schaffen, ohne Gedanken über seine Zukunft, müde und zerschlagen starrte er vor sich hin wie einer, der aus einem tiefen Traum erwachte und nicht zur Wirklichkeit fand.

An einem Abend trat Meister Albrecht in die Stube Kaspars, setzte sich zu ihm und legte den Arm um seine Schultern.

„Ich komme im Auftrag meines Bruders Hans, der aus der Gefahr ist. Er läßt Euch bitten, Ihr möget ihm verzeihen; er hat im Groll gegen Euch seinen bösen Eifer über die Zügel schießen lassen. Gott hat ihn gestraft dafür, aber die Schuld bedrückt ihn."

„Die Schuld," stöhnte Kaspar; „wer weiß denn, was die Schuld im Menschen mehr bedrückt: das Gewissen oder die Erkenntnis? Das Gewissen mahnt, die Erkenntnis trotzt." Ein wehmütiges Lächeln glitt über die abgehärmten Züge des Jünglings, und dann begegneten seine Blicke den Blicken Dürers. Eine Träne rann ihm

über die Wangen herab. „Meister! Was ist denn mein Leben noch? Ihr sehet zutiefst in meine Seele hinein mit Euren Heilandsaugen, und Ihr leset aus ihr weder das Fragen des Gewissens, noch das Sagen der Erkenntnis. Wie ein Reis im Winde schwankt und keinen Boden fühlt, so schwanke ich im Leben und stehe auf keiner Scholle fest. Ich weiß nichts vom Vater und wenig von der Mutter, ich bin ein Kind der Sünde, ohne Heimat, ohne Ehre. Euer Bruder Hans hatte recht, da er mir ins Gesicht schrie: ‚deine Sippschaft mag eine welsche Gauklerbande sein, weil du in allen Künsten geübt bist.' — Meister, ich weiß, eine sieht von oben herab auf mich, und ihre Augen fragen in meine Seele hinein in stummen Klagen. Was ist's, daß sie mir im Traume erscheint und weint? Was ist's, daß sie mich mahnt, ich möge ablassen von der Liebe zu Margarete? Was ist's, daß im Traumbild meine Mutter der Geliebten gleicht, wie eine Schwester der anderen? — Meister! Ich weiß nit, welche Frage am schwersten zu beantworten ist, ich vermag es bei keiner! Ihr aber könntet alle diese Fragen beantworten, warum hüllt Ihr Euch in Schweigen, und laßt mich verkümmern?"

Dürer kannte die Leiden des Jünglings, und eine Ergriffenheit überkam ihn. Er beugte sich nieder zu Kaspar und ließ die Hand auf der seinen ruhen.

„Fraget nit mich, ich weiß keine bessere Antwort als die: Eure Mutter weint, weil sie Euch auf dem Wege irren sieht, auf dem sie geirrt hat; sie warnt Euch, weil sie nit will, daß sich ihr Geschick in dem Euren wiederholen solle. Sie gleichet Eurer Margarete, weil diese, in gleicher Liebe zum gleichen Opfer bereit, wie Eure Mutter nit wissen wird, in welcher Fremde sie ihre Zukunft finden werde. Kaspar, die Stunde ist nahe, wo Gott Euch den Vater zuführen will, da werden alle Fragen sichere Antwort bekommen, und eine neue Frage wird in Eurer Seele rufen: ‚warum?' — Dieses Warum wird Antwort finden in Stunden tiefster Demut und Ergebenheit in den Willen Gottes. Seid stark, seid ein Mann, es

gibt keine Not auf Erden, die so groß ist, als könnte sie eine Seele nit ertragen."

„Sterben! Ach könnte ich sterben!" Kaspar warf sich über den Tisch und schluchzte. Dürer erhob sich und trat zum Fenster. Er sah gedankenverloren in den Hofraum.

„In meinem Grübeln bin ich auf Dinge gestoßen, die meine Frömmigkeit und meinen Glauben an die Freuden des Lebens erschütterten. Im stillen Verrinnen der einsamen Stunden zeigt sich uns oft ein Gesicht, das uns ähnlich ist. Im Fieber hab' ich das Antlitz des Heilands gesehen, es glich dem meinen. Warum? Weil es nur einen wirklichen Schmerz in der Seele gibt, das ist der Schmerz, der keinen Anfang hat, man weiß nit woher; und der kein Ende nimmt, man weiß nit wohin. Es ist nit gut, wenn eine menschliche Seele der Strenge Gottes unbedacht beistimmt und alles nimmt, was Gott schickt. Gott, von dem wir nit wissen, von wo er kommt, ist der Wille in uns, der stark wird, wenn wir glauben. Er ist voller Gnaden, wenn wir ihm folgen, und zürnt, wenn wir wider ihn streiten. Rufet diesen Gott in Euch. Glaubet an ihn, er ist die Antwort für alle Fragen. Er wird auch Euch sein Antlitz zeigen, auch Ihr werdet ihm ähnlich werden. Stärkt Euren Willen und rufet Euch zu: Ertrage! Im Ertragen kommt uns Gott am nächsten, im Ertragen hab' auch ich ihn gefunden. In den Millionen Menschenseelen ist er, in allen lebendigen und toten Wesen ist er; er ist überall, weil er uns nie fern ist, er ist dort, wo wir ihn fühlen und anrufen. — Kaspar. Ich will in Euch keine Irrlehren einpflanzen, Euere Schollen sollen die Früchte tragen, deren Samen Ihr säet. Aber Ihr sollt den Samen der Erkenntnis säen, und Euer Gewissen muß Sonne sein, damit er reife. — Ich habe eine Ahnung, daß sich bald erfüllen wird, wornach Ihr verlanget. Kaspar," Dürer hob ihn vom Tisch auf, „da dürfet Ihr nit wie ein Knabe in Angst geraten, da müsset Ihr den Gott in Euch zur Kraft bringen, daß er Euch die Freude tragen helfe, — und das Leid."

Über Kaspars Leib lief ein Zittern, eine Angst befiel ihn, er sprang auf und sah in Dürers Gesicht.

„Ihr kündet mir Freude und Leid. Welches wird das größere sein?"

„Das werdet Ihr selbst bestimmen. Ihr könnt die eine vergrößern, das andere mindern. In beiden müßt Ihr Herr Eures Willens sein und Euren Gott nit leugnen."

Kaspar wollte erwidern; da brachte eine Magd einen Brief und heischte Antwort. Kaspar öffnete ihn und las:

„Schämet Euch, daß Ihr als Maulwurf die Erde aufwühlt, darauf es zum Blühen treiben soll, dieweil ein schmachtend Jungfrauenherz um Euch aus Sehnsucht leidet. Grauseliger Geselle! Warum lasset Ihr Tränen fließen, wenn ein Lachen doch allen Gram scheuchet? Flink! Machet flink. Nehmt die Laute, hört auf zu bohren und kommt in die Laube. Zwei wunderfeine Arme haben Verlangen, Euch zu herzen! Das Jungferlein weiß ja nit, wie es leben soll, da es für Euch nit hat sterben brauchen. Das hat Euch zu vermelden eine, die lieber lacht, denn flennt!"

„Kathi Gärtnerin!" rief Kaspar wie verwandelt. „Sie ruft mich, sie rufet mich!"

Dürer trat zum Fenster und dachte: „Sie rufet jeden, der zum Leben drängt. Sie hat auch mich gerufen."

„Meister!" jubelte Kaspar, „ich spüre, wie mein Gott sich in mir regt, er erstrahlet in Glanz und Glorie, er will nit das Leid, er will die Freude geben. Da muß ich den Willen haben, zu folgen."

„Gehet!" In Dürer war die Angst aufs neue wach. Er hatte gewarnt, getröstet, gemahnt, er hatte das Leid prophezeit und angedeutet, was aus der Liebe von Bruder zur Schwester aufsteigen würde als Fluch der Schuld, mit der ein Vater belastet war und den der Sohn finden würde in der Stunde seines größten Schmerzes.

Kaspar nahm die Laute und lief davon, ohne daß er sich von Dürer verabschiedet hätte. Als trieben ihn Häscher, lief er die Straßen entlang. Durchs Neutor, St. Johannis zu, wo Frau Kathi Gärtnerin am Wege

stand und ihn aufhielt. Er sah sie erst erschrocken an, dann lachte er mit ihr, und sie führte ihn in den Fürlegergarten, wo ihn zwei feine, weiche Arme in Empfang nahmen. Lippe an Lippe hing das Pärchen und hörte nicht den schmetternden Gesang der Vögel im Gezweige. Es hörte nicht den silbernen Lachtriller der Gärtnerin. Auch sah es nicht, wie im Dämmern aus den Gebüschen die Glühwürmlein schwebten und einen Sternenreigen aufführten in der Glückstille. Über dem Taumel der Liebe aber sang, als alle Vogelstimmen verklungen waren, die Nachtigall ein Lied, das schluchzend und klagend mit den jubelnden Lautenklängen sich vermischte, die aus der Laube jauchzten.

Im Dürerhaus wurde zum Bett des kranken Hans noch ein zweites Bett gerückt, in dem die alte Mutter lag. Der Schrecken und die Angst um ihren Liebling hatten ihre Kraft völlig gebrochen. Aufgezehrt von dem reichen Kindersegen, von Not und Trauer um den Verlust der fünfzehn Kinder und ihres Mannes, war ihr Lebensfaden locker geworden. Aber sie wollte dem kranken Sohne nahe sein, damit ihre Muttersorge bei ihm bleiben könne. So mußte Frau Agnes beide pflegen, und sie gab sich keine Ruhe bei Tag und Nacht. Erst nach einigen Wochen konnte der Verwundete das Bett wieder verlassen. Seine Seele war gefoltert von all den Gewissensqualen. Er schämte sich vor seinem rechtschaffenen Bruder Albrecht derart, daß er ihm nicht in die Augen sehen konnte. Der aber erkannte die Wandlung zum Guten, und an einem Abend setzte er sich zu ihm, nahm ihn zutraulich an der Hand und sprach milde:

„Schau, lieber Bruder, so wie die Fähigkeiten in den Menschen verschieden sind, so ist es auch beim Charakter. Mich hat die Kunst geführt über steinige Wege und hat mich erfüllt mit ihren Verheißungen, daß ich keinen rechten Gefallen finden konnte an den Freuden des Lebens. Da bin ich ernst geworden. Wenn mich einmal die Un-

besonnenheit von meinem Wege führen wollte, hab' ich dabei gelitten, weil ich keine Lust ertragen kann. Dich, lieber Bruder, hat Gott anders werden lassen, dir gab er ein unbeständiges Herz und freieren Sinn, du hast ein leichteres Erfassen der Kunst gehabt, weil du nit grübeln mußtest; du hast das, was ich mühsam suchte, fertig von mir empfangen. — Auch hast du es nit so ernst genommen mit dem Fleiß wie ich, weil dich der Leichtsinn abgehalten hat. Ich will dir keinen Vorwurf machen, ist halt nit ein Mensch wie der andere, und du bist schier dabei viel glücklicher. Nun hat Gott ein Zeichen gegeben, und du hast es verspürt an Leib und Seele. Jetzt bist du besudelt von einer Gauklerdirne, die deinen Leichtsinn hat vor den Schöffen anklagen müssen. Der Zorn hat dich zu einem Stadtfriedbruch getrieben, der nach deiner Genesung gesühnt werden soll. Du kannst dich vor niemand sehen lassen in Nürnberg, alle wissen, was du getan hast. Da möchte ich dir einen Vorschlag machen. Willst du meiner Bruderliebe vertrauen?"

Hans fiel dem Bruder um den Hals und weinte. Die sanften Worte taten ihm so unendlich wohl, er hatte sich auf eine böse Strafpredigt vorbereitet, die er ja verdiente.

„Mein herzensguter Bruder!" schluchzte Hans; „verzeihe mir die Schande, die dir mein Leichtsinn ins Haus getragen hat. Ich will alles tun, was du mir raten wirst. Keiner ist besser als du, keiner hat solchen Edelmut wie du. Und ich hab' dich so oft gekränkt!"

„Sprich nit davon, Hans!" Gerührt drückte Dürer den Schluchzenden an seine Brust: „Du bist nit schlecht, du bist nur irregegangen. Ich kenne dein Herz. So möchte ich dir jetzt vorschlagen: geh auf die Wanderschaft. In Nürnberg hast du keinen Halt mehr. Bei fremden Meistern wirst du viel erlernen; der Maler muß sich die Welt besehen, daß er aus seiner Enge heraustreten kann. Ich aber will sorgen für dich allerwegen. Du wirst ein tüchtiger Meister werden, wenn du den Ernst zur Kunst gefunden hast. Sei fleißig, der Fleiß macht tugendhaft, der

Fleiß ist der Erlöser und Tröster, er führt zum sicheren Ziele. Ohne Fleiß keine Kunst. Was dir das Genie verwehrt, kann dir der Fleiß ersetzen. Sei stark. Mit Fleiß und Stärke schaffest du dir den Willen, und dein Wille ist dein Gott!! Bete diesen Gott in dir an, er ist die Schaffenslust, ohne die kein Maler bestehen kann. Willst du den Rat befolgen?"

„Ich will!" schluchzte Hans; seine Augen konnten jetzt den Bruder wieder ansehen und ihm war, als sehe er das verklärte Antlitz des Heilands. „Bruder, herzensbester Bruder, wie danke ich dir, daß du mir den Weg weisest aus meiner Finsternis hinaus! Daß du so gut zu mir bist, das geht mir über alles. Du wirst mir mein einziges Vorbild sein! Ich werde deine Worte im Herzen tragen wie Gottes Worte, und mich würdig erweisen, dein Bruder zu heißen!"

So sprachen sich die beiden ungleich gearteten Brüder in Liebe aus und Albrecht entwarf den Reiseplan. Beim Rat erreichte er, daß Hans die Stadt verlassen durfte.

Als die alte Mutter sich etwas erholt hatte, rüstete sich Hans zur Gesellenfahrt. Wie viel Herzweh die arme Mutter niederringen mußte, ehe sie sich dareingab, sich von ihrem Liebling zu trennen, das wissen nur die verschwiegenen Kummernächte.

An einem grauen Dämmermorgen wanderte Hans Dürer, von seinem Bruder Albrecht bis an das Frauentor begleitet, aus Nürnberg. Die letzten Lehren, die letzten Küsse und die letzten Liebesworte des sorgenden Bruders, der sich wie ein Vater um ihn annahm, trug Hans mit sich in die Fremde. Er wanderte gegen Böheim, kam nach Polen, wo er sich seßhaft machte und es durch Fleiß und Geschick zum Hofmaler des Königs der Polen brachte. Mutter, Brüder und Heimat hatte er nie mehr wiedergesehen. Die Kunst Albrechts erreichte er nicht, aber er wurde in seiner Art ein tüchtiger Meister, zu dem ihm der Ruhm seines Bruders verhalf.

Im Dürerhause war wieder der Fleiß eingezogen, und

an Stelle des unruhigen Hans trat nun ein anderer: Hans Springinklee genannt, in die Reihe der Gesellen.

Einige Wochen nach dem Friedbruche im Schneppergraben stand Kaspar in seinem schönsten Gewande in der Studierstube des Ehrbaren Rates Hans Hirschvogel in St. Johannis. Dieser geriet nicht wenig in eine freudige Verwirrung, als er sein Jugendebenbild in Stolz und Schönheit vor sich stehen sah. Er hätte ihn am liebsten in seine Arme geschlossen. Aber die Zeichnung von der „Maria mit der Birne", die ihm Dürer gebracht hatte, und die am Betpult stand, gemahnte ihn auszuharren und dem Willen Gottes nicht vorzugreifen. So wies er seinem Sohne den Platz im Erker an, den Margarete so liebte, und setzte sich zu ihm.

„Ehrbarer Rat!" nahm Kaspar das Wort auf; seine Stimme zitterte in einer heimlichen Angst: „Spät komme ich, Euch herzinnig zu danken, daß Ihr mir in der schwersten Stunde meines Lebens wie ein Vater zur Seite gestanden seid. Von Gott erleuchtet, habet Ihr für meine Unschuld Würde, Gut und Leben opfern wollen. Womit habe ich so viel Güte verdient?"

Hirschvogels Augen leuchteten in Liebe den Sohn an. Sein welkes Angesicht, von früh ergrauten Locken umrahmt, lächelte verklärt.

„Getröstet Euch, lieber Kaspar," sagte er herzinnig; „was ich für Euch getan habe, ist gar gering. Ratsmantel und -kette habe ich wieder, mein Gut ist mir verblieben, ich freue mich des Lebens noch. Daß Ihr aber befreit wurdet vom Gerichtsbann, das hat Gott allein getan. Er hat eine größere Schwere in des Rechtes Wage geworfen, als ich es vermocht hätte, er muß Euch noch lieber haben denn ich!"

Kaspar sah das Lächeln in des Ehrbaren Gesicht und wußte es sich nicht zu deuten. Der gütige Ton in der Stimme des Rates machte ihn noch ängstlicher.

„Ihr habt Euch aber doch für mich opfern wollen.

Ihr sagtet, daß ich Eurem Herzen nahestehe; das hat mich so beglückt, daß ich alle Schmach vergaß. Ihr aber wisset gar nit, wer ich bin, wer meine Mutter war; nun will ich Euch aus meinem Leben berichten, was Ihr wissen müsset. Denn mir ist, als ob Ihr Eure Güte an einen Unwürdigen verschwendet hättet."

Hirschvogel erschrak. Sollte die Stunde nahen, wo Gott ihm den Sohn zuführen wolle? Ein Zittern lief über seine Hände; ihm war, als müsse er jetzt diese Stunde verschieben, als erdrücke sie ihn mit all der Glücksfülle. Er wehrte ab:

„Habt Ihr mir nit von Eurer Mutter erzählt voller Liebe und Bewunderung? Sagtet Ihr nit, daß sie hat müssen über Dornen gehen, die Liebe in ihrem Herzen tragend wie Parsival im Becher des heiligen Gral das Blut Christi? Diese Worte kindlicher Liebe hab' ich nit vergessen. Meister Albrecht hat mir alles über Euch und Eure Mutter erzählt, und das ist es, wodurch Ihr meinem Herzen so nahestehet. Berichtet mir jetzt, wie Ihr Euch die Zukunft denket!"

Erleichtert atmete Kaspar auf; die Angst, der Ratsherr könne Anstoß nehmen an seines Lebens Armut, schwand, und eine sieghafte Zuversicht erfüllte sein Herz. In freudiger Aufwallung sagte er:

„Ehrbarer Rat, ohne Euer Vertrauen, ohne Eure Herzensgüte denke ich mir die Zukunft schwarz wie eine Grabesnacht. Wolltet Ihr mir aber fürder vertrauen, dann wird meine Zukunft im Himmelreich erblühen. Vor allem will ich mich in Nürnberg seßhaft machen. Bürger- und Meisterrecht habe ich mir erworben, so will ich mir denn eine eigene Werkstatt errichten. Ihr wisset von Herrn Fugger, daß ich . . ."

„Ich weiß, ich weiß", unterbrach ihn der Ratsherr, der es lieber gesehen hätte, wenn sein Sohn nicht zum Handwerk Zuflucht genommen hätte. „Aber füllt Euch auch die Goldschmiederei so aus, daß ihr nit Sehnsucht fühlt, vom Handwerk zu lassen und eines besseren Amtes

zu walten? Wolltet Ihr Handel treiben mit den orientalischen Kolonien? Saget es nur frei heraus, ich helfe Euch gerne!"

Erstaunt sah Kaspar den geschlechterstolzen Patrizier an, dem die ehrbare Goldschmiedekunst zu gering schien.

„Mir steht das Handwerk näher als Krämergeist. Es ist mir eine stolze Freude, aus edlem Metall Formen zu schaffen und aus dem Kupfer Bilder zu stechen; im Aufschwung der Zeit einer Sache zu dienen, die Nürnbergs Ruhm begründen hilft, ist ehrenvoll. Meine Kunst halte ich so hoch in Ehren wie Meister Albrecht die seine."

„Das sollt Ihr auch!" beruhigte der Ratsherr den Eiferer. „Ich will Euch nit abreden. Nun ich Euren Eifer kenne, weiß ich auch, daß Euer Sinn höher strebt als trockener Broterwerb. Meister Albrechts Kunst ist aller Ehren wert, so daß sie ihn zu großem Ruhme erhebt. Strebet ihm nach, er ist das beste Vorbild!"

Kaspar ließ seinen Kopf sinken. Was wollte der Rat von ihm? War ihm die Kunst nur dann genug, wenn sie das Höchste erreicht hatte? Wie konnte er es einem Dürer gleichtun, den ganz Italien feierte, den der Doge von Venedig so rühmte? Dieses Meisters Ruhm würde er nie erreichen!

„Dürer ist ein von Gott Erlesener," sagte er nach einer Weile des Nachdenkens, „er hat die Gnade, in jedem Kleindenkenden den Sinn zur Höhe zu lenken. Ich bin ein armer Wurm gegen ihn. Wollte ich ihm nachstreben, es wäre vermessen von mir. Ich muß mich bescheiden mit dem, was ich erreiche. Wohl ist er mein Vorbild, auch mein Freund, der mir die Mutter ins verklärte Licht gestellt hat und mich lehrte, den Vater in Liebe zu suchen. Ach, ehrsamer Rat, wie bilderreich und wie seelenschön er von der Jugendzeit meiner toten Mutter gesprochen hat, es würde auch Eurem guten Herzen wohlgetan haben. — Was ist Euch?"

Kaspar sah, wie der Ratsherr seine Hände übers Gesicht schlug, und hörte, wie er vor sich hinmurmelte: „Bist

du mir nahe jetzt, du mein Gott?“ Aber er bezwang seine Rührung und gebot Kaspar, weiterzusprechen. Der fuhr fort:

„Ehrbarer, auch Euer edles Herz hätte die lautere Seele, die aus meiner Mutter Augen sprach, erkannt. Ihr hättet ihr des Lebens Irrgang nit übel gedeutet, denn sie trug eine starke Liebe in sich für einen, dem sie ihr Leben geopfert hatte: für meinen Vater, den ich suchen ging, und den ich nit finden kann. Ein kleines Bildnis von ihm hielt meine Mutter zeitlebens an ihrem Herzen geborgen, erst in ihrer Sterbestunde ließ sie mir's durch Dürer reichen. Ich habe damals in meinem Schmerz den Verführer meiner Mutter einen Schurken genannt, der ihr das junge Leben verdorben hat. Mit Haß und Rache war meine Seele angefüllt gegen den Lüstling, der in seiner Sündhaftigkeit meiner Mutter Kränzlein stahl —“

„Haltet ein — haltet ein! Fluchet ihm nit!“ stöhnte der Ratsherr. „Ihr wisset ja nit, wer es ist!“ Kaspar aber erhob seine Stimme im Eifer:

„Ich hab' ihm fluchen müssen. Wie sollte ich, das Kind unkeuscher Liebe, hinaustreten ins Leben? Mit dem Makel an meiner Ehre hab' ich mich im wilden Schmerz aufgebäumt. Ich habe Gott angerufen, mich den Verführer meiner Mutter finden zu lassen, daß ich ihn zertreten könne mit meines Herzens Verachtung.“

Aufgeregt hatte Kaspar diese furchtbaren Worte ausgerufen, die den Ratsherrn niederschmetterten, so daß er stöhnte: „Hilf mir, du dreieiniger Gott! Hilf mir!“ Aber Kaspar sah und hörte ihn nicht, sein Herz floß über von seinen Empfindungen. Der warme Ton seiner Stimme nahm einen metallischen Klang an, der dem Ratsherrn in die Seele hämmerte. Weicher gestimmt fuhr er fort:

„In dieser Verzweiflung schickte mir Gott Meister Albrecht. In seine kummervollen Hände nahm er meines Herzens Haß. Aus meinem Fluch, der den Vater verdammte, wandelte er durch seiner Seele Edelsinn ein Gefühl tiefinniger Verehrung für den Mann, den meine

Mutter so liebte. Seiner Worte Güte baute mir die Brücke, über die ich schreite, die Brücke der Liebe vom Sohne zum Vater. Die Kunst Dürers konterfeite in meiner Seele das Bild des Vaters, aus dem die Liebe zu meiner Mutter spricht, in dem ein schweres Dulden und Härmen um meines Lebens Armut ringt. Nur die Züge fehlen, um ihn im Leben wiederzuerkennen. Ehrbarer, wem Dürer in die Seele greift mit seiner Weihestimme, der vergißt das Böse, dem wird das Leben rein. In Venedig hat der Meister meiner toten Mutter die Augen zugedrückt. Hier in Eurem Garten, Ehrbarer, hat er sie mir wieder aufgetan, und fortan seh' ich in ihnen meines Vaters Sehnsucht nach seinem Sohne. Jetzt zieht auch meine Sehnsucht in Liebe dem Vater entgegen!

Das, Ehrbarer, mußte ich Euch bekennen, damit Ihr ermessen könnt, ob Ihr Euch für einen Würdigen oder Unwürdigen auf Leben und Tod verbürgt habet."

Hirschvogels Blicke hingen an dem stolzen Sohne, dessen Worte ihn tief ergriffen. Er hatte keinen anderen Gedanken, als: „Gottes Wille will sich erfüllen!" In seiner Seele flossen die Bilder alle zusammen in eines, das ihm den Sohn zeigte.

Kaspar stand auf, als er den Ratsherrn so ratlos sah. Ihm war ein niegekanntes Gefühl in sein Empfinden getreten, eine Ahnung, als müsse ihn Hirschvogel den Weg zu seinem Vater führen. Er öffnete ungestüm sein Wams, riß eine goldene Kette von der Brust, an der das Medaillon der Mutter hing. Erregt rief er:

„Ich will Euch fragen, Ehrbarer, ob Ihr mir helfen wollt, den Vater zu finden. In dieser Kapsel hat meine Mutter sein Konterfei verwahrt. Wollt Ihr es sehen?"

Erschrocken prallte Hirschvogel zurück. Eine Angst befiel ihn, denn nun war es ihm klar, daß Gott ihm seinen Sohn zuführte. Aber das nahe Glück schien ihm wie ein naher Schrecken. Er wollte Gewißheit haben, daß diese Minute nach dem Willen der Verblichenen das Siegel löse von ihrem Geheimnis. Er wehrte Kaspar ab:

„Noch nit. Harret nur eine Weile! Ich will Euch eine gleiche Kapsel zeigen, die m e i n Jugendbild einschließt. Ich habe es damals für meine Braut von Meister Glockendon nach mir malen lassen. Ihr sollt sehen, wie ich vor zwanzig Jahren ausgesehen habe, und wie ich Euch ähnlich sah.“

Er schloß den Schrein auf, ihm war, als täte er es im Traume. Es wunderte ihn, daß er so ruhige, gleichgültige Worte sprechen konnte, indes sein Herz stürmisch pochte und seine Gefühlswogen über ihm zusammenschlugen. Er kramte aus der Briefschatulle mit zitternden Fingern ein kleines Päckchen hervor und reichte es seinem Sohne voller Angst, als reiche er ihm den Giftbecher.

„Öffnet es!“ sagte er tonlos. „Die Zeit hat mich gewandelt, der Herzenskummer früh gealtert. Ihr werdet mich wohl in dem Bildnis nit wiedererkennen. Das Konterfei ist aus der Zeit, wo Eure Mutter noch in diesem Hause glücklich war!“

Kaspar öffnete die Kapsel nicht; ihm schien es unverständlich, dieser Eitelkeit zu huldigen. Erst wollte er seines Herzens Bitte dem Vater seiner Geliebten vorbringen. Mit bewegter Stimme wendete er sich an den Rat:

„Noch hab' ich Euch nit gesagt, wie sich der Himmel meiner Zukunft durch Euer Wohlwollen gestalten soll. Ehe ich das Bildnis Eurer Jugend betrachte, muß ich erst meines Herzens tiefste Kunde tun. Wie meine Vergangenheit war, wisset Ihr, Ehrbarer, Ihr wisset auch, was ich kann; nun meine Zukunft. Was ich von Euch verlange, mag sich mit meiner Armut nit vereinigen; aber Euer Edelsinn wird das Maß finden, mit dem Ihr messen sollet. Ehrbarer, ich bin Meister und finde in meiner Kunst reichlich Auskommen, auch für zwei. Gebet mir Eure maienholde Tochter zum Weibe! Sie ist der Inbegriff meines Lebens, und ihre Liebe ist mit meiner über die Flammen des Sonnwendefeuers gesprungen, das unsere Herzen in eines verschmolzen hat. Gebet mir Margarete zum Weibe, ich will sie behüten in Liebe und Treue!“

Wie vom Blitz getroffen sank der Ratsherr in seine Knie. Abwehrend hob er seine Hände zum Himmel empor und schrie:

„Gott! — Gott! Was zerschlägst du deinen Knecht. Wende ab von mir das Furchtbarste! Laß es nit geschehen, — fluche mir nit so! — nit so!“

Kaspar hatte anderes erwartet als diesen Schmerzensausbruch. Entsetzt starrte er den Ratsherrn an, der am ganzen Leibe zitterte, dessen Gesicht bleich war wie der Tod. Das Geständnis seines Sohnes, der die Schwester zum Weibe begehrte, nahm ihm die Besinnung, bis er, von der seelischen Pein gemartert, vollends zusammenbrach. Wie leblos lag er am Boden. Kaspar schrie wie verzweifelt auf: „Er stirbt!“

Den Aufschrei hörte Margarete im Zimmer nebenan, sie wußte, daß Kaspar um sie werben kam, und harrte mit pochendem Herzen und bangen Gefühlen auf den Ruf ihres Vaters, um dem Geliebten in die Arme zu sinken. Daß ihr Vater ihn abweisen könne, daran dachte sie nicht. Aber eine andere Angst, von der sie sich keine Rechenschaft geben konnte, bedrückte sie in der Stunde, in der sie ihren Herzliebsten als Brautwerber vor ihrem Vater wußte. Der Aufschrei Kaspars gellte ihr nun wie ein Schreckensruf in die Seele hinein; sie sprang auf und lief in die Studierstube, wo ihr Vater sich rasch wieder erholt hatte und, von Kaspar gestützt, sich erhob.

„Was ist geschehen?“ rief Margarete bestürzt, als sie die Sorge sah, mit der Kaspar ihren Vater stützte. Schon einmal fand sie den Rat bewußtlos am Boden liegend, damals als Kaspar den Becher gebracht hatte.

Hirschvogel sah sein Kind durchdringend an.

Mit einem Male richtete er sich auf, als belebte ihn eine neue Hoffnung. Seine zitternden Hände langten nach dem Arme seiner Tochter, die über das leichenblasse, veränderte Aussehen ihres Vaters erschrak. Wie eines Irren waren seine Blicke in die Weite gerichtet, die großen Pupillen wie eingedrückt.

„Was ist geschehen? Sprich doch, Vater! Wie siehst du aus“, rief sie voller Angst.

„Sei ruhig, mein Kind, was geschehen ist, glaub' ich nit. Komm zu mir und sage deinem gepeinigten Vater, was ihn erlösen könnte vom Wahnsinn. Meine Seele hat eine Minute lang im Entsetzen der Gräber aller meiner Leiden das Licht verloren, das ihr noch blieb. Dieser Augenblick hat meine Erwartungen vom Glück wieder zurückgestoßen in eine Nacht, die von Gottes Zorn verdunkelt ist. Du weißt, wie mein armes Leben verlief, das von Ängsten und Sehnsüchten gepeinigt, Steine auf meine Freuden warf, so wie die Heiden die Märtyrer steinigten. Ein einziger, zuverlässiger Glückstraum ist mir geblieben. Dieser Traum, der verschmolzen ist mit dem lieblichsten Geschöpf, das mir alles war, hat Gestalt angenommen. Nun greift eine furchtbare Hand nach dieser Gestalt, sie greift auch nach dir, mein Kind. Ich habe dies nie gedacht!“

Der Rat rang die Hände in schmerzlicher Verzweiflung, ließ sie aber kraftlos wieder sinken. Die Angst in Margarete stieg, schluchzend schrie sie auf:

„Vater, komme zu dir! Du sprichst ja irre!“

Mitleidig sah der Ehrbare sein Kind an, liebkosend strich er mit der Hand über ihr Goldlockenhaar. Ruhiger sprach er weiter:

„Nie war mir das klare Erschauen des Schreckens so bewußt wie jetzt. Was weißt du von den Ängsten, die mich umschluchzen! Siehe dort den an. Ahnest du, wer das ist?“ Seine zitternde Hand wies nach Kaspar, der, vom Schrecken gebannt, an der Tischkante sich festhielt, um nicht umsinken zu müssen.

„Vater,“ schrie Margarete, „das ist ja Kaspar! Erkennst du ihn nit?“ Sie hielt die Hände abwehrend gegen den Ratsherrn, der sie von sich drängte.

„Und weißt du, was er will von dir und von mir? Du schweigst. Wirst du auch so schweigen, wenn ich dich fragen werde, ob du ihm das sein willst, was er begehrt? O mein Kind! siehe, wie ich zittere in den Qualen!“

Plötzlich, als käme ihm ein erlösender Gedanke, stöhnte er auf:

„Sag' es ihm, um Gottes Barmherzigkeit willen! Sag' es ihm, daß du nie sein Weib werden kannst! Es kann gar nit sein, das wäre entsetzlich! Nur das sage ihm. Hörst du? Nur das, nur dieses eine!"

„Vater!" schluchzte Margarete in ihrer Angst, sie wußte nicht, was der Vater wollte. Er aber packte sie an den Schultern und schüttelte sie; keuchend rief er:

„Sag' es ihm, du — daß du keine andere, keine sinnliche Liebe zu ihm fühlst als nur die Liebe der — Schwester zum — Bruder!"

Margarete glaubte, der Vater sei von Sinnen; sie riß sich von ihm los und taumelte in die Arme Kaspars; eine ungeheure Angst befiel sie:

„Schütze mich vor ihm!" schluchzte sie, sich an ihn klammernd. Plötzlich sprang sie zum Vater zurück; sie glaubte, sein Stolz wolle Kaspars Werbung verschmähen. Zornig flammten ihre Augen, ihre Gestalt reckte sich, ihre Stimme hatte wieder festen Klang, sie rief:

„Ihn liebe ich, Vater, ihm gehöre ich an mit Leib und Seele. Ohne ihn kann ich nit leben. Ich werde sein Weib werden, hörst du es, Vater? Ja, ich trotze dir, weil ich erkenne, daß du es mit mir und meinem Herzliebsten auch so treiben willst, wie es dein Vater mit deiner Herzliebsten und dir getrieben hat. Ich aber will glücklich werden, ich will ehrlich meine Liebe einem Manne schenken, dem ich mit ganzer Kraft und Leidenschaft mich gebe! Ich will deinen Reichtum lassen, seine Armut macht mich glücklicher; ich will für ihn schaffen Tag und Nacht, denn er ist meines Lebens Inhalt! Wolltest du mich mit Gewalt von ihm losreißen, Vater, ich müßte dir entfliehen! Was hast du gegen ihn?"

Fast glückselig hörte er ihr Bekenntnis. Es war ihm zumute, als dürfe er Gnaden austeilen, da ja seine innigste Liebe den beiden gehörte. Aber plötzlich stieg wieder das Gespenst der Blutschande, die furchtbare Erkenntnis von

der Grausamkeit des Geschickes und der strafende Zorn Gottes vor ihm auf. Er zuckte zusammen.

„Das liebe, junge Glück!“ jammerte er, grenzenlos verzagt. „Im Lenzmorgen der Unschuld zum Leben erwacht, im Rauhreif der Elternsünde von Gottes Strafe zerschlagen. Bist du mir jetzt nahe, du Seele meiner geliebten Toten? Hast du das bedacht, was Gottes Wille tun mußte? Die Kinder, die Kinder!“ Schluchzend sank er in den Stuhl: „Die armen, lieben Kinder, s i e sollen es büßen, ohne Verschulden? O wende es ab von ihnen! Hilf mir! Ich möchte sie doch so glücklich sehen.“

Kaspar hielt Margarete in seinen Armen fest, als fürchtete er, daß sie ihm entrissen werden könnte, in beiden Fäusten drückte er die Medaillons. Ein tiefes Mitleid erfaßte ihn, als er den Schmerz erkannte, der das Herz des Ratsherrn so unbarmherzig zerriß; aber er verstand ihn noch nicht. Sanft drängte er Margarete vor ihn hin, kniete mit ihr nieder und sprach herzinnig flehend:

„Segnet uns, Vater! Ich erkenne doch Eure Liebe! Was Euch auch erschüttern mag, es kann unser Glück nit kränken! Wir haben uns in Ehren gefunden.“

Der Ratsherr sprang auf. Das Wort „Vater“ aus dem Munde seines Sohnes war ihm wie Himmelsmusik! Aber, segnen sollte er ihren Liebesbund? Er sollte Bruder und Schwester vereinigen zu Mann und Weib? Wie hätte er das gedurft? Das war ja entsetzlich!

„Mir flucht ja Gott in Eurer Liebe! Wie könnte ich Euch segnen! In dieser Stunde meines größten Schmerzes hat sich Gottes Wille erfüllt, grausam, erbarmungslos. Er gebietet dir, Kaspar, durch meine Zunge: ‚Öffne die Kapsel, deine Mutter will es!“

Nach dieser Weisung sank Hirschvogel auf sein Betpult in die Knie und betete zu Gott um Milde und Schonung für seine Kinder.

Kaspar reichte seiner Geliebten verständnislos eine Kapsel zum Öffnen; sie tat es zaghaft.

„Das ist ja mein Vater!“ sagte sie überrascht.

Das ist mein Vater!" erstaunte Kaspar; er griff nach der Kapsel in ihrer Hand, verglich die beiden Bildnisse: es war ein und derselbe.

Mit erstickter Stimme schrie er auf: „Mein Vater! So hab' ich Euch gefunden?"

„Mein Sohn!" schluchzte Hirschvogel und breitete seine Arme aus nach ihm.

Kein Laut mehr störte die Stille, die alle Wogen der Gefühle zusammendrängte in ein einziges Verstehen. Vater und Sohn lagen sich weinend in den Armen, sie hatten sich gefunden in Liebe, so wie es die tote Dulderin gewollt hatte. Aber wie grausam war dieses Finden!

Margarete stand wie ein bleiches Marmorbild in der Stube, die Hände auf der Brust gefaltet, die Augen geschlossen; alles Blut war aus ihrem Gesicht gewichen, sie zitterte mit den Lippen, die krampfhaft und in einem fort ein einziges, für sie alles Entsagen enthaltendes Wort ausstießen: „Bruder — Bruder — Bruder!" In ihrer Seele war es wie ausgelöscht, sie schwebte wie in einer Leere, als hätte eine Hand die Bilder ihres tiefinnigsten Glückes aus ihr herausgefegt.

Und in diese Stille der Stube, in das schmerzhafte Finden von Vater und Sohn, und in diese entsetzliche Leere einer Mädchenseele bangten ahnungsvoll die milden Heilandsaugen Albrecht Dürers. Eine unirdische Gewalt trieb ihn von seiner Arbeit weg, drängte ihn in Hirschvogels Haus, denn sein Voraussehen in Ereignisse, die reif zur Erfüllung wurden, sagte ihm, daß in dieser Stunde das Schicksal von drei Herzen allen Fragen Antwort geben werde, nur einer nicht. So wie er Vater und Sohn vorbereitet hatte, sich in Liebe zu finden, wie es die Sterbende in Venedig wollte, so mußte er nun Margarete vorbereiten, daß sie das größte Leid auf Erden im Verzicht auf das Glück ertragen lerne. Was waren die „Marter der Zehntausend", vor denen Margarete sich erschreckte, gegen die Marter, die ihr junges Herz nun zu

ertragen haben werde in den Prüfungen, die ihr das Schicksal auferlegte!

Und Dürer, der Kummerreiche, der keinem Lebewesen einen Schmerz zufügen konnte, sah nun eine Blume, die kaum erblüht war, im Frost ersterben. Wie griff ihm das an sein weiches Gemüt! Er wollte seine milde Hand über die vom Schmerz durchzuckten Herzen legen, er wollte den Balsam seiner Worte in die Wunden träufeln. Auf eine kleine Holztafel hatte er für diese Stunde, von der er wußte, daß sie bald kommen werde, das Bild der Jungfrau Maria mit dem Jesusknaben, der in der Hand die halbe Birne hielt, mit liebevollem Fleiß gemalt; es trug die Züge von Kaspars Mutter.

Dieses Bild hielt er nun vor die geschlossenen Augen Margaretens und rief mit leiser Stimme ihren Namen. Als sie die großen Tränenaugen aufschlug und in die himmelsmilden Züge Marias sah, faltete sie die Hände über der Brust und betete in schmerzhafter Ergriffenheit. Das stille Gebet floß wie Himmelstau aus ihrem blutenden Herzen, und Dürer fühlte, daß dieses Gebet die erste Stufe sei, auf der Margarete die Leidensleiter hinaufsteigen mußte zum Gnadenborn des Trostes.

„Betet, arme Jungfraue," sagte Dürer mit bebender Flüsterstimme; „bei der Himmelskönigin, die alle Schmerzen erleiden mußte um der Liebe willen, wird Euer Leid den Trost finden, daß das Herz in Reinheit und Demut von Gott in seinen Armen empfangen werde. Mir hat eine Jungfraue in Venedig ein Wort gesagt, das ich Euch zum Trost geben will: ‚Keine Not ist so groß, keine Enttäuschung so schwer, als daß daraus nit eine Gnade von Gott erwachsen könnte.' — Margarete, gehet den Worten nach in Eurem Schmerz, sie vermögen es, neue Hoffnung zu erwecken. Sehet Maria an, sie trägt die Züge einer Märtyrerin der Liebe, die ihr Leben aufopferte im Glauben an das Glück im Himmel. Mir ist beim Malen Euer Antlitz vor Augen gestanden, und es ist doch das Konterfei der Mutter Eures Bruders. Auch das Wunder, daß Ihr

jener gleichet, ist ein Wunder von Gott. Und alle Liebe, die Gott in unsere Herzen goß, ist eine Sendung von ihm; sie muß wieder zu ihm zurück, wenn sie auf Erden ihre Mission erfüllt hat. Höher aber als alle Liebe vom Weib zum Manne wertet Gott die reine Liebe von Schwester und Bruder. Wertet diese Liebe wie Gott, arme Margarete, dann werdet Ihr wieder reich werden."

Ein Zittern und Beben überlief bei diesen tröstenden Worten den feinen Leib der Jungfraue. Sie stand aufgerichtet und sah in die Augen des Trösters. Der aber trug das Marienbild zu Kaspar und hielt es ihm vor die Augen. Aufschluchzend löste sich der Sohn aus den Armen des Vaters, ergriff das Bild und küßte es.

„Mutter!" stöhnte er: „Du hast geweint, nun ist mir Antwort geworden, warum. Du hast mich gewarnt; nun erkenne ich, weshalb. Dein Antlitz ist meiner lieben Margarete gleich, nun weiß ich, daß du es bist, die in ihr weiterlebt, die dein Leid weitertragen muß, weil sie mir nit werden kann, was du dem Vater auch nit hast werden können. Warum, Meister Albrecht, — warum?""

Dürer nahm ihn an der Hand und führte ihn zu Margarete. Die Hände auf ihre Schultern legend, sagte er:

„Ihr habet die Frage getan, die ich voraus wußte, so gebe ich Euch zur Antwort: Das wahre Menschentum lehrt verzichten und in Demut das Unabänderliche tragen; es hebt die Blicke, nit aber die Fäuste zum Himmel empor. Wir alle fühlen nur für kurze Zeit die Schönheit des Lebens, die aber soll rein bleiben, weil sie die Fruchtbarkeit ist: das Samenkorn für künftige Geschlechter in die Scholle der Seele gelegt. Die Sünde aber, die wir an unsere Kinder vererben, pflanzt sich fort, bis ins vierte Glied, und darum hat es Gott gut gemeint, euch die Fruchtbarkeit zu verwehren, auf daß die Sünde eurer Eltern nit weiter gedeihe. Reiner kann eure Liebe nit erhalten werden, als wenn sie in Bruder und Schwester geheiligt wird."

„Bruder!" rang es sich aus dem Herzen Margaretens, und sie breitete die Arme aus nach ihm.

„Schwester!“ schluchzte er auf und sank an ihre Brust.

„Ich weiß nit, mir tut das Herze gar so weh“, stöhnte sie. Er küßte sie auf den Mund und sagte:

„Schwester, wir dürfen unser Herz nit weinen lassen, es muß sich nit wider den Gott stellen, der uns vereinigt hat. Er wußte ja, daß wir Bruder und Schwester sind, und da gab er uns die heilige Liebe, die wir rein wieder zu ihm zurückbringen müssen.“

Da war es, als löste sich alle Bangigkeit, aller Schmerz aus der Seele Margaretens, sie nahm den Bruder an der Hand und zog ihn mit sich fort.

„Komm, liebster Bruder mein!“ sagte sie mit weicher Stimme, „ich will dich in das Stüblein führen, in dem deine Mutter hauste. Der Vater hat es bereit gehalten für einen, der kommen und fortan bei uns hausen soll. Gelt, Vater, da hast du den Bruder vermeint? Jetzt ist er da.“

Sie führte ihn die Treppe hinauf, öffnete die Tür zu einer lichten Stube, die mit alten Möbeln eingerichtet und mit frischen Blumen geschmückt war. Zaghaft blieb Kaspar in der Türe stehen; er wagte es nicht, in das Heiligtum einzutreten, in dem seine tote Mutter einst stand wie jetzt Margarete.

Tritt ein, lieber Bruder! In der Stube deiner Mutter sollst du fortan der Herr sein!“

In ihrem Gesicht zuckte es, der Schmerz um ihr Liebesglück grub harte Züge in ihren Liebreiz. Mit scheuen Blicken sah sie Kaspar an.

Tritt ein, lieber — Bruder, sei willkommen! Du bist in deiner Heimat!“

Immer stärker zuckte es in ihrem Gesicht, Träne um Träne rann über die bleichen Wangen. Dann war es plötzlich mit ihrer Kraft vorbei. Aufschluchzend sank sie an seine Brust und schrie:

„Du bist ja mein Geliebter! Oh, du allergrößte Not des Lebens, wie werde ich das tragen! Ich müßte ja mein Herz in die Erde vergraben, wo sie am tiefsten ist!“

Lange stand in inniger Umarmung das schöne Paar in

der Stube, in der einst ein ebenso schönes Paar in Liebe sich geküßt hatte. Ein Sonnenband taumelte durchs Fenster, und in dem Flimmern des Lichtes versanken zwei Herzen in die Finsternis, aus der sie nicht mehr herausfinden sollten.

Vom Garten herauf klang die Stimme Dürers, der von Hans Hirschvogel Abschied nahm. Sie klang wohl so laut, daß sie auch die Geschwister im oberen Stübchen hören sollten:

„Ehrbarer Rat, unsere Sitte ist hart, auf Blutschande ist das Rad gesetzet, von Rechtens wegen. Habet Vertrauen zu Euren Kindern, sie werden in ihrer Liebe die Kraft finden zum Entsagen. Gott legt ihnen zur Buße auf, die Schuld der Eltern zu sühnen. Eure Frage: warum? vermag nur das Schicksal zu beantworten, das aus den Herzen Eurer Kinder die Glocke gießet, die der Frieden einmal zu reinem Liebesgottesdienst wird läuten lassen. Darüber müsset Ihr nun wachen als schuldbeladener Vater."

— — — — — — — — — — —

Wie aber hat das Schicksal diese Frage beantwortet?!

Ende des zweiten Bandes.